Oelkers

Theol:

Humoristisch-satyrische

Geschichte Deutschlands

von

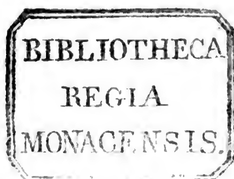
der Zeit des Wiener Kongresses bis
zur Gegenwart.

Nebst einem ernsthaften Schreiben statt der Einleitung und ernsthaftem Schluß.

Von

Theodor Oelckers.

Leipzig,
Otto Klemm.
1847.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Uebersicht des Inhalts.

Zweite Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Seite

Aus einem Schreiben des Freiherrn von A. an den Freiherrn von B.

„Es gibt nur Herren und Knechte."
Schiller.

Zu meinem Leidwesen seh' ich, Theuerster, daß Du in ungeheurem Irrthum befangen bist, sowohl über Dich selbst, als über mich und die ganze übrige Welt. Freiheit — die nämlich, von der Du, gleich tausend gemeinen Narren, predigen willst — blüht nur in dem Reich der Träume, oder wenn's hoch kommt, unter den Wilden. Die sind noch allenfalls Freie und wissen als solche was sie wollen. Du erinnerst Dich vielleicht in den Zeitungen gelesen zu haben, wie im verwichenen Jahre die wilden Neuseeländer einen englischen Leutnant, den sie gefangen hatten, bei feierlicher Gelegenheit zu Ehren eines Gottes oder Häuptlings unter passenden Gesängen und geistreichen Reden verspeisten; das war denn doch ein Zweckessen! — In Folge der unsrigen verliert Niemand den Kopf, außer etwa die Festredner selbst, wo dann der Verlust meist nicht groß ist.

Schiller, von dem die bekannte botanische Notiz herrührt, daß „Freiheit nur in dem Reich der Träume blüht", meint auch ganz richtig, daß die genannte seltene

Pflanze ein schlechtes Gericht gibt, wenn sie in Pöbeltöpfen gekocht wird:

„Wenn sich die Völker selbst befrein,
So kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.“

Wenn derselbe Poet dann anderwärts auch wieder von „Männerstolz vor Königsthronen“ und „Untergang der Lügenbrut“ fabelt, so beweist dies nur das konfuse Wesen der deutschen Dichter, die da nicht wissen was rechts und links ist, und mit der Freiheit immer Blindekuh spielen: sie laufen mit verbundenen Augen darnach und fassen sie nie, sondern stolpern höchstens darüber.

Doch, ohne Abschweife! Du verkennst, wie gesagt, die Welt und deine eigne Stellung, wenn Du wirklich das werden willst, was die Menge (die ich im Himmel, wofern es einen gibt, mit Vergnügen einmal Brüder nennen will, aber nur nicht hier) freisinnig oder so ähnlich nennt. Du willst deinen Stammbaum in den Ofen werfen in deinem liberalen Raptus; das ist, nimm mirs nicht übel, mehr als thörig, denn ein Stammbaum hat unendlichen Werth für den Besitzer, wenn man die Früchte davon nur zu pflücken versteht, wozu nicht einmal Genie gehört. Die Dummen verstehn das trefflich; warum nicht wir, die wir gesunden Verstand haben!

Du schmähest mein aristokratisches Wesen, nennst mich einen Finsterling und engherzigen Rückschrittler, einen Freiherrn, der nur den Bedienten höherer Finsterlinge macht — das ist heillose Verblendung. Ich muß zu Dir reden, wie zum unerfahrnen Säugling, um Dich aufzuklären über Dinge, die sich von selber verstehn. Betrachte die Welt mit offenen Augen! Alles ist ganz einfach.

Der Freiherr Gaudy, leider ein Abtrünniger, den Du so gern hast und der jeder besternten Brust gern den Rücken kehrte, um für's Wohl der Bettelsäcke zu schwärmen, dieser selbige Gaudy kam vor seinem Ende doch selber nicht weiter, als zu einem Klagelied, worin es heißt:

„Die großen Fische fressen stets die kleinen.
So war's von je, so bleibt's in Ewigkeit —
Mit bestem Willen kann man's nicht verneinen.
Die Menschheit schreitet vor. Doch bis zur Zeit
Wo gleiches Recht und Friede herrscht auf Erden,
Bis dahin ist es noch verzweifelt weit.
Und wird der schöne Traum je Wahrheit werden?
Gott geb's! Allein der Mensch bleibt ewig Mensch,
Mag er auch noch so altklug sich geberden;
Der Sinne niedrer Sklave, wetterwendsch,
Im Staube bald und bald bis an die Sterne,
Als Herr Despot, als Diener wiederspännsch;
Und die Geschichte, alte wie moderne,
Singt mir dasselbe Lied. Ihr aber sagt:
Die Menschheit schritte vor. Ich hoff' es gerne —
Doch glaub' ich's nicht. —
Die großen Fische fressen stets die kleinen.“

Gewinn — Reichthum — Genuß — und Alles, was damit auf Erden irgendwie zusammenhängt, ist die große und alleinige Triebfeder, nach welcher auch regiert wird. Und es wird immer eine möglichst kleine und möglichst geschlossene Zahl von Menschen zusammenhalten, welche dies Regieren (das Obenanstehen und Wohlbefinden durch Andrer Mühe) übernimmt und niemand anderm überlassen mag.

Es ist so. Jemand wird allezeit an der Spitze der

Masse stehen und die Macht haben wollen, um seiner Person alle die Vortheile zu sichern, welche solche Macht gewährt. Das ist sehr natürlich. Ein Jeder will für sich den größtmöglichen Genuß in allen Dingen, welche die Welt bietet, und dies Ziel erreicht man durch den Besitz der Macht (d. h. indem man sich durch Tausende oder Millionen die Mittel zum Genuß verschaffen läßt,) natürlich viel leichter, als wenn man selbst und allein diese Mittel erwerben soll.

Nun gilt es aber nicht erst ein allgemeines Wettrennen nach der ersten und höchsten Stelle, sondern es gibt da schon Einen, der von alters her an der Spitze steht, wo er doch wenigstens ebenso gut wie jeder Andre das Recht hat zu stehen; — und daher kann man's ihm nicht verdenken, wenn er seinen Besitz nicht aufgeben mag, vielmehr Alles anwendet, um denselben zu behaupten.

Das heißt Conservatismus!

Die Masse mag wohl instinktmäßig fühlen, daß es nie anders sein und daß immer Einer Alles vor ihr voraushaben wird; daher läßt sie, als müßt' es so sein, den vorhandenen Einen immer als von Gottes und Rechtswegen gelten und jubelt schon, sobald sie von ihm und seinen Gehilfen nicht geradezu geschunden wird.

Unter der Masse gibt es nun freilich auch Leute genug, welche die Untugend haben zu denken, und die für Alle in Anspruch nehmen, was zur Zeit nur Einer hat. Sie sagen zu letzterem nicht: „Mir wollen an deine Stelle," sondern sie sagen: „Niemand soll bevorzugt

sein, auch wir nicht, aber auch Du nicht: daher theile mit uns und den andern Allen."

Dies meinen diese Männer großentheils jetzt, wo sie nicht im Besitz sind, auch wohl ernstlich und wahr. Gesetzt aber, sie kämen vom bloßen Denken zum Handeln und nähmen dem Einen die Macht, so würde sich zeigen, daß sie dieselbe, statt Alle daran Theil nehmen zu lassen, für sich allein behielten.

Die großen Fische fressen stets die kleinen.

Ob es ein Fisch ist, oder einige, ob sich das Ding Monarchie oder Republik nennt, das macht im Grunde wenig Unterschied.

Aber da es doch einmal, selbst einen Umsturz angenommen, immer wieder Etwas oben an der Spitze geben wird, so hat, wie gesagt, der jetzige Eine vollkommen Recht, sich zu behaupten.

Nun sieh aber weiter. Der Eine allein könnte sich der Masse gegenüber nicht halten. Daher läßt er eine Anzahl Andrer, so viel etwa nöthig sind, theilhaben an der Macht und mitgenießen. Diese sind zunächst die Adeligen, die „Stützen des Thrones," die sich, obwohl nicht auf der höchsten Stufe stehend, auch noch sehr gut befinden und daher ganz recht haben, conservativ zu sein. Denn indem sie den Einen erhalten, erhalten sie sich selbst.

Sie allein wären ihrer aber auch noch nicht genug, um den ganzen Bau gehörig zu erhalten, und lassen daher wieder eine Anzahl Andrer mitgenießen, Beamte aller Art, große und kleine Vögte, privilegirte Wucherer u. s. w. Besonders die Büreaukratie erweist sich da äußerst nützlich. Alle diese Leute befinden sich ebenfalls noch ganz leidlich

beim Abhub von der allerhöchsten Mahlzeit und sind daher ebenfalls aus ganz natürlichen Gründen conservativ. Das wahre Wesen des Conservatismus ist demnach: das Streben all' dieser (des Einen selbst, der Adeligen, aller Beamten u. s. f.), das zu begünstigen, was den einmal vorhandenen Einen stützt, erhält und ihm förderlich ist.

Gesetzt nun, der Eine wäre zufällig ein so großer Narr wie Du, fühlte sich von den sogenannten humanen Ideen ergriffen und wollte freiwillig von dem ererbten Großvaterstuhle steigen und unter die Masse treten: so würden die Stützen des Thrones ihn sicherlich zwingen, hübsch sitzen zu bleiben, denn mit ihm müßten auch sie herabsteigen.

Das Regieren der Conservativen heißt demnach gar nichts anders, als: Stete Nothwehr gegen die Mitgenießenwollenden, deren man zur Erhaltung der gemeinsamen Sinecure nicht bedarf. Und aus diesem Grundsatze fließen alle Regierungsmaßregeln unsrer deutschen Monarchien und Republiken.

In Zeiten, wo die Masse noch unbelehrter, die Denker unter derselben seltener und die Zustände noch viel barbarischer waren, als heute, da that der Eine mit seinen Genossen ganz unverholen was er wollte und suchte nichts zu bemänteln. Heut zu Tage aber ist es zuweilen nöthig sich in den Schein des Gegentheils zu hüllen und schöne Phrasen zu gebrauchen, welche die Masse glauben machen, es geschähe Alles zu ihrem Besten. Was da der Eine mit seinen Genossen thut, geschieht Alles aus Patriotismus und purer Liebe zu der Menge unter seinen Füßen, und „wenn die wilden Schweine dem armen Manne seine

Felder verderben, so rechnet man es ihm unter dem Namen Wildschaden für göttliche Schickung an." Das Wort „für's Vaterland," hat in solcher Weise immer treffliche Dienste gethan und in neuern Zeiten, wo man die Menge, die man ausbeutet, auch noch zwingt, ihre eignen Söhne zum Wachdienst für die klugen Herren zu stellen, nennt man auch diese Schmach: „für's Vaterland Waffen tragen." Ebenso ist man aber auch erfinderisch gewesen, mit recht garstigen und abschreckenden Phrasen Alles zu bezeichnen, was irgendwie unserm bestehenden Systeme entgegenstrebt und demselben nachtheilig ist. Wer gegen den Einen und seine Gehilfen etwas sagt oder thut ist ein Landes- und Volksverräther, und wäre der Tropf auch die beste liebevollste Seele von der Welt und begeistert für das Wohl seiner Brüder. Und die diesem Tropf helfen, das waren „nur Leute aus dem Pöbel," „Menschen die nichts zu verlieren haben," „hohle und müßige Schwärmer," Bösewichter, die eitel destructiv und subversiv wirken.

Wir, die wir die Stützen des Thrones sind, finden freilich auch bisweilen Narren oder Abtrünnige in unsrer Mitte, die indeß durch einzelne kluge Ueberläufer aus der Masse ganz gut ersetzt werden. Wir Alle, dir wir den Conservatismus pflegen — Adelige, Beamte und der ganze Anhang — sind noch besonders zu klassifiziren. Es gibt da Leute mit klarem Bewußtsein, unter die z. B. auch ich gehöre, welche gar wohl wissen, woher Alles kommt und wie Alles zusammenhängt, und die auch wohl gut genug sind, um in schwachen Stunden mit der Masse Mitleid zu haben, nie aber so schwach, um die

Macht, die sie haben, fahren zu lassen, sondern die nie vergessen, daß „die großen Fische fressen stets die kleinen.“ Dann gibt es Dumme, die eben nur das Herkommen, das ihnen ganz bequem ist, wollen und gar nichts denken, die uns eigentlich auch gar nichts nützen und die wir nur mitgenießen lassen Ehren und Schande halber, weil sie einmal von Alters her unter uns sind, vielleicht auch kluge Vettern unter uns haben. Neben solchen Bornirten, deren Meinung nur Instinkt ist, haben wir auch Manche, die wohl denken könnten, aber zu faul sind. Ferner auch halbe Narren (erlaube, daß ich Dich darunter rechne,) die wirklich alles Ernstes mit der Menge von Fortschritt fabeln, aber doch so beschränkt sind, zu wähnen, derselbe wäre mit Beibehaltung unsers Systems möglich. Aber man muß ganz ehrlich sein, oder ganz Betrüger: sonst betrügt man nur sich selbst.

Ich weiß nicht, ob Du frei und unbefangen genug bist, um zu fassen, daß das Alles nicht anders sein kann und daß wir nur festhalten, was außerdem doch Andre haben würden. Aber es ist gewiß so, und der Masse gegen uns siegen zu helfen, hieße doch nur, die Rollen einmal wechseln lassen, ohne deshalb das System für die Dauer zu ändern. Alles bliebe beim Alten.

Auch ist die Menge schon zu erbärmlich und zu sehr in Knechtschaft versunken, um noch ein Fünkchen Mitleid zu verdienen. Ein neuerer Poet läßt einen klugen Usurpator folgende Betrachtung anstellen:

„Ihr Weisen, die den dunkeln Pfad ihr wallt
Beim Dämmerstrahl von Zeiten, längst verhallt,

(Wie abergläubsche Diebe für die Nacht
Sich eine Kerz' aus Todtenmark gemacht:)
Euch mach' ich reich, ihr Weisen, und geehrt;
Ich weiß, ihr Narren, was eure Weisheit werth:
Die Sternenschaar meßt ungeblendet ihr, —
Doch blendet euch ein Tand, ein Goldstück hier.
Wie lach' ich dann, laßt ihr mein Lob erschallen,
Wenn Lügenreden, Lügenlieder hallen,
Gelehrte Sklaven! niedrigste von allen!
Ihr Witz ist feil, all ihre Weisheit sinkt,
Wo eines Scepters kleine Spitze blinkt.

„Ihr, die ihr glaubt so manch' unglaublich Wunder,
Und heilig haltet selbsterdachten Plunder,
Und, kühner noch als Nimrod, Himmel stürmt,
Indem ihr Unsinn über Unsinn thürmt:
Euch sollen Wunder werden, traun! die klar,
Gesehn, gehört, bestätigt, nur nicht wahr.
Und euren Eifrern, die so hoch verzückt,
Daß leider Sinn nicht ihre Rede schmückt, —
Den Märtyrn, deren Blut für Wahrheit rann,
So göttlich, daß kein Mensch sie fassen kann, —
Und euren Priestern, handelnd mit der Lehre
Die Heil erwirbt, (so wie an Ava's Meere
Nur Priestern ist der Handel zugedacht
Im besten Marmor, draus man Götter macht:)
Mysterien geb' ich ihnen, (gute Hülle
Für manchen Schuft!) Mysterien die Fülle;
So wirr, als je von List sie ausgegangen,
Leicht vom Einfältigen als wahr empfangen,
Vom Schalk erheuchelt, bis er drin befangen! —
Ein Himmel wär' auch wohl, ihr Herrn aus Lehm,
Ein üppig Paradies, euch angenehm!
Schlecht steht's um des Profeten heil'ge Kraft,
Der Himmel nicht nach Jedes Sinne schafft;

Houris den Knaben, Weisen hohe Lehren,
Und Allen Engelflügel, Ruhm und Ehren.
Nur Tand! was Lust und Eitelkeit nur nennt!
Denn Jedes Himmel ist, wornach er brennt."

Diese Verse erinnern mich an unsre Hauptverbündete, an die Hierarchie, mit der wir es nie verderben, mit der wir stets Hand in Hand gehen sollten, weil sie gleiche Zwecke mit uns verfolgt und wir sie doch nie ganz unterdrücken werden. Besser eine Freundin, als eine gefährliche Rivalin! Ihrem ganzen Wesen nach ist sie der Menge schon lieber, als unsre Herrschaft. Das Volk läßt sich gern durch Priester zu blindem Fanatismus bringen, haßt aber stets weltliches Regiment, Polizei u. s. f. Gespenstergeschichten ziehn es mehr an, als Räubergeschichten. — Ich schreibe dir da eine Stelle über diesen Gegenstand ab, die ganz mit dem von mir Bemerkten übereinstimmt und die nur nicht gedruckt sein sollte. — Eine wahrhafte Erfüllung der Christuslehre konnten die Egoisten nie dulden, und sie ließen es daher auf den Kampf gegen alle diejenigen ankommen, welche die Verwirklichung christlicher Verheißungen verlangten und erstrebten. Die letztere Partei, das Volk, die Massen, oder welchen Ausdruck man immerhin brauchen will, war, wenn auch meist am zahlreichsten, doch gewöhnlich ohne festen innigen Zusammenhang unter einander und vermochte daher den festgeschlossenen Phalanx der Gegner, der Egoisten, nicht zu brechen. Die Gegner des wahren Christenthums, die hier unter dem Gesammtnamen Egoisten begriffen werden, treten in der Geschichte unter verschiedenen Gestalten auf, als z. B. Adel, Pfaffen (Hierarchie),

Geldmenschen. Wenn diese Klassen je nach den verschiedenen Zeitaltern, Ländern und den verschiedenen gesellschaftlichen Verhältnissen auch sehr verschiedenartig erscheinen mögen, so waren sie doch stets und überall im Grunde dieselben, dieselben wie noch heute. Bald trat die eine, bald die andere, oder auch alle in Gemeinschaft (ihre Interessen sind am Ende dieselben), herrschend oder um die Herrschaft kämpfend auf. Aus welchem Grunde, zu welchem Zwecke und gegen wen kämpften sie? Frage und Antwort ist hier sehr natürlich und einfach. Wie Jeder die erstere von selbst aufwerfen mag, kann sich auch wohl Jedermann die letztere von selbst geben. Trotzdem dürfte es ersprießlich sein, dergleichen immer von Neuem ausdrücklich zu erörtern. Materielles Wohlbefinden, überhaupt irdisches Behagen und Lust nach Herrschaft, welche letztere das erstere zugleich am leichtesten und sichersten zu bieten verspricht, sind hauptsächlich Ursache oder Zweck des Krieges gewesen und sind es noch. Wo Alle gleich berechtigt sind, wo sich die Hilfsmittel zum Genuß und mithin der Genuß selbst gleichmäßig unter Alle theilen, da hat der Egoist nicht genug für sich. Er will womöglich mit Niemand theilen oder doch nur mit sehr Wenigen, zum Nachtheil der meisten Andern. Aus solchen Grundsätzen entstanden die herrschenden Klassen, der Adel, die Hierarchie u. s. w. Wo der Einzelne herrschen und jeden Lebensgenuß für sich allein erobern kann, thut er's auf Kosten der andern. Aber gegen die ungeheure Mehrzahl vermag der Einzelne den Kampf nicht zu bestehen, und daher begnügt er sich, den Raub mit einer gewissen Anzahl Gleichgesinnter zu theilen. Das eine Mal gelang es

einer solchen Verbindung Einzelner, sich ein Uebergewicht über die übrige Gesammtheit zu verschaffen durch Gewalt, das andre Mal durch List und geistige Ueberlegenheit, dann wieder durch andre Hilfsmittel — z. B. Geld — welche die unnatürlichen, ausgearteten Verhältnisse der Gesellschaft darboten: — d. h. das eine Mal herrschten Adelige, das andere Mal Priester, und dann Reiche. Auch gingen wohl (wie häufig in neuester Zeit) diese Alle Hand in Hand. Die beherrschte Gesammtheit wurde künstlich im Zaum gehalten, am seltensten durch physische Gewalt, am öftesten durch absichtlich beförderte Unwissenheit, Stumpfsinnigkeit, oder durch Armuth und Hunger. — Die Lehre Christi war, vielleicht in höherm Maaße als manche andre Lehre, im Stande, die gebeugte und geknechtete Gesammtheit zum Bewußtsein zu rufen, zum Bewußtsein ihrer Ansprüche, Rechte und ihrer Würde. Es war die Lehre von der Gleichheit Aller, von der Menschenwürde, welche dem Sklaven innewohnt und zukommt, so gut wie dem „Edeln" und dem „Herrscher." Jetzt mußte es den Herrschenden, in all' ihren oben angeführten Gestalten, darauf ankommen, jene Lehre mit jenem erwachenden Bewußtsein zugleich zu unterdrücken. Dies erwies sich als unmöglich: Die Lehre breitete sich aus und man erkannte das Unvertilgbare daran. Nun bekannten sich die Herrschenden, mit wohlberechneter List, selbst dazu, aber nur mit dem stillen Vorbehalt, die Lehre je nach ihrem Vortheil zu deuten und in Anwendung zu bringen. Der Adel und der Reichthum waren hier zu schwach, um ihren Zweck zu erstreiten, sie mußten sich inniger mit der Hierarchie verbinden, um mit dieser die

neue Lehre unschädlich zu machen. Die Hierarchie gab der Lehre nun ihre Deutung, d. h. sie ließ die Lehre nur scheinbar gelten und setzte unter diesem Schein (nämlich angeblich das Christenthum fördernd,) das alte Handwerk der Bezähmung und Verdumpfung der beherrschten und überlisteten Gesammtheit um so glücklicher fort. Dank ihrer Mühe! an die Stelle der reinen Religiosität trat schnell genug der Mysticismus, mit Allem was in sein Gefolge gehört; die Vernunft ward gefangen genommen, das Gefühl auf Abwege geleitet. — Allein der glückliche Erfolg hierarchischer Bemühungen konnte doch nicht allgemein und durchgreifend sein. Immer von Neuem, bald hier bald dort unter der beherrschten Gesammtheit, den Völkern, leuchtete die Wahrheit — der wahre Sinn der Lehre — empor. Dieses Aufleuchten mußte unterdrückt werden, bevor es zur unlöschbaren Flamme ward, und so folgte Kampf auf Kampf. — Die Priester machten klüglich das wahre Christenthum — obwohl sie den Namen desselben beibehielten — vergessen, und setzten ein anderes, von ihnen selbst erfundenes Gewebe, an dessen Stelle, welches sie für Christenthum ausgaben, und das ihnen ein Bollwerk gegen die Masse und ein Zaum für dieselbe sein mußte. Die ächte Lehre von der Gemeinschaft in Liebe, Freiheit und Gleichheit ward verdrängt durch die falsche Lehre von Knechtschaft, Unterwerfung und Haß. Wer die falsche Lehre verachtete und die ächte zur Geltung zu bringen suchte, ward ein Ketzer geheißen und der Verfolgnng preisgegeben. Die gezügelten und gebundenen Massen mußten das Wahre in der künstlich erzeugten und eifrig geförderten Verdumpfung vergessen

und sich einem blinden Fanatismus ergeben. Die Hierarchie brauchte den Fanatismus. Sie nährte und nützte ihn. — Auf Seiten der Usurpatoren, der Egoisten, war der Zweck des Krieges, wie oben bemerkt: Unterdrückung der wahren Christuslehre, weil diese gemeinsames Recht und das Glück Aller will; auf Seiten der Unterdrückten: Verwirklichung der Absicht der christlichen Lehre, Freiheit und Wohl Aller. Die Egoisten waren, wie gesagt, stets dieselben, mochten sie Priester, Adelige oder wie sonst immer heißen. Ebenso ändert der je nach Umständen wechselnde Name nichts bei ihren Gegnern, mochten diese Ketzer, Waldenser, Hussiten, aufrührerische Bauern, Protestanten, Demagogen, oder auch, wie es die Mode mit sich bringt, Kummunisten heißen. Bald gab die herrschende, bald die unterdrückte Partei den nächsten Anlaß zum Kampfe, der in seinem Verlaufe dann häufig eine anfangs nicht erwartete Wendung nahm und eine Bedeutung erhielt, die Niemand beabsichtigt hatte. Noch in der jüngsten Zeit haben diejenigen, die hier unter dem Gesammtnamen Egoisten und als Verdreher des Christenthums bezeichnet worden sind, den Anhängern einer gereinigten Christuslehre den Vorwurf gemacht, sie verfolgten andre Zwecke, als die sie öffentlich bekennen und strebten unter der Maske der Religion nach einem andern Ziele als dem vorgeblichen. Allein abgesehn davon, daß Recht und Wahrheit immer dieselben bleiben, ebenso wie Unterdrückung immer dieselbe ist, seien Maske und Vorwand auch welche sie wollen, abgesehen davon: — was verfolgte wohl jene Hierarchie seit zwei Jahrtausenden für Zwecke, wenn sie angeblich Christi Lehre predigend, ein ganz Anderes und Falsches

an deren Stelle setzte? — Das Volk griff nie ohne Noth zu den Waffen und verfocht stets nur dasjenige, was ihm wahrhaft Bedürfniß war, gleichviel, ob dies den Massen auch immer zum klaren Bewußtsein kam, oder ob sie nur instinktmäßig ihr Recht suchten. Mit entschiedenem Bewußtsein, wie sehr natürlich, verfuhr meist die Gegenpartei, die da sehr gut wußte, was sie wollte und erstrebte, obwohl sie ganz entgegengesetzte Zwecke angab. — Die christliche Hierarchie bildete sich bereits aus, während sie selbst sammt ihrer Lehre im Staate noch nicht geduldet war. Sie war ihres Zieles sehr sicher. Sie stellte Meinungen auf, und wehe den Anhängern des Christenthums welche nicht streng diese Meinungen und Lehren theilten! Sofort begann der Streit, und der obsiegende Theil der Hierarchie begann Verfolgungen zu üben und Strafen über die Bezwungenen zu verhängen. Es sollte nur eine Meinung in der Welt geben, und diejenigen waren Sektirer und Ketzer, welche eine andre Meinung wenn auch eine vernünftigere haben wollten. Aber diese Hierarchie übte immer nur eine bedingte und beschränkte Herrschaft, so lange das Christenthum vor den großen Machthabern selbst noch als Lehre einer Sekte galt und somit von außenher verfolgt wurde. Nachdem es von den Herrschenden anerkannt und von diesen zum Werkzeug ihrer egoistischen Bestrebungen erkoren war, zeigte sich auch die Hierarchie in ihrer wahren und ausgebildeten Gestalt. Die Priester jener Lehre der Liebe wurden nun zu Priestern des Egoismus, welchen sie unter den Maske jener zur Unterdrückung und Zügelung der geknechteten Welt übten. Es wurde geflissentlich in Vergessenheit gebracht,

was das Christenthum und die christliche Gemeinschaft eigentlich sein sollte und war, und um jene Vergessenheit zu wahren, schritt man, sobald kühne Erinnerer an das Wahre und Eigentliche auftraten, nöthigenfalls zum Kriege, entweder, indem man die sogenannten Ketzer und Irrlehrer angriff, oder indem man sich, selbst angegriffen, gegen die „Neuerer" (die im Grunde stets das Alte, Wahre wollten) vertheidigen mußte. Auch in diesen Kämpfen waren es nur die weltlichen Interessen, die stets siegten. Hätte einmal nur das Christenthum vollständig gesiegt, so hätte ja die Hierarchie unterliegen müssen, mit der Hierarchie zugleich aber auch jeder egoistische Herscher. — —

Alles, was ich da angeführt habe, ist so klar, daß man meinen sollte, es bedürfe der Erwähnung nicht erst; es versteht sich im Grunde ganz von selbst; aber gerade deshalb denkt man viel zu wenig daran.

Erwäge nun Alles und gib zu, daß wir nur thun, was wir nicht lassen können, daß Alles Streben nach andern Zuständen eitel Schwärmerei ist, und daß wir (daß Alle auf Erden) nur die Wahl haben, egoistisch zu sein oder — elend. Hammer oder Ambos. Seien wir das erste, weil wir's können!

Wird uns einer der Denker in der Masse zu gefährlich, so wollen wir ihn allenfalls zu uns ziehen und an unserm Besitz theilnehmen lassen; ist er Narr genug das zu verschmähen, so wird er vernichtet. Ihrer zu Viele dürfen wir übrigens nicht theilnehmen lassen, damit wir uns nicht selber beeinträchtigen, und daher müssen wir derartige Denker womöglich gleich zu vernichten suchen.

Wünschen und schwätzen mögen sie. wenn's dabei bleibt. Sorgen wir nur, daß ihrer keiner genug Muth erhält, (denn jetzt sind sie feig), und keiner genug Talent entwickelt, (denn jetzt sind es eben nur eitle Schwätzer). Solchen Muth und solches Talent, das uns nicht dient sondern schadet, müssen wir lähmen; wir müssen sie nicht zur Energie kommen lassen, (und daher immerhin einigen Flitter gönnen, der trefflich entnerven hilft!) sogenannte Bürgerselbständigkeit darf sich nicht entwickeln, sie müssen immer fühlen, daß sie regiert werden und jedes Gotteslüftchen muß ihnen von Mutterleib an immer ein Athemzug der Polizei dünken.

Das ist Conservatismus.

Betrachte nur die kleinern Beamten, die uns ferner und der Masse näher stehen, die aber gern unsre Anhänger und Werkzeuge sind für einen leidlich bequemen und sichern Bissen Brod; diese Herren lassen sich, wenn's noth thut, heute für uns todtschlagen. Gesetzt, morgen fände ein Umsturz statt und unsre Gegner siegten, so würden jene conservativen Beamten sich gleich wieder für die Sieger, unsre Gegner, todtschlagen lassen. Natürlich; wenn sich diese Plebs, unser Werkzeug, für Conservatismus erklärt, so denkt das Gesindel im Grunde dabei nichts, es hält nur immer den für legitim und den im Rechte, der die Macht hat; oder diese Menschen lügen sich auch wohl was andres vor, weil ihre knechtische Seele nicht offen gegen sich selbst sein kann. Wer die Macht nicht hat, und wär' er übrigens im besten Recht, der gilt diesen Knechtseelen für Rebell, Schwärmer u. s. f. Es ist unser Glück, daß die Welt feil ist.

Geh' die Geschichte durch: Du wirst finden, daß sie allenthalben nur eine Gespenster- und Räubergeschichte war, und daß die einzelnen Narren, welche die Gespenster und die Räuber zu bannen oder zu bestrafen suchten, am Ende stets den Kürzern zogen.

Kam solch ein Narr dann momentan (anders nicht leicht) zur Macht, so ward er alsbald selbst Räuber und zeigte selber Gespenster. Er versagte nun seinen Untergebenen die Güter, um die er erst gemeinsam mit ihnen gekämpft hatte. So ist es immer. Der siegreiche Demokrat wird bald im Volke nur noch Unterthanen sehen, und der abgesetzte zum Unterthan gemachte König wird eifrig die Grundsätze verfechten, die er früher Hochverrath nannte.

Die ärgste Fabel ist die vom sogenannten Fortschritt. Die Menschheit ist nicht glücklicher und nicht gebildeter wie sonst. Es gibt noch heute die alte rohe Menge, in vieler Beziehung noch roher. Und worin bestände nun der Fortschritt? Hauptsächlich in der Vervollkommnung der Künste, in neuen Erfindungen und somit größern Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Die Erfinder und Verbesserer mögen da immerhin unter der Menge sein; der eigentliche Vortheil kommt doch nur uns zu Gute, während mit jeder neuen Erfindung, die sie macht, die Plebs nur ein neues Glied zu der Kette fügt, mit der wir sie umschlingen, und täglich die Wahrheit des alten Verses beweist: Sic vos non vobis mellificatis apes! Es ist tragi-komisch, wie sich die größten Erfindungen, die Anfangs der Menge Freiheit versprachen, gar bald zu ihrem Verderben wandten. Die Anwendung des

Schießpulvers brach freilich unsre alten Zwing- und Raubburgen; aber kurz nachher trieb das Pulver schon die rebellischen Bauern zu Paaren; wir führten stehende Heere ein, und einer unsrer Soldaten hält mit seiner Büchse hundert Aufrührer im Schach. Aehnlich ist's mit den meisten folgenreichen Erfindungen. —

Sehr richtig ruft ein deutscher Philosoph aus: „Ihr Thoren, möchte ich sagen, so lernt uns doch verstehen! O, ich glaube auch, ihr versteht uns nur allzuwohl, ihr deräsonirt nur deswegen so, weil ihr fürchtet, die Welt möchte uns verstehen. Die Gleichheit, die wir verlangen, ist der erträglichste Grad von Ungleichheit." Der Mann hat freilich den Nagel auf den Kopf getroffen, aber wir müssen gegen dergleichen stets taube Ohren haben. Uebrigens wird es doch oft nöthig, daß wir unsrerseits gegen die Masse heucheln und unter derselben die Selbtäuschung erhalten; den Schein von etwas Wirklichem mag sie im Nothfall haben, aber nur nie das Wirkliche selbst! So halten wir's, wie Manche wohl auch einsehen und leider sogar aussprechen, z. B. P. Pfizer, der da sagt: „Wer noch nicht begreift, daß Volksvertretung ohne Preßfreiheit und mit gezwungener Steuerverwilligung in einem von übermächtigen absoluten Staaten überwachten kleinen Lande vom Repräsentativsystem kaum etwas anders als den Namen und die Formen haben kann; daß da, wo die Regierung es beständig in ihrer Gewalt hat, durch wiederholte Auflösungen günstige Wahlen zu erzwingen, auch die materiellen Lebensinteressen nicht mit Nachdruck zu vertreten möglich ist: der wird es nie begreifen, während gar wenig guter Wille und Scharfsinn dazu

gehört, um einzusehen, wie bei dem Druck von außen und den Hemmungen von innen die Stellung der Oppositionsparteien von der Art geworden ist, daß sie entweder nichts mehr thun, oder das, was sie thun, niemand zu Danke machen können. Wenn nämlich die Landesverfassung auf den Grundsatz der Oeffentlichkeit gebaut ist und der Bund über die wichtigsten Landes- und Verfassungsangelegenheiten der deutschen Völker insgeheim beschließt; wenn die Landesverfassung den Ständen das Recht der Steuerverweigerung zuspricht, der Bund dagegen jede auch nur bedingte Steuerverweigerung für Auflehnung erklärt, die mit Gewalt der Waffen durch die vereinigten Regierungen niedergeschlagen werden soll; wenn die Landesverfassung Preßfreiheit will, und der Bund Censur gebietet; wenn die Landesverfassung Theilnahme der Stände an der Gesetzgebung fordert, der Bund hingegen rein aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze jeder Art erläßt, und über die Rechte und Schicksale der deutschen Völker entscheidet, ohne deren Vertreter gehört zu haben: so sind schon dadurch letztere außerhalb der Bedingungen einen constitutionellen Existenz gestellt."

Derartige öffentliche Erörterungen können uns nicht angenehm sein; aber unsre Kriegsknechte und der unschätzbare Jesuitismus helfen dergleichen am Ende stets unschädlich machen.

Früher steckte man unbequme Gäste, die man nicht geradezu umbringen wollte oder konnte, in die Klöster, die leider großentheils abgeschafft sind. Ich würde vorschlagen daß man gefährliche Schwätzer heut zu Tage in Irrenhäuser steckte, wenn auch nur auf einige Zeit, denn im

Glauben der Menge bleibt alsdann der Makel ewig am Verstande des eingesperrt Gewesenen haften.

Die Menge, die wir brauchen, weil sie uns erhalten muß, muß ebendeshalb freilich auch ihren Bissen Brod haben; allein sie soll nicht dahinter kommen, daß dies Gewähren Nothwendigkeit und Pflicht von unsrer Seite sei, sondern sie muß Alles für Gnade und Wohlthat ansehen. Daher sagt man auch von den Besitzern umfangreicher Geschäfte: „der Mann gibt Hunderten Brod," während doch im Gegentheil die Hunderte ihm, dem Einen, Brod geben.

Ich bin weitschweifig gewesen und will doch zufrieden sein, wenn ich nur die Hauptsache genügend angedeutet habe. Vor Allem wollt' ich Dir nur beweisen, daß ich keineswegs in aristokratischer Verblendung befangen bin, daß ich nicht blind und verstockt handle, sondern die Dinge ganz so betrachte, wie sie wirklich sind.

Und ich bin ganz aufrichtig gewesen, wie Du sahest. Gib mir nur einige Wahrscheinlichkeit, daß sich die humanen Träume verwirklichen lassen, so will ich sofort das Schwert ergreifen und die unterdrückten Menschenrechte erkämpfen helfen. Allein, da es immer wahr bleibt:

„Die großen Fische fressen stets die kleinen" —

so siehst Du doch, daß ich ein arger Narr wäre, unter die kleinen Fische zu gehen, während mich ein günstiger Zufall unter den derzeit großen geboren werden ließ. So klug sind auch meine Herren Brüder, und mit demselben Recht. Ein „Umsturz des Bestehenden" ändert nie die Umstände und Rollen, nur die Schauspieler läßt er wechseln. Wir würden also das Ganze nicht besser machen,

wenn wir uns opferten; bleiben wir daher, was wir sind, Conservative, und empfehlen der Menge das, was ihr am besten frommt: Zufriedenheit, Geduld und frommen Glauben.

Zu fürchten haben wir derzeit von der Menge nichts, denn sie ist durchweg schlaff und feig; allerdings zählen wir in unsern Reihen auch nicht viel muthige und männliche Exemplare, aber desto mehr Frechheit, und mit der Frechheit imponiren wir der feigen Menge hinreichend, die ihr Loos verdient.

„Wer nicht für Freiheit sterben kann,
Der ist der Kette werth,
Den peitsche Pfaff und Edelmann
Um seinen eignen Heerd!" — —

Ich denke, die Zeit wartet nur auf eine große Sündfluth, um das ganze durch und durch verdorbene Geschlecht von Geschöpfen zu vertilgen. Hoffentlich nach uns diese Sündfluth! Inzwischen genießen wir, was da ist, mit vollen Zügen, und wehe jedem, der uns den Genuß verkümmern will! —

Erste Abtheilung.

Vom Wiener Kongreß bis zur Pariser Julirevolution.

(1814—1830).

Einleitung.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht;" — zugegeben, daß es damit seine vollkommne Richtigkeit hat, so muß auch wohl die deutsche Geschichte das deutsche Gericht sein. Vielleicht war dem vor Alters so, in Zeiten, die für uns zur Sage geworden sind; aber in der neuern Zeit, von der hier geredet werden soll, nicht. Da war die deutsche Geschichte bald das französische, bald das englische und bald das russische, auch wohl das holländische oder dänische Gericht. — —

Unter allen Stoffen, die es in der Welt gibt, ist keiner, (weder wollene, seidene noch leinene,) der so häufig und so arg verfälscht werden wäre, als der Stoff der Geschichte. Vom ersten Buch Moses oder von Hiob bis herab auf Beckers Weltgeschichte oder Menzel ist hinsichtlich der Geschichte eitel Falschmünzerei getrieben worden. Allerdings läßt sich kaum Gold so leicht auf allerlei Weise bearbeiten, als die Geschichte. Es gibt Bilder, welche lächeln, weinen oder zürnen, je nachdem man sie von unten oder von oben oder von einer Seite betrachtet. So die Geschichte. Da zeigt sich bös oder gut, je nach-

dem man die Dinge von Unten oder von Oben, von der rechten oder von der linken Seite betrachtet.

Die deutsche Geschichte bietet nun, abgesehn von den mehr innerlichen, auch viele äußerliche Schwierigkeiten und der Historiker hat Mühe, auf dem holprigen Wege, den er da wandeln muß, nicht zu stolpern. Er möchte gern von einem Deutschland, nicht aber, wie deutsche Staatszeitungen, von deutschem In- und Ausland reden, und da treten ihm nun hart genug die bekannten drei Dutzend und mehr Klippen entgegen, während die deutsche Einheit noch als ein Abstraktes unsichtbar in den schönen blauen Lüften schwebt.

Lichtenberg hat irgendwo gesagt: „Wenn eine Geschichte eines Königs nicht verbrannt worden ist, so mag ich sie gar nicht lesen.“

Den berühmten Mann in Ehren! aber heut' zu Tage muß man doch die Sachen anders ansehen, und auch Lichtenberg selber würde vielleicht heut' anders reden.

Das Verbrennen, als es noch Sitte war, betraf ein, höchstens einige Exemplare der mißfälligen Schrift, während die übrigen Hunderte und Tausende doch in die Welt geschickt und verkauft und von den Lichtenbergen und allem Volk gelesen wurden. Aber heut'? Heut' ist das Feuer, weil daraus „der Geist geschaffen,“ verpönt, und die Zeit huldigt vor allem der Wasserkur. Daher verbrennt man kein mißliebiges Buch mehr, sondern man stampft die ganze Auflage zu einem nassen Brei für die Papiermühle ein. Kein Fegefeuer mehr, sondern ein Fegewasser, und zwar ein sehr treffliches, denn binnen wenig Tagen kann auf selbiger Papiermasse, auf welcher kaum erst eine

volksverführerische Schrift über zwanzig Bogen stark gedruckt war, der Verdammungsspruch der Regierung gedruckt erscheinen, oder ein frommes Traktätlein oder ein Heil dir im Siegerkranz. Wasser thut's freilich, man mag sagen was man will! und daß das Feuer dagegen nur aus der Hölle stammt, wissen die Frommen in Berlin so gut, wie die am Rhein oder im Muldenthale.

Aber fort mit der Idee des Einstampfens! Davor bin ich sicher, denn ich will es machen, wie alle frommen und klugen Leute: ich will der Mantel nach dem Winde hängen, ohne zu fragen, von welcher Seite er weht — und bei solchen Grundsätzen schreibt man gewiß kein schlechtes Buch für die Papiermühle, sondern ein bestes; ein bestes übrigens noch aus einem besondern Grunde. Es hat nämlich (seitdem werden etwa zwei Jahre verflossen sein), der König von Preußen einen Preis von 1000 Thalern für das beste deutsche Geschichtswerk bestimmt. Nicht der schnöde Durst nach Gewinn treibt mich, sondern das Verlangen nach allerhöchster Anerkennung. Der Mensch an sich ist ein bloßer Wurm; tausend Thaler schlechtweg machen ihn dann schon zu etwas; aber tausend Thaler von allerhöchster Hand machen ihn erst zu etwas Rechtem.

Ein bestes Geschichtswerk ist indeß auch ein schweres Stück Arbeit und unter Brüdern tausend Thaler werth. Der Verfasser muß ein Stück von Künstler sein, um immer die Schattirung richtig zu vertheilen, um das Licht auf den gehörigen Punkt fallen zu lassen und diejenigen Partien, welche die allerhöchsten Kritiker in Schatten gestellt wünschen, auch gehörig zu umhüllen; er muß im rechten

Augenblick an die große Glocke zu schlagen wissen und muß den Beweis zu führen verstehn, daß Fünf gerade sei. — Wär' ich ein Fürst, so wüßt' ich, wem ich in meinem Lande vor Allen Denkmäler setzen ließe: dem Erfinder des Schattens und blauen Dunstes, dem Erfinder der großen Regierungsglocke, und dem Schlaukopf, der gelehrt hat, wie man beweisen kann, daß Fünf gerade sei.

Wer die Sache recht überlegt, muß einsehn, daß Fünf unter gewissen Bedingungen in der That gerade ist. In Deutschland zumal: da wurde eine Hof- und Regierungsphilosophie im Laufe weniger Jahre zu einer Demagogen- und Freiheitsphilosophie; ein Poet, der achtzig Jahre lang ein kalter Aristokrat gewesen, wurde am Ende nach seinem Tode eine Art von Kommunist, nämlich Göthe (dessen Schriften man schon noch verbieten wird!) und ebenso leicht, wie Alles dies möglich war, läßt sich erweisen, daß unsre Regierungsmänner Ultraliberale sind und daß Fünf gerade ist, wär's auch nur aus dem Grunde, weil's oft gerade sein muß.

Es spielen in dem glückseligen Zeitraume dessen Geschichte in diesem Buche dargestellt werden soll, große Rollen z. B. folgende Gegenstände: Homöopathie statt der Heilung mit Feuer und Schwert; Kirchlichkeit statt Religiosität; Wasserheilkunde und Mäßigkeitsvereine statt Bachanalien und Hochzeiten von Kanaan; Rebus statt Simsonsräthseln; Turnerei statt olympischen Spielen; Paraden statt Schlachten; große Vereine von Männerchen statt großen Männern u. s. w. — mit einem Wort: das Wilde ist fort und das Zahme wächst wild, also hat der Menschenfreund des Erfreulichen genug zu bemerken.

Auch Staatsverfassungen, die verderblich werden könnten, weil sie die Macht der blinden Menge stärken müßten, werden (man denke an Preußen,) nur versprochen aber nicht gewährt. Uebrigens kann die Menge sicher glauben, daß die preußische Constitution bereits öffentlich dem Druck übergeben ist und noch öfters wird; man wird sie z. B. in den großen sieben Quartbänden des Wörterbuchs der deutschen Sprache finden, womit die Gebrüder Grimm uns beschenken; freilich stehn die Paragraphen da nicht ganz in der Ordnung beisammen, aber es fehlt doch kein Wort.

Wie gesagt, Alles Gute ist gar reichlich vorhanden und nur an Einem ist ein bedauerlicher Mangel eingetreten, nämlich an großen Genies im Volke, und daher muß man Gott um so mehr danken, daß er Fürsten und Minister wenigstens so genial gemacht hat. An jenen Mangel aber erinnert mich der schon einmal erwähnte Lichtenberg, welcher irgendwo bemerkt hat: „Dem großen Genie fällt überall ein: könnte dieses nicht auch falsch sein?" Da diesen letzteren Einfall nun immerwährend die deutschen Censoren haben, so liegt am Tage, daß diese Herren sämmtlich große Genies sein müssen. Unter der Masse des Volks gibt es aber gewiß gar keine Genies mehr, denn das Volk soll sich gar nichts mehr einfallen, sondern nur alles gefallen lassen.

Ersprießliche Betrachtungen werden sich indeß füglicher am Schlusse dieser Geschichte anstellen lassen und sie mögen also bis dahin verspart bleiben.

„Alles ist gut, was ist," — also auch die deutsche Geschichte — und also insbesondere auch die vorliegende

Bearbeitung derselben. Dieser Gedanke hat dem Verfasser schon im Voraus Muth und Lust gesteigert, das große Gemälde aufzurollen.

Nachdem zuvor noch ein flüchtiger Blik auf die unmittelbar vorhergehenden Ereignisse, auf Deutschlands Erhebung aus tiefer Schmach und seine ruhmvollen Kämpfe um seine Freiheit geworfen worden, möge unsere Geschichte des goldenen Zeitalters der Deutschen mit Betrachtung des Wiener Kongresses beginnen, der da der Schöpfer des Glückes der heutigen Welt ist und besonders des deutschen Glückes. Daß letzteres in hohem Grade vorhanden, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sich der Verfasser veranlaßt fand, die Geschichte dieser Zeit humoristisch zu behandeln; die Satyre kann nur die Widersacher und Neider treffen, deren Zahl natürlich um so größer, je größer das Glück. — —

Es war noch im vorigen Jahrhundert, als einer der besten deutschen Denker die Frage aufwarf: „Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Thaten gethan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland gethan worden!“ Das war eine gar naive Frage und der Mann hätte dieselbe sich ersparen können, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, vorher wenigstens das große Jahr **1813** zu erwarten, wo Alles, was in Deutschland geschah, für's Vaterland gethan wurde. Der Spötter würde freilich auch dann gesagt haben, 's ist nicht wahr! ihr fragt ja selber erst, was ist des Deutschen Vaterland? und wie könnt ihr etwas für ein noch ganz unbekanntes und euch selbst Fremdes gethan haben?“ Zehn Kluge mögen darauf antworten, wenn sie's können. Hier aber haben wir's nur mit der Geschichte zu thun.

Napoleon eilte mit den Trümmern seines Heeres aus Rußland zurück durch Deutschland, und die Preußen, damals noch Bundesgenossen Frankreichs, waren so großmüthig, den flüchtigen Löwen passiren zu lassen, denn es galt, die Treue zu halten, so lange die Untreue noch gefährlich war. Nur der preußische General Y o r k schloß

einen Vertrag mit den siegreichen Russen und sollte wegen dieses Treubruchs vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Dies geschah im December 1812. Da nun im Frühling des nächsten Jahres der Patriotismus in Deutschland ungewöhnlich wohl gerieth und der Franzosenhaß wohlfeil wurde, so sah sich der König von Preußen bald in den Stand gesetzt, jenen „Treubruch" als treue Pflichterfüllung zu bezeichnen. Durch jenen Abfall preußischer Anführer (General Bülow handelte ähnlich) war der Bruch mit Napoleon entschieden. Der König begab sich, um seine Person gegen die Folgen der patriotischen Pflichterfüllung sicher zu stellen, von Berlin nach Breslau, und am 27. Februar 1813 wurde mit Rußland der Bund von Kalisch unterzeichnet. Kurz nachher (17. März) erließ der König den bekannten Aufruf an sein Volk: „Es gilt, einen letzten Kampf zu bestehen für unsern Namen und unser Dasein; keinen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder rühmlichen Untergang. Auch diesen würdet ihr nicht scheuen, weil ehrlos der Preuße, der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir vertrauen mit Zuversicht, Gott und unser fester Wille werde unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit diesem den Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit." Diese Worte gaben dem Patriotismus die offizielle Weihe und derselbe entfaltete sich prächtig. Jetzt erst konnte der Deutsche singen: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los" und nun war „Ruhe" keineswegs mehr „die erste Bürgerpflicht." Man durfte begeistert sein und daher war man es nach Kräften. Die ärmsten Teufel, selbst die Kinder, schütteten ihre Sparbüchsen in den Schooß des

Vaterlandes aus und Frauen und Jungfrauen, die im Jahr zuvor (weil da die Franzosen noch Bundesgenossen waren) die Söhne der Revolution gar liebevoll aufgenommen, schnallten jetzt den deutschen Jünglingen den Tornister und das Gewehr um und schoben sie zur Thür hinaus, mit einem thränenbegleiteten „Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger!" Die Landwehren bildeten sich und es kam dahin, daß Leute, die nicht einmal adelig waren, dutzendweis zu Offizieren gemacht wurden. Das eiserne Kreuz ward gestiftet, um von Plebejern ebenso gut, wie von Edeln erworben werden zu können. Kurz zuvor hatten die Franzosen das Land diesseits der Elbe geräumt; in Hamburg, wo das Volk ebenfalls durch ankommende Russen ermuthigt ward, verjagte man die welschen Gäste. Die Auflösung des Rheinbundes ward verkündigt und ein freies, selbstständiges Deutschland verheißen und ein Russe war's, der diese Verheißung garantirte. Der König von Sachsen (ein Mann, der in der Zeit, wo man je nach obrigkeitlicher Erlaubniß bald ruhiger Bürger, bald Rebell ward, sich doch wenigstens durch Consequenz auszeichnete), gab sich alle Mühe, dem russisch-preußischen Bündnisse zu entgehen und flüchtete nach Böhmen. Er versprach nur, sich an Oesterreich anzuschließen, welches als bewaffneter Vermittler zwischen die feindlichen Parteien treten wollte. Während weder Preußen noch Rußland (letzteres besonders aus Furcht vor Polen) mit Riesenschritten vorrücken konnten, war Napoleon bereits wieder im Herzen Deutschlands erschienen und schlug die Verbündeten bei Großgörschen. Letztere wichen nach der Lausitz

und der Sieger setzte sich in Dresden fest und nöthigte den König von Sachsen, ferner bei ihm zu stehen. Bei Bautzen schlug Napoleon abermals die Verbündeten, die nach Schlesien zurückgingen. Darauf ward ein Waffenstillstand geschlossen und Friedensunterhandlungen wurden angeknüpft. Mit Ablauf des bereits verlängerten Waffenstillstandes, im August, erklärte endlich Oesterreich seinen Beitritt zum russisch-preußischen Bündniß und den Krieg gegen Frankreich. Die Leitung des verbündeten Hauptheeres in Böhmen ward dem Fürsten Schwarzenberg übertragen. Aus Pommern führte der Kronprinz von Schweden 25,000 Schweden heran, während Blücher die aus Preußen und Russen bestehende schlesische Heeresabtheilung befehligte. Gleichwohl hielt man diese Heere, diese Führer und den alles beseelenden Patriotismus nicht für sicher genug, und ließ den von Napoleon verbannten Moreau aus Amerika zur Aushilfe herbeikommen. Trotzdem wurden die Verbündeten bei Dresden (wo auch Moreau fiel) am 26. und 27. Aug. geschlagen, und der gleichzeitige Sieg über die Franzosen an der Katzbach, so wie die Niederlage Vandammes bei Kulm vermochte kaum über den harten dresdener Schlag zu trösten. Indeß errangen die Preußen auch einige Vortheile durch die Siege bei Großbeeren und Dennewitz. Alle Vortheile konnten aber wenig nützen, so lange der Feind nicht nachhaltig geschlagen war. Man mußte ihn zu unterdrücken suchen, man brauchte Uebermacht, um dies zu können. Erst die Schlacht bei Leipzig entschied den Feldzug, wo eine halbe Million Menschen um den Sieg rangen. Ein Drittel dieser

halben Million fiel in diesem viertägigen Kampfe vom 16. bis 19. October.

Schon am 8. October hatte sich Baiern (durch den Vertrag von Ried) den Oesterreichern und somit den Verbündeten angeschlossen — freilich nur wider Willen, gedrängt durch den Gang der Ereignisse, denn die Baiern feierten kurz vorher noch Napoleons Sieg bei Dresden durch Freudenschüsse. Nun trat aber bei Hanau der baiersche Feldherr Wrede den fliehenden Franzosen mit einem Heere entgegen. Der flüchtige Napoleon zerschmetterte diesen Heerhaufen und bahnte sich den Rückweg über den Rhein.

Nicht sowohl durch die russische Erklärung, als durch den spätern Gang der Ereignisse, durch den Vertrag von Ried und Baierns Uebertritt, war der Rheinbund aufgelöst worden. Die Fürsten desselben sahen, mit wenigen Ausnahmen, diese Auflösung und Napoleons Untergang ungern und obwohl der Patriotismus nun allenthalben offiziell in Deutschland gepredigt wurde, so geschah dies doch seitens vieler Regierungen, besonders der südwestlichen, mit großem Widerstreben. Die kleinen Fürsten hatten durch den Rheinbund Souveränität und höhere Titel erlangt und sie entsagten dem Rheinbund nur unter der Bedingung, daß sie das Erworbene behalten dürften. Viele Deutsche waren damals thörig genug gewesen, zu wähnen, es gelte nicht nur, den fremden Feind zu verjagen, sondern auch ein einiges Deutschland herzustellen. — Das Königreich Westfalen und das Großherzogthum Berg wurden aufgelöst, der Großherzog von Frankfurt mußte von seinem Throne

steigen. Die übrigen Rheinbundsglieder nahmen Theil am Kampf gegen Frankreich und behaupteten ihre Gebiete und Titel; eine Ausnahme hiervon mußten nur die Fürsten von Isenburg und der Leyen machen, besonders aber der König von Sachsen, welcher bis zum nächsten Jahre preußischer Gefangener war. Frankfurt und die Hansestädte durften fortan wieder Republiken sein und die Länder, wie Sachsen, deren Schicksal noch nicht entschieden war, wurden einstweilen unter eine Centralverwaltung gestellt.

Deutschland war bis auf Magdeburg und Hamburg (welches Davoust bis zum Frieden behauptete) von französischen Truppen befreit, und die Kriegsgenossenschaft der Verbündeten rückte nun von mehrern Seiten in Frankreich ein. Dänemark ward inzwischen durch den Kronprinzen von Schweden zum Frieden genöthigt, in Italien drangen die Oesterreicher mit Uebermacht vor. In Holland wurde der Fürst von Oranien auf den Thron gerufen und die Verbündeten drangen von dieser Seite durch Belgien vor. Verhandlungen, welche mit Napoleon angeknüpft wurden, zerschlugen sich hauptsächlich durch Englands Einsprache, welches die vertriebenen Bourbonen auf dem französischen Throne sehen wollte. Während Spanier und Engländer über die Pyrenäen einbrachen, drangen die ungeheuern Streitmassen der Verbündeten von der Ostseite in Frankreich ein: Bülow von Holland aus, Blücher über den Mittelrhein, Schwarzenberg durch die Schweiz. Nie vielleicht hatte Napoleon sein Feldherrntalent glänzender entfaltet, als in diesem Kampfe gegen die von allen Seiten drängende Uebermacht. Nur diese und innere

Feinde, welche der Egoismus in Frankreich selbst gegen ihn waffnete, konnten ihm den abermaligen Triumph vereiteln. Mehr und mehr bedrängt, faßte er den kühnen Entschluß, den Krieg in den Rücken der weit vorgedrungenen Gegner zu versetzen. Diese durchschauten noch zu rechter Zeit den Plan und gingen, statt ihm nach der Grenze zu folgen, gegen Paris vor. Paris wurde nach blutigem Kampfe erstürmt und die Fürsten und Feldherrn zogen an der Spitze ihrer Schaaren in die Stadt. Sie wollten nicht als Feinde betrachtet sein und erwarteten sogar großen Dank, weil sie die Herrschaft der verjagten Bourbonen mit sich brachten. Um sich diesen schwerverdienten Dank nicht entgehen zu lassen, hatte man Geld und Verheißungen nicht gespart. Die Royalisten hatten einen Haufen Gesindel erkauft, welches beim Einzuge der Verbündeten den König leben und Jubel, Lob und Dank hören ließ. In diesem Falle konnte man den Pöbel schon gelten lassen und damals las man in keiner Zeitung die bekannten Redensartrn: „Es waren nur Leute aus dem Pöbel — die nichts zu verlieren haben" u. s. w. Worte, die man gern hört, klingen aus jedem Munde gut, und jener römische Herrscher fand auch das für Kloaken erhaltene Gold nicht übelriechend. — Napoleon wurde abgesetzt, Volk und Heer seines Eides entbunden. Der neue bourbonische König Ludwig, der sich der Achtzehnte nannte, obwohl es eigentlich gar keinen siebzehnten gegeben hatte, wusch seine Hände, hinsichtlich alles Unheils, was Frankreich seit zwanzig Jahren gethan hatte oder gethan haben sollte, in Unschuld, behauptete aber doch, dieses Land bereits seit neunzehn Jahren regiert zu ha-

ben. Er war während des Konsulats und der Kaiserzeit immerfort König von Frankreich gewesen und führte damit den Beweis, daß auch unsre Zeit noch Wunder bietet, die dem menschlichen Verstande unbegreiflich sind. Napoleon war indeß, begleitet von einer Schaar Getreuer, nach dem ihm angewiesenen niedlichen Reiche Elba abgegangen.

Die deutschen Völker hatten offenbar mißverstanden, was die Fürsten unter Patriotismus verstanden. Das an Frankreich bis zum Beginne der Revolution verlorne Land wurde im Frieden, den man zu Paris (30. Mai 1814) schloß, nicht zurückgenommen, auch nicht einmal gefordert, weil man dem legitimen Ludwig XVIII. nicht gern ein verkürztes Reich geben wollte; überhaupt ließ man Frankreich den Schaden des Krieges so wenig als möglich empfinden und nahm ihm nicht einmal das ab, was es in Deutschland zur Zeit seiner Herrschaft in diesem Lande geraubt hatte. Die deutschen Patrioten murrten darüber gewaltig; sie wollten, nachdem sie durch Blutströme und ungeheure Anstrengungen die im Laufe der Jahre erlittene Schmach getilgt zu haben glaubten, auch sichtbare Zeichen ihres Sieges haben. Diese konnten indeß nicht gewährt werden und zwar aus wichtigen Gründen. Die deutschen, in früherer Zeit an Frankreich verlorenen Gebietstheile konnten die deutschen Regierungen entbehren, da sie ja anderweit entschädigt wurden, in Italien, Polen, ja in Deutschland selbst. Besser man zerriß, wenn auch auf etwas schmachvolle Weise, ein deutsches Land, als daß man den neuen, legitimen König Frankreichs gekränkt und die Eifersucht der andern Groß-

mächte erregt hätte. Auch in jener Zeit begriff der beschränkte Unterthanenverstand das Rechte nicht. Deutschland hatte am Ende rühmlich geblutet; was wollt' es mehr? Das Königreich Holland wurde mit bedeutender Gebietsvergrößerung hergestellt, eben so garantirte man die Selbstständigkeit der Schweiz, und in aller Beziehung gab man Deutschland Gelegenheit, das süße Bewußtsein zu empfinden, daß Geben seliger denn Nehmen. Die deutschen Fürstenhäuser, mit Ausnahme der wenigen, an denen man Rache zu nehmen beliebte, waren hinreichend entschädigt; was hatten die Völker noch zu verlangen? Man gab ihnen Frieden und sie konnten nun arbeiten, um den alten Wohlstand wieder zu erringen und die Steuern richtig abzuführen. Allein man that noch ein Uebriges. Man verhieß den Deutschen auch noch eine große Zukunft, und zwar eine baldige: die einzelnen souveränen deutschen Fürsten wollten sich zu einem Bunde vereinigen und binnen zwei Monaten sollte sich zu Wien ein Kongreß versammeln, wo alle Herrlichkeit ins Reine gebracht werden sollte.

1.

Der Wiener Kongreß.

Zu Anfang des Herbstes 1814 trat der Kongreß, den der Friede zu Paris in Aussicht gestellt hatte, in Wien zusammen. Die Geschichte wußte noch keinen glänzendern,

keinen für das Wohl der Welt so wichtigen aufzuweisen, und noch keiner hatte die Erwartung der Völker in solchem Maße gespannt. Jedenfalls ist derselbe ganz gemüthlich abgehalten worden, denn ein gleichzeitiger Poet, der sich in späteren Jahren die ganz besondere Gewogenheit des preußischen Königs erwarb, sang davon:

„Was hat Herr Kongreß in Wien gethan?
Er war ein Mann von Welt,
Er hat, da es war Schlittenbahn,
Eine Schlittenfahrt angestellt.
Frau Deutschheit in dem Schlitten fuhr,
Gehüllt in Zobel und Pelzwildschur,
Wie bekam es ihr nur?
Sie hat die Ohren erfroren,
Den guten Ruf noch verloren."

Die Wahrheit muß der Poet wohl gesagt haben, denn wie hätte er sich außerdem die Gnade eines deutschen Königs erwerben können! Aber wie konnte man doch in so hochansehnlicher Gesellschaft den guten Ruf verlieren, da doch selbst zwei Kaiser und vier Könige, abgesehen von den übrigen zahllosen hohen Herrschaften, den Kongreß bilden halfen!

Alle Welt klagte hinterdrein, der Kongreß habe die Erwartungen, die alle Welt von ihm hegte, getäuscht; allein, alle Welt, das heißt alle Völker; — und vor Allem kam es doch darauf an, die Angelegenheiten aller Fürsten zu ordnen: in dieser Beziehung hat der Kongreß seine Sache ganz gut gemacht. Die wenigen Stunden, die der Kongreß erübrigen konnte, während er mit fürstlichen Angelegenheiten überhäuft war, hat er auch andern,

sogar einigen volksthümlichen Angelegenheiten gewidmet. Hätte man die letztern gleich, so weit nur möglich, vollständig ordnen wollen, so würde man den Regierungen für die Folgezeit manche angenehme Beschäftigung geraubt und den Völkern wohl gar die verderbliche Meinung eingepflanzt haben, daß sie was mehr als große Heerden wären. Forderungen und Wünsche, die nicht durch den Rückhalt einer Kriegsmacht unterstützt wurden, konnte man auch unmöglich berücksichtigen. Die Kongreßmitglieder waren keine Klein=, sondern Großhändler, und noch niemals ist in der Welt ein so großartiger Handel getrieben worden. Europa mußte zurechtgeschnitten und zurechtgelegt werden. Von schwärmerischen Ideen mußte dabei abgesehen werden. Das Beste, was die deutschen Völker zur Beseitigung der Fremdherrschaft beigetragen hatten, mochte allerdings auf schwärmerischen Ideen beruht haben, die sonach ihren Zweck erfüllt hatten und nicht mehr vonnöthen waren. Die regierenden Häupter hatten den Unterthanen die süße Schwärmerei gegönnt, während sie selbst sich die trockenen Geschäfte aufbürdeten und nur über Flächenraum, Seelenzahl und Einkünfte verhandelten. Die Einzelnen konnten daher vom Kongreß keine Berücksichtigung erwarten, der es nur mit Ganzem und Großem zu thun hatte und der von seiner Höhe Europa eben so überblickte, wie ein gewöhnlicher Mensch die Landkarte, die vor ihm auf dem Tische liegt. So zusammengeschrumpft konnte man von Wien aus auch nur Länder und Völker erblicken, nur als Massen, und es war nicht zu verlangen, daß man eine Ahnung von den Millionen warmen Herzschlägen unter diesen Massen hätte. Freilich wurden auch

viele kleine Angelegenheiten verhandelt, aber gewiß nur dann, wenn die betheiligten Personen bedeutend oder doch von Bedeutenden empfohlen waren.

Wo sich Uneinigkeit unter den Gliedern des Kongresses einstellen wollte, wußte man dieselbe rasch durch gefälliges Nachgeben und ungeheure Opfer zu beseitigen. Selbst das historische Recht opferte man nöthigenfalls und verfuhr dabei gleichwohl geschickt genug, das natürliche nicht aufkommen zu lassen. Letzteres mußte man als Feind betrachten, wenn man nicht einen entsetzlichen Umsturz alles Bestehenden herbeiführen wollte.

Die Völker konnten überzeugt sein, daß die Herren beim Kongreß vom Morgen bis zum Abend unter der Last der Geschäfte schwitzten und seufzten und sie mußten sich davon überzeugen, da der Unterhalt jener Herren doch Geld genug kostete.

Die sämmtlichen Angelegenheiten, die es zu verhandeln galt, zerfielen natürlich in europäische und deutsche. Die ersteren wurden von den fünf Großmächten, so wie von Portugal, Spanien und Schweden (den Unterzeichnern des Pariser Friedens) geregelt; die letztern aber hauptsächlich von Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover, Würtemberg und von sämmtlichen Vertretern der Glieder des zu stiftenden deutschen Bundes.

Zuerst galt es, die Hauptmächte zu belohnen, welche Napoleon gestürzt hatten. Sehr naiv bemerkt bei dieser Gelegenheit ein deutscher Historiker: „Zwar hätte man glauben sollen, die Erreichung dieses unendlich kostbaren Zweckes selbst hätte als Lohn der Anstrengungen gelten und ein weiterer Lohn wenigstens nie auf Unkosten

derjenigen Prinzipien gesucht werden sollen, die man eben gegen Napoleon zu behaupten gesucht, der Prinzipien des Rechts nämlich und des Gleichgewichts, welches die fast einzig gedenkbare Garantie des (öffentlichen) Rechtes ist. Aber da ward zuvörderst Rußland, welches nicht für Europa, sondern nur für sich selbst den Krieg geführt, und welchem im Kriege wider Napoleon die Hilfe Europas wohl noch ersprießlicher, als diesem die Hilfe jenes gewesen, der zum Voraus geforderte Lohn, Polen, zugesagt und hierdurch allein schon das neue politische System des Welttheils unheilbar verderbt. Den russischen Riesen ließ man über die Weichsel schreiten und gab ihm Preußens und Oesterreichs Seiten, also das Herz von Europa, preis, während man gegen Frankreich ängstlich mit Bollwerken sich umgab und überall nur der vergangenen Gefahren, deren Erinnerung gespensterartig schreckte, nirgends aber der zukünftigen gedachte." An alle dem ist nun in der That wenig Wahres. Erstens war von künftigen Gefahren wenig zu fürchten, da man ja eben damit beschäftigt war, ein einiges, großes, gemeinsames und vor allen Dingen freies Vaterland zu gründen; sodann wollte es mit den vermeinten Bollwerken gegen Frankreich doch nicht viel sagen, und was den russischen Riesen anlangte, so zeigte sich ja gar bald, daß derselbe ein freundlicher Nachbar war, der überdies schon vorm Beginne des letzten Kampfes Deutschland ausdrücklich unter seinen Schutz genommen hatte. Dafür mußte er am Ende doch belohnt werden.

Polen hätte Preußen gern für sich, wenigstens zum

größern Theil, in Anspruch genommen. Hierin, sowie in Oesterreichs italienischen Besitzungen, liegt auch der sehr gute Grund, weßhalb diese beiden deutschen Hauptmächte unmöglich darauf dringen konnten, daß Frankreich seine deutschen Besitzungen, die es einmal hatte, herausgab. So gut italienisch und polnisch deutsch sein konnte, eben so gut konnte auch deutsch französisch sein. Preußen forderte nunmehr das sächsische Land als Entschädigung für sich. Das sächsische Volk hätte dabei nicht in Betracht kommen können, wie sich von selbst versteht, wohl aber sein König, wie sich ebenfalls von selbst versteht, denn es saßen ja beim Wiener Kongreß nicht Abgeordnete der Völker, sondern der Fürsten. Dem Könige von Sachsen zu Liebe widersetzten sich England, Frankreich, Oestreich und Baiern der preußischen Forderung und schlossen (am 6. Jan. 1815) einen Bund wider Preußen und Rußland. Ein Vergleich verhütete zum Glück der Fürsten (und folglich der Völker, die sich wohl dankbar dafür hätten zeigen sollen) einen neuen Kampf: Preußen erhielt nur das sogenannte Großherzogthum Posen und das halbe Sachsen. Diese Völkerzerstückelung kann man kaum tadeln wollen, wenn man erwägt, daß das Ganze nur aus Artigkeit gegen Rußland geschah, welches man durch fernere Weigerung gekränkt haben würde. Die preußisch gewordenen Sachsen weinten — vermuthlich Freudenthränen — und die sächsisch gebliebenen weinten auch — vermuthlich weil ihnen nicht gleicher Segen zu Theil ward. Um nicht auf's Neue in Streit zu gerathen, wurde die Stadt Krakau, über deren Besitz man sich nicht einigen konnte, zum Freistaat gemacht. Auch in Italien, welches vorzüglich

zur Belohnung des österreichischen Kaiserhauses dienen mußte, bestätigte man eine Republik, die von St. Marino, während die größern italienischen Freistaaten als solche untergehen mußten. Das Haus Oranien, für welches man das Königreich der Niederlande errichtete, dem man auch Belgien und Luxemburg überließ, sollte gleichsam eine Vormauer gegen Frankreich bilden; die niederländische Regierung hat diese Erwartung vortrefflich gerechtfertigt und besonders hinsichtlich der freien Rheinschifffahrt bewährte sich die Umsicht und Weisheit der deutschen Regierungen auf's Glänzendste.

Welche Geltung Deutschland erlangt hatte, bewies auch der Umstand, daß sich die fremden Mächte so zu sagen um die Ehre stritten, Glieder des deutschen Bundes zu werden und an der Regierung des deutschen Volkes Theil zu nehmen. Der König von England erhielt Hannover mit Gebietserweiterung als Königreich wieder. Weil Dänemark sein Norwegen an Schweden verlor, so wurde es durch den bis dahin im schwedischen Besitz gewesenen Theil von Pommern entschädigt. Dänemark dagegen vertauschte dies Stück von Pommern gegen ein Stück von Lauenburg an Preußen. Da sah man, welch' hoher Werth auf deutsche Länder gelegt wurde; man riß sich darum und jeder pries sich glücklich, der ein Stückchen bekommen konnte. Ein Wunder nur, daß man nicht auch an Spanien, Portugal oder an den türkischen Sultan einige Pröbchen des kostbaren Stoffes, welcher Deutschland heißt, verschenkte.

Auch die Schweiz, deren Neutralität man anerkannte, erhielt einige Gebietserweiterungen. — Uebrigens

beschäftigte man sich, außer dem Schenken und Tauschen von Ländern und Seelenzahlen, auch noch mit vielen ungleich wichtigeren Dingen: es mußten z. B. einige große Herren, die von jetzt an nichts mehr zu regieren hatten, für den Verlust dieses Vergnügens entschädigt, d. h. gehörig pensionirt werden. Auch gab es, was noch wichtiger war, gar viel über Titel und Rangordnung zu berathen und ins Klare zu bringen.

Durchweg ließ der Kongreß strenge Gerechtigkeit walten. Weil die sächsische Armee von ihrem Fürsten nicht zur rechten Zeit gegen Napoleon in die Wagschaale gelegt worden war (mit welchem Preußen u. s. w. Jahrs zuvor noch im Bunde gewesen), so verdiente das sächsische Volk keine Schonung und wurde zerrissen; — und weil es für das Heil Europas durchaus und ganz unumgänglich erforderlich war, daß die Jonischen Inseln als sogenannter Freistaat unter englische Schutzherrschaft kämen, hierzu aber die Einwilligung der Pforte nöthig war, so erkaufte man letztere, wie billig, durch Ueberlassung mehrer weiland venetianischer Besitzungen auf dem Festlande des alten Epirus; die fraglichen Punkte hatte bereits faktisch der türkische Statthalter, Ali Pascha, im Besitz, mit Ausnahme von Parga, dessen Bevölkerung sich noch frei behauptet hatte. England, d. h. der Kongreß von Wien, überlieferte die christliche Bevölkerung dem Türken, ihrem Todfeinde. Indeß lieferten die Engländer sofort auch den Beweis, daß dies keine Handlung des Eigennutzes war, daß sie vielmehr humanen Principien huldigten, indem sie sich für Abschaffung des afrikanischen Negerhandels auf's eifrigste verwendeten. Eng-

land konnte die Neger in seinen Kolonien sehr wohl entbehren, aber andere Nationen verdankten den Wohlstand ihrer Kolonien vorzüglich den Negersklaven. Einen Antrag, daß die christlichen Staaten einen Verein schließen möchten, um dem Unwesen der nordafrikanischen Seeräuber im Mittelmeer zu steuern, mußte der Kongreß aus Mangel an Zeit bei Seite legen. Die Engländer wurden auch durch jene Seeräuber nie incommodirt.

Was Deutschland insbesondere anlangt, so wurde durch den Kongreß rüstig auf die Einheit dieses Landes hingearbeitet. Der Kongreß schuf die deutsche Bundesakte, welche am 8. Juni 1815 zu Wien unterzeichnet wurde. Das alte deutsche Reich hatte aus mehren hundert kleiner Staaten bestanden, während der neue deutsche Bund blos aus 38 (hernach 39) Staaten zusammengesetzt ward. Also schon ein bedeutender Schritt zur Einheit. In dieser Hinsicht hatte ihr (könnte man vielleicht sagen) der napoleonische Rheinbund vorgearbeitet; allein stand es nicht bei den Fürsten, die alten Verhältnisse ganz und gar wieder eintreten zu lassen? Die deutsche Bundesakte vereinigte die souveränen deutschen Fürsten und freien Städte zu einem Staatenbunde. Die Deutschen hätten einen Bundesstaat lieber gesehen, allein dadurch wäre die Souveränität der einzelnen Fürsten offenbar benachtheiligt worden. Darüber hätten sich die beiden deutschen Hauptmächte allenfalls hinwegsetzen können, da diese noch außerdeutsche Länder behielten, die nicht zum Bunde gehörten und wo sie also unumschränkte Souveränität (hätten sie dieselbe durch ihre Macht nicht ohnedies besessen) behaupten konnten; aber die deutschen

Fürsten zweiten Ranges hatten keinen solchen Rückhalt und fügten sich daher der Bundesakte ungern. Die Fürsten und Städte waren dazumal, nach ihren Stimmen in der Bundesversammlung zusammengestellt, folgende: 1) Oesterreich; 2) Preußen; 3) Baiern; diesem vor Allen verdanken die deutschen Regierungen das Nichtzustandekommen des in Vorschlag gewesenen Bundesgerichtshofes zum besten deutscher Unterthanen gegen ihre Landesherren; 4) Sachsen, dem man den vierten Rang ließ, um es einigermaßen für seinen herben Länderverlust zu trösten; 5) Hannover; 6) Würtemberg; 7) Baden; 8) Kurhessen; 9) Großherzogthum Hessen; 10) Dänemark (wegen Holstein — Schleswig hatte man vergessen); 11) Niederlande (wegen Luxemburg); 12) die großherz. und herzogl. Sächsischen Häuser; 13) Braunschweig und Nassau; 14) die beiden Meklenburge; 15) Oldenburg, Anhalt, Schwarzburg; 16) Hohenzollern, Liechtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck; 17) Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg; diesen vier Städten wurde in Gnaden vergönnt, republikanisch zu bleiben, ein Umstand, von welchem nichts zu fürchten war, da diese Freistaaten ja doch unter der Obhut des künftigen Bundestages blieben. Uebrigens stehen diese Republiken, eben so wie die übrigen, als Schweiz, Krakau, Marino, noch heutigen Tages als sichtbare Zeugen von den Friedensliebe, Uneigennützigkeit und Freisinnigkeit der damaligen Lenker des Völkergeschickes da. Aus Liebe zum Frieden ließ man diese Freistaaten bestehen, denn hätte man sie der einen und andern Monarchie

einverleiben wollen, so hätte dies die Eifersucht einer dritten erregt und der Hader hätte aufs neue begonnen. Es sollte auch noch freie Städte in Europa geben und man bewahrte die genannten als Kuriositäten, als Probeexemplare für den Schulgebrauch auf. Wäre es den Fürsten nach gegangen, so hätten sie alle Welt frei sein lassen; aber sie folgten ihrem Beruf und ihrer Pflicht, die ihnen geboten, ihre schwierigen Stellungen selbst zu behaupten und sich dem Heile der Völker zu opfern.

Jeder, dessen Kindheit in die Zeit nach dem Wiener Kongreß fiel, erinnert sich gewiß mit Vergnügen des angenehmen Eindrucks, den beim ersten geographischen Unterricht der schöne bunte Anblick der Karte von Deutschland auf ihn machte. Diese Freude erleichterte die Mühe, sich die Namen all der bunten Stückchen einzuprägen und halb spielend hatte damit das Gedächtniß eine heilsame Uebung.

Das deutsche Volk, als welches noch nicht mündig genug, in den allgemeinen Angelegenheiten des Bundes mitzurathen, bekam bei der zu Frankfurt zu haltenden Bundesversammlung keine Vertreter. Es bedurfte deren natürlich auch nicht, da ja die Vertreter der Regierungen kein anderes als das Wohl der Völker schaffen konnten, wie auch der Verlauf der Geschichte zur Genüge lehrt. An den Regierungen lag es doch nicht, wenn in der Folge den Völkern nicht Alles nach Wunsche ging. Die letzteren waren nur undankbar; sie erhielten den „gemäßigten Fortschritt,“ die „ruhige Entwickelung,“ abgesehen von den nicht minder vortrefflichen Dingen, die ihnen vorläufig versprochen wurden. Was den Nationalruhm anlangt,

so waren auch in dieser Hinsicht die deutschen Regierungen so gütig, das mühevolle Geschäft allein zu übernehmen und mehrten z. B. schon beim Kongresse das Reich, indem sie Polen theilen halfen und einige Stücke davon festhielten.

Betrachtet man Deutschland, wie der Kongreß es eingerichtet, so wird man freudig erstaunen, wie selbst in der äußerlichen Gestaltung der deutsche Charakter bewahrt und die deutsche Vielseitigkeit kund gegeben worden, die da Alles in sich aufzunehmen und Alles zu verdauen weiß, selbst das, was andere, oberflächlichere Völker nicht verdauen, ja nicht einmal erst aufnehmen möchten. Auf der einen Seite ließ man Gebietstheile verloren sein; ein Beweis, daß man außerdem noch genug hatte und an Höheres dachte, als an eine Scholle Landes; auf der andern Seite vereinigte man dem Reiche fremde, nämlich slavische Stoffe, um doch auch zu beweisen, daß man das Andere nicht etwa aus Schwäche hätte fahren lassen. Im Norden, gegen Dänemark, hat man der deutschen Nationalität Gelegenheit gelassen, ihre Kraft zu üben; und die ursprünglich deutschen Niederlande, die Schweiz, hat man sich selbst überlassen, damit diese entfremdeten Länder empfinden und beweisen mögen, wie schlecht man sich befindet, wenn man nicht zum deutschen Bunde gehört. Auch ließ man unter russischer Obhut das deutsche Esth-, Lief- und Kurland, ebenfalls nur zum Zwecke eines wissenschaftlichen Experiments, um zu sehen, wie das Deutschthum unter russischem Regimente gedeiht. Der Deutsche ist einmal Kosmopolit und daher muß er, fremdländisches regierend, auch selbst theilweis von Fremden regiert werden. Und so wie man

nichtdeutsche Fürsten auf deutschen Thronen und damit beim Bunde ließ (Dänemark, Niederlande, England,) so reservirten sich die beiden deutschen Großmächte auch Ländergebiete, die nicht zum Bunde gerechnet wurden; Oesterreich hat außer demselben, da man hier von den sächsischen Siebenbürgen doch füglich absehen muß, nur nichtdeutsche Gebiete, Preußen dagegen auch ein ächtdeutsches und dies ebenfalls nur dem Kosmopolitismus zu Liebe, der denn einmal die schwache Seite der Deutschen ist. Für diese aber erwächst aus alle dem der unvergleichliche Vorzug, daß ihrer jeder außer dem großen „Gesammtvaterland" auch noch ein „engeres Vaterland" hat, welches letztere keineswegs deshalb so heißt, weil es Vielen zu eng darin wird.

Die Undankbarkeit der Deutschen hat es immer leider nicht begreifen wollen, daß sie nicht anders glücklich sein können, als wenn sie von fast vierzig Regierungen geleitet werden. Der Nutzen dieses Umstandes ist hundert- und tausendfach. Die vielen Hofhaltungen und die vielen Regierungen und Beamten kosten natürlich ungleich mehr, als eine einzige Regierung, zumal wenn sie eine republikanische wäre, kosten würde, und folglich müssen die Deutschen, wenn man Alles in eine Masse rechnet, auch viel mehr verschiedenartige Steuern entrichten, als außerdem; und folglich müssen sie mehr erwerben und deshalb auch desto fleißiger arbeiten. Schon dies ist ein wesentlicher Nutzen und dabei erhält man das süße Gefühl noch obendrein, für so viele liebenswürdige Herren und holde Damen arbeiten zu dürfen. Die Zertheilung Deutschlands in viele kleine Länder gewährt aber auch noch andere An-

nehmlichkeiten, welche besonders die Reisenden empfinden, denen sich da romantische Abenteuer bieten, von denen andere Länder keine Ahnung mehr haben. Denn da ein Deutscher sich nach Befinden nicht überall in seiner großen Heimath aufhalten darf, sondern nur in dem Theile derselben, wo er zufällig geboren wurde, und da er gleichwohl mitten in der großen Heimath Gelegenheit hat, täglich ein halb Dutzend Gränzen zu überschreiten, so kann er auch täglich ein halb Dutzendmal die angenehme Zerstreuung haben, als Ausländer und Vagabund behandelt zu werden. Der Abenteuerlustige braucht da nicht erst in die amerikanischen Wälder oder nach Neuseeland zu reisen, er kann im eigenen Vaterlande hin- und hergehetzt und umhergeschleudert werden, wie ein Spielball; er braucht das Geld für Abenteuer nicht in ferne Welttheile zu tragen: ein Verhör vor deutscher Polizei veranlaßt schon das heilsame Gefühl der Seekrankheit, und deutsche Gensdarmen blicken so gut, wie die Löwen der Wüste. Es ist eines der merkwürdigsten Wahrzeichen Deutschlands, daß es einerseits die meisten Fürsten und andererseits zugleich die meisten (freilich unfreiwilligen) Vagabunden hat. „Lernt nur euer Glück begreifen!" Deutschland ist das wahre Land der Zeichen und Wunder.

„Alle Fehde hat nun ein Ende," war einer der Wahlsprüche der Bundesakte, nach welcher kein Krieg unter den Bundesgliedern stattfinden soll. Ihre etwaigen Streitigkeiten sollten durch einen Ausschuß der Bundesversammlung oder durch eine Austrägalinstanz geschlichtet werden.

Der Historiker Rotteck, welcher die Vortheile und die

Ehre verkennt, welche für Deutschland aus dem Umstande erwuchsen, daß fünf europäische Mächte zum Bunde gehörten (Oesterreich, Preußen, England, Niederlande und Dänemark,) deren „Streben leicht auch ein dem deutschen Bunde feindseliges sein könnte," bemerkt in Bezug darauf: „Ein Anker der Rettung vor europäischen Diktaten blieb noch übrig, nämlich die (in anderer Rücksicht dem Gemeinwohl gefährliche) Bestimmung, daß in wichtigern Dingen nur die Einstimmigkeit der Bundesglieder entscheiden könne. Hierdurch wird wenigstens jeder einzelne Staat, dessen Regierung den Interessen und Rechten ihres Volkes aufrichtig befreundet ist, vor Rechtlosigkeit bewahrt. Sollte aber jemals (was freilich nicht zu besorgen, aber gleichwohl bei der Prüfung der Bundesverfassung als ideale Möglichkeit aufzustellen ist) den sämmtlichen Fürsten gefallen, (die vier freien Städte würden ihre eine Stimme schwerlich dagegen zu erheben wagen,) die ganze deutsche Nation für leibeigen zu erklären: so wäre solches, da diese Nation durchaus keine Vertretung oder lebenskräftige Stimme am Bundestage hat, dem äußern oder formellen Recht des deutschen Bundes nicht zuwider." Das heißt eigentlich ins liebe Blaue hineinschließen; hat aber der Bundestag die Gewalt, alle Deutschen leibeigen zu machen, so sollte es doch nur Gefühle des Dankes erregen, daß er's noch nicht gethan hat.

Viele höchst wichtige und für das Volk erfreuliche Dinge wurden den Deutschen in der Kongreßakte verheißen; um ihnen jedoch die Freude und angenehme Erwartung möglichst lange zu erhalten, fanden es die Regierungen hernach für räthlich und heilsam, jene Verheißungen nicht

sogleich in Erfüllung gehen zu lassen. Zu viel Glück auf einmal macht übermüthig. Den verschiedenen christlichen Konfessionen wurde völlige Rechtsgleichheit zugesagt. Ferner ward dem Deutschen gestattet, auch in einem andern, als seinem heimischen Staate Grundbesitz zu haben und man gewährte ihm das Recht des freien Wegzugs, ohne Nachsteuer, aus einem deutschen Staat in den andern — nur sollte er zuvor stets seiner Militärpflicht genügt haben! Freier Handel und freie Schifffahrt waren Gegenstände, die man gelegentlich beim Bundestag berathen wollte. Auch Preßfreiheit wurde zugesichert, doch konnte man sich freilich mit einem so hochwichtigen Gegenstande nicht übereilen, ebenso wenig wie mit dem nicht minder wichtigen, welcher im 13. Artikel erwähnt ist: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden." Man hütete sich eben deshalb, weil man sich bei solcher bedeutsamen Angelegenheit nicht übereilen wollte und konnte, näher anzugeben, welcher Art solche Verfassung sein und wann sie eingeführt werden sollte. Die Leiter der deutschen Angelegenheiten verfahren sehr weise wie Moses mit den Juden, — es müssen erst verschiedene Geschlechter aussterben und erst die Enkel können fähig sein, das gelobte deutsche Land zu sehen. Mit minder wichtigen Gegenständen war man rascher, so z. B. mit den im 14. Artikel berührten Angelegenheiten der früher reichsunmittelbaren und nunmehr (schon durch die Rheinbundsakte) mediatisirten Fürsten und Herren. Das Volk konnte man ja alle Tage befriedigen nach Gebühr, sobald man es für gut hielt; jene Herren aber mußten sofort entschädigt werden. Die Souveränität war ihnen

freilich verloren, aber man sicherte ihnen die volle Ebenbürtigkeit zu, was ganz natürlich, da sie ja doch einmal aus andern Thone geformt sind, als die Volksmasse, die Plebs, die mit ihrem 13. Artikel schon noch ein Bischen warten konnte.

Die **Bundesakte** wurde am 8. Juni 1815 zu Wien unterzeichnet — gern oder ungern, die Herren fügten sich alle, mit Ausnahme des Papstes, dessen Legat beauftragt war, gegen alle Neuerungen, welche in letzter Zeit in Deutschland stattgefunden, zu protestiren.

Der Kongreß war entschlossen, Alles noch sehr reiflich zu erwägen und die mancherlei Entzweiungen, die da walteten, noch eine geraume Zeit wirken zu lassen, als das plötzliche Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich allem Zwist und dem Kongreß überhaupt ein Ende machte. In aller Eile einigten sich die Mächte nunmehr in den Hauptsachen und die Kongreßakte wurde am 9. Juni (von Oestreich, Preußen, Frankreich, England, Portugal, Schweden und Rußland) unterzeichnet.

II.

Die Erneuerung des Kriegs gegen Frankreich, und der zweite Pariser Friede.

Napoleon hatte den rechten Moment wahrgenommen: die Unzufriedenheit der Franzosen mit der bourbonischen Herrschaft und die Uneinigkeit der Kongreßmitglieder, so

wie auf der andern Seite die Begeisterung, welche noch für ihn wach war, dünkte ihm hinreichend, um den Kampf mit Europa noch einmal zu wagen. Seine Aufnahme in Frankreich (dessen Boden er am 1. März 1815 wieder betrat), konnte selbst seine Erwartungen übertreffen. Die verbündeten Fürsten hätten schwerlich einen solchen Schritt erwartet und nun sollte auf ihrer eignen Uneinigkeit beim Kongreß ihre Rettung beruhen. Denn in Folge jener Uneinigkeit hatten sie ihre Kriegsheere in Bereitschaft behalten.

Napoleon hatte plausible Gründe zur Rückkehr: die bourbonische Regierung zahlte ihm die ihm angewiesene Rente nicht und auf dem Kongreß hatte man ihm sogar den Besitz der Insel Elba bestreiten wollen. Indeß würden ja für beides die übrigen Fürsten eingestanden sein, die, wie man sah, selbst dem Wohle ihre Völker so unendliche Opfer brachten. Genug, der Korse war indiskret genug, sich darauf nicht verlassen zu mögen; das undankbare französische Volk, uneingedenk der nur erst empfangenen russischen und englischen Wohlthaten, empfing den Ankömmling mit unerhörten Huldigungen; Ludwig XVIII. mußte fliehen, und während sich Napoleon die Zuneigung des französischen Volks auf alle Weise zu befestigen suchte, erklärte er feierlich gegen die übrigen Mächte, den Pariser Frieden in allen Punkten streng halten zu wollen.

Die Fürsten in Wien aber sprachen die Acht wider Napoleon aus, welcher „durch seine Entweichung von Elba und seinen Einfall in Frankreich sich jedes gesetzlichen Schutzes beraubt und im Angesichte der Welt ausgesprochen habe, daß mit ihm weder Friede noch Waffen-

stillstand bestehen könne; deshalb schließe man ihn von allen öffentlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen aus und gebe ihn, als Feind und Störer der Ruhe der Welt, den öffentlichen Strafgerichten preis, zu deren Vollziehung die Mächte dem Könige von Frankreich mit vereinter Kraft den nöthigen Beistand leisten würden." Die Mächte erneuerten (25. März) das Schutz- und Trutzbündniß gegen ihn und bald wälzte sich weit über eine Million Streiter aufs Neue gegen Frankreich. Eine solche Macht war noch nie gegen einen geächteten Mann aufgeboten worden und man bewies damit zugleich, welcher Art dieser Eine (obwohl nicht legitime) hinsichtlich seiner moralischen Kraft und seines Geistes sein mußte.

König Murat von Neapel, der seinen Thron durch Untreue bis dahin erhalten, zog jetzt wieder zu Gunsten seines frühern Herrn gegen die Oesterreicher zu Felde, mußte aber den Gegnern weichen und (20. Mai) flüchtig sein Reich verlassen, welches die Sieger dem König Ferdinand IV. übergaben. Murat flüchtete nach Frankreich, wo er von Napoleon nicht sehr freundlich empfangen wurde; bald nachher wagte er einen neuen Einfall in Neapel, gerieth aber in die Gewalt der Feinde und ward (13. October) erschossen.

Inzwischen kämpfte der korsische Löwe mit aller Kraft gegen die Verbündeten, bis deren Uebermacht ihn erdrückte. Bereits hatte er die Preußen am 16. Juni bei Ligny geschlagen, als bei Waterloo und bei Belleallianee, wo Wellington mit den Engländern die französische Macht aufhielt, bis sich die Preußen zu neuem Angriff bereitet hatten, die preußische und englische Heeresmacht den Kaiser

überwältigte und zur Flucht nöthigte (18. Juni). Die Verbündeten folgten den Trümmern seines Heeres rasch. Am 29. erschien Blücher bereits vor Paris, am 6. Juli kapitulirte die Stadt und am 7. hielten Preußen und Engländer ihren Einzug. Am nächsten Tage war die Stadt auch schon wieder so glücklich, König Ludwig in ihren Mauern zu sehen.

Als Napoleon für sich Alles verloren sah, entsagte er zu Gunsten seines Sohnes. Alles jedoch, was die einstweilen ernannte Regierungscommission für ihn that, war, daß sie ihn nicht an die Verbündeten auslieferte. Diese beharrten dabei, mit dem Geächteten nicht mehr zu unterhandeln. Nun vertraute sich Napoleon seinen ärgsten Feinden, den Engländern an, welche diesem Vertrauen, in Uebereinstimmung mit den Mächten, dadurch entsprachen, daß sie ihn (7. Aug.) nach dem fernen Helena ins Exil brachten.

Freilich war man nur gegen den einen Geächteten und nicht gegen Frankreich, vielmehr für dasselbe (für König Ludwig) zu Felde gezogen. Indeß fand man nunmehr doch für gut, Einiges nochzuholen, was man beim letzten Frieden versäumt hatte und Frankreich mußte einige Entschädigung für die große Mühe um seine Befreiung gewähren.

Der zweite Pariser Friede ward am 20. November geschlossen. Die Welt konnte sich wundern, daß in Folge dieses Friedens Ludwig XVIII. ferner König sein durfte, da sich derselbe kein Jahr lang in der Herrschaft zu behaupten gewußt hatte. Allein das ist eben ein Merkmal legitimer fürstlicher Personen, daß die-

selben unter keinen Umständen untüchtig sein können. Jeder gemeine Mensch, der seinen Beruf nicht gehörig erfüllt, wird abgesetzt; ein König mag aber seine Sache so miserabel machen, als er nur will, er darf dafür nicht einmal getadelt werden, und warum auch? sein Beruf besteht ja blos darin, für das Wohl eines Volks zu sorgen!

Die Mächte, die vom Kongreß her noch in der Uebung waren, legten sich nun wieder ein Wenig auf's Schneiderhandwerk, um Länder zuzuschneiden. Deutschland hätte gern sein altes Elsaß wiedergehabt, allein welchen von den Fürsten sollte man's geben, ohne die andern zu beleidigen? und würden es auch Russen und Engländer geduldet haben? Nur ein klein wenig Land kam an Deutschland zurück, einiges erhielten die Niederlande, und Savoyen ward an Sardinien gegeben. Mainz, Luxemburg und Landau wurden zu deutschen Bundesfestungen erklärt. Frankreich mußte übrigens 700 Mill. Francs als Entschädigung an die Mächte zahlen und wurde verpflichtet, 150000 Mann der verbündeten Truppen einige Jahre hindurch zu unterhalten. Auch die während der letzten Kriege nach Frankreich entführten Kunstschätze wurden jetzt zurückgenommen. Die Bestimmungen des Friedensschlusses, welche sich auf Frankreich, auf die napoleonische Familie u. s. f. so wie auf die übrigen Länder bezogen, gehen uns hier nichts an.

III.

Die heilige Allianz.

„Wir nehmen wedelnd jede Phrase,
Aechtdeutsch, für baare Münze an,
Weil die bescheidne deutsche Nase
Thatsächlichstes nicht spüren kann.
Wir nehmen jedes Halbversprechen,
Ob man auch in der Zeiten Lauf
Und hunderte schon mochte brechen,
Aechtdeutsch, mit neuem Jubel auf."
(Sallet.)

Es war nunmehr der Friede für Deutschland errungen und erst von dieser Zeit an gestattet die Geschichte dieses Landes eine eigentlich humoristische Behandlung. Man hätte die letzten Kriegscenen, die noch allzu einseitig ernst blickten, auch füglich überspringen und den Zeitraum erst mit der Stiftung der heiligen Allianz, mit welcher die lustige neudeutsche Zeit anhebt, beginnen können. Als Grundlage des folgenden war jedoch eine Uebersicht der letzten kriegerischen Ereignisse nöthig.

Freilich braucht man sich nur (in Ermangelung eines bessern Vehikels etwa im Luftballon der Phantasie) ein gehöriges Stück über die Fläche dieser Erde zu erheben und dieselbe aus der Vogelperspektive zu betrachten, um selbst die Völkerschlachten anmuthig und lustig zu finden; allein zu solchen erhebenden Momenten kommt man nur selten und in der Nähe betrachtet sind jene Ereignisse allzu mürrischen Ansehens, um bei den Thränen, die man darüber weint, ein Lächeln aufkommen zu lassen.

Aber die heilige Allianz brachte, gleich dem heiligen Christ, den sie zu ihrem Schutzpatron erkor, in die Welt, besonders in die deutsche, lauter Fröhlichkeit, zu welcher der Wiener Kongreß und die Stiftung des deutschen Bundes bereits guten Grund gegeben hatte.

Die deutsche Freiheit war das große Ziel gewesen, um welches man kämpfte, und man hatte sich glücklich bis zu diesem Ziele durchgearbeitet. Nur böse Zungen konnten es läugnen, nur die Blindheit konnte es nicht begreifen. Aber es sollte nicht die Freiheit des Wilden, nicht die des Heiden sein — die neu errungene Freiheit mußte eine höhere Weihe haben, der Segen mußte von oben kommen.

Der große Feind war gestürzt, der da Alles Böse auf Erden gestiftet hatte, er, der Sohn der Revolution, der Illigitime! die argen Zeiten waren vorüber, wo sich die alte legitime Herrschaft mit ihm vermählte und Bündnisse mit ihm schloß. Aber trotzdem, daß der Böse gefallen, schienen doch noch genug Böse übrig geblieben zu sein und in den Gemüthern der deutschen Völker trieb der alte Same der Revolution noch immer Keime, so daß sich dieselben mit der Freiheit nicht einmal begnügten, sondern auch noch uncensirte Presse, landständische Verfassungen und dergleichen Nebendinge verlangten.

Solche Dinge konnten der errungenen Freiheit natürlich nur nachtheilig sein; aber es fügte sich wundersam genug, daß die Abhilfe auch diesmal von einer Seite ausgehen sollte, von welcher auch zuerst die deutsche Freiheit gepflegt worden, nämlich von Rußland.

Kaiser Alexander, der sich jetzt zum zweiten Male

mit dem König von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich in Paris befand, legte hier den letztern den Entwurf zu einem Bündnisse vor, welches in der That seines Gleichen suchte, denn es sollte endlich dadurch das Reich Gottes auf Erden gegründet werden!

Kaiser Alexander, seiner Zeit ein „Lebemann," hatte sich doch mehr und mehr gewöhnt, dabei in seinem Innern auch das zu nähren, was man christliche Frömmigkeit nennt, wiewohl mit diesem Worte der Begriff noch nicht recht bezeichnet ist.

Die beiden Monarchen traten gern dem vorgeschlagenen Bunde bei, dessen Urkunde am 26. September 1815 unterzeichnet wurde. Die darin ausgesprochenen Grundsätze haben in der That viel kommunistisches und konnte dieses auch nicht streng auf die Völker ausgedehnt und angewendet werden, so haben es die Monarchen wenigstens in der großen Gemeinschaft der fürstlichen Familien fort und fort bewährt. Die drei Fürsten erklärten nun in dieser Urkunde, „daß sie zu dem Entschlusse gekommen wären, all ihr Thun, was die Regierung ihrer eignen Völker so wie ihre Verhältnisse zu fremden Staaten beträfe, streng nach den Lehren des Christenthums zu regeln, den Lehren der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens."

Mußte die Welt nicht staunen, als sie vernahm, daß Lehren, welche bisher nur für das gewöhnliche Plebejerleben gemacht zu sein schienen, plötzlich auch in den Kabinetten der Fürsten als Richtschnur dienen sollten! Aber so war's in der That, die Fürsten erklärten ausdrücklich, daß sie in Allem dem Gebote Christi, welches allen Men-

schen brüderliche Liebe empfiehlt, folgen wollten; eine ächte, unzertrennliche Brüderschaft sollte sie umschlingen, sie wollten einander stets als Landsleute betrachten und einander überall und in jedem Falle Hilfe und Beistand leisten. Ihren Unterthanen und Heeren (in diesen Punkten fand der Kommunismus allerdings seine gebührende Gränze) wollten sie sich als Familienväter erweisen, und dieselben ebenfalls dahin anleiten, gleiche brüderliche Gesinnungen gegen einander zu hegen. Alle sollten sich nur als Glieder einer und derselben großen christlichen Familie ansehen, ebenso wie die drei Fürsten sich selbst nur als drei Bevollmächtigte der Vorsehung betrachteten, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen: Oesterreich, Preußen und Rußland. Denn sie bekannten, daß die christliche Nation, zu welcher sie und ihre Völker gehörten, keinen andern Oberherrn als den habe, dem allein die Macht zukäme, Gott und seinen Sohn. Daher legten es die drei Monarchen ihren Völkern auf's angelegentlichste und zärtlichste an's Herz, sich täglich mehr in den Grundsätzen und der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der Heiland die Menschen gelehrt hatte. Zum Schluß wurde in der Urkunde erklärt, daß man alle diejenigen Mächte, die sich zu den ausgesprochnen Grundsätzen bekennen würden, gern und freudig in diesen heiligen Bund aufnehmen werde.

Es traten denn auch alle Mächte Europas dem Bunde bei, ausgenommen drei: der König von England, der Papst und der Sultan.

Was den König von England betrifft, so theilte dieser

zwar, seiner eignen Erklärung zufolge, ganz und gar die Grundsätze des heiligen Bundes, allein die Verfassung seines Reichs gestattete ihm nicht, eine Vertrag solcher Art ohne Unterzeichnung eines verantwortlichen Ministers einzugehen. Vom Sultan verstand es sich von selbst, daß derselbe nichts von christlichen und kommunistischen Tendenzen wissen mochte und man hatte ihn daher auch gar nicht eingeladen. Der Papst aber, der in der Eigenschaft eines heiligen Vaters keine Standesgenossen haben mochte, weil dieselben einerseits bereits seine Kinder, andrerseits sogar Ketzer waren, entzog sich deshalb dem Bunde, weil er — und freilich hatte er damit nicht unrecht — meinte, die christliche Kirche sei ja als Gemeinschaft schon vorhanden und es bedürfe, sobald man sich zu dieser bekenne, keines andern heiligen Bundes; derselbe könne dann nur ein Menschenwerk sein, und müßte als solches der von Gott selbst gestifteten Gemeinschaft, die alle Menschen umfassen solle, entgegen sein. So plausibel dies indeß klingen mochte, so beruhte es, ehrlich gestanden, beim Papste doch nur auf jenem in der Welt so sehr verbreiteten und allgemein befolgten Principe, welches man im gemeinen Leben Brodneid nennt.

Die Welt aber konnte sich billig gratuliren, daß sie nunmehr einen Zuschuß an heiligen Vätern erhalten hatte; der Papst hatte Koncurrenten in der praktischen Heiligkeit erhalten und Koncurrenz ist in allen Verhältnissen heilsam.

Die Welt faltete andächtig die Hände und sagte Amen, Alles fühlte sich durch die Idee der heiligen Allianz begeistert und die Stifter und Häupter derselben waren in

aller Mund. Auch die gemeine irdische Industrie bemächtigte sich des erhabenen Begriffes und versinnlichte denselben, indem sie die Bildnisse der drei edeln Fürsten auf Schnupftabaks- und Cigarrendosen und ähnlichen Gegenständen vereinigt prangen ließ. Selbst auf Rasiermessern — passender konnte es kaum geschehen — sah man, in Horn gepreßt, die heiligen Häupter der heiligen Allianz.

Das Wort und der Begriff Kommunismus war damals, am allerwenigsten in Deutschland, noch nicht gebräuchlich, und man muß daher sagen, daß die drei zur Lenkung großer Völker berufenen Häupter allerdings ihrer Zeit ein gut Stück vorausgeeilt waren. Vorläufig konnten sie die neue Lehre, wie gesagt, nur auf sich selbst, d. h. auf ihre erlauchten Familen in bedeutenderm Grade in Anwendung bringen, während die Völker, gleichsam als dienende Brüder, erst von ferne zur unmittelbaren Theilnahme am neuen Gottesreiche herangebildet werden konnten. Hätte Alexander seinen glücklichen Gedanken schon einige Monate früher, noch auf dem Wiener Kongresse, ausgesprochen, so würde er den deutschen Fürsten das durch die Bundesakte gegebene mißliche Versprechen freier landständischer Verfassungen erspart haben. In der neuen christlichen Gemeinschaft, wo die Fürsten nur da waren, um sich dem Wohle der Völker hinzugeben und zu opfern, da mußten denn doch Repräsentativ-Verfassungen sehr überflüssige, ja sogar schädliche Institute sein! Aber in dem Umstande, daß man sich denn auch mit Einführung derselben nicht übereilte — in dem Umstande, daß man die Presse nicht befreite, weil

sonst ein Bruder dem andern leicht unchristliche Dinge hätte sagen können — ferner in dem Umstande, daß die Schlagbäume in Deutschland bald gar sehr renovirt wurden und überhand nahmen, damit ein Bruder den andern nicht unchristlich übervortheilen könne, in all diesen und vielen andern Umständen, deren wir unten noch weiter gedenken werden, lag es ja deutlich ausgesprochen und bewiesen, daß es den Mächten mit den Principien des heiligen Bundes Ernst war, und daß sie Frieden, Liebe und Gerechtigkeit walten ließen. Die Schlagbäume versinnlichten den Wagebalken der Gerechtigkeit; die Zensur war's, die den Mantel christlicher Liebe über entblößte Gebrechen und Sünden warf, und für den Frieden sorgten schon die gewaltigen Soldatenmassen in jedem Lande. Die Gränz- und Sperrlinien widersprachen der Idee einer großen Völkerfamilie keineswegs, waren das doch bloße Aeußerlichkeiten! — Ohne daß besonders jedesmal darauf hingewiesen wird, mag sich der Leser von selbst, bei den in den folgenden Abschnitten behandelten Gegenständen an die Urkunde des heiligen Bundes erinnern und wie Alles, was von den christlichen Regierungen ausging, mit derselben im strengsten Einklang stand. Auch das sündige Frankreich (eigentlich nur sein König Ludwig) gehörte als reuige Magdalene zum heiligen Bunde und die Mächte zogen daher auch sehr bald (bis 1818) das Besatzungsheer aus diesem Lande zurück, und in Folge eines zu Aachen (Octbr. 1818) gehaltenen Kongresses erkannten sie die französische Regierung als ganz besonders befreundet an und als eine der fünf europäischen Hauptmächte.

Leider befolgten nur die Völker nicht gehörig die von den zärtlichen Vätern erhaltenen Lehren und schon im Laufe der nächsten 10 Jahre gab es in Europa in vielen Ländern Volksaufstände, Kampf und Blutvergießen. Am glücklichsten lief Alles noch in Deutschland ab, wo die Idee eines christlich=germanischen Staates mit besondrer Vorliebe genährt wurde. Darauf zurückzukommen, wird sich wohl später noch Gelegenheit bieten.

IV.

Segnungen der errungenen Freiheit und des Friedens.

„Vortrefflich geht's! der Freiheit Segen,
Er reift im wohlgehüteten Haus.
Nur ruhig und sicher, auf stillen Wegen,
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus."
H. Heine.

Der deutsche Bundestag, eingedenk seiner hochwichtigen Mission, hatte sich nicht übereilt, in Frankfurt, seinem erkorenen Sitze, zusammenzutreten. Derselbe wurde erst im großen Hungerjahre 1816 am 11. November eröffnet, um sein segenreiches Wirken zu beginnen. Dieses wird sich in seinen Einzelheiten im Verlaufe der Geschichte genugsam bekunden. Was die Bundesversammlung sollte und bezweckte, wußte Deutschland aus der Akte des Bundes. Die Zwecke und Absichten,

welche die deutsche Bundesversammlung von Anfang an hatte, die jedoch nicht ausgesprochen worden sind (weil sich nicht Alles für's Ohr der Menge eignet,) wird dieselbe wohl gehörig verfolgt und auch erreicht haben. Die besondere Geschichte dieser Versammlung könnte eine zwiefache sein (hat doch der deutsche Adler auch zwei Köpfe!) — es käme nur darauf an, welchen Standpunkt der Schreiber einnähme, ob er sich in die Versammlung selbst setzte und von da aus erzählte, was sie wollte und that, oder ob er vom platten Lande, vom Standpunkte des Volkes aus, Alles betrachtete und erzählte, was sie versprach und that. Das müßten zwei himmelweit verschiedene Geschichten werden, verschieden in ihrem Ausgange, ihrem Fortgang und Verlauf. Der eine Weg würde linkwärts, der andre rechtwärts gehn. Da sich aber niemand, auch die deutsche Bundesversammlung nicht, in die Karten sehen läßt, so kann man rechtlicher Weise auch nur sagen, was offen vorliegt und die Sachen nur von der einen Seite betrachten. Kritik bleibt dabei von selbst aus dem Spiele, weil die Stellung des Bundestages eine durchaus unangreifbare ist. Kein einziger Uebelstand in den deutschen Landen kann ihm zur Last gelegt werden und das aus dem einfachen Grunde, weil jedes der verschiedenen Deutschländer seine eigene souveräne Regierung hat. Aber auch keiner dieser Regierungen kann ein Uebelstand zur Last gelegt werden, weil sie Glied des Bundes ist und sich dessen Beschlüssen zu fügen hat. Beide, der Bundestag wie die Regierungen, sind daher frei von jeglicher Schuld an irgend etwas. Daher ist es auch nicht möglich, daß deutsche Unterthanen gegen ihr

Staatsoberhaupt beim Bunde eine Beschwerde führen können. Wir sahen, daß ein Bundesgerichtshof nicht gestiftet wurde und das ist wieder ein Umstand, auf welchem die ausnehmende Freiheit der Deutschen mitberuht, eine Freiheit welche man in diesem Lande auch die Vogelfreiheit zu nennen pflegt. An den Bund kann sich der Unterthan also nicht wenden, denn dieser läßt jede Regierung als souverän bestehen; an die Regierungen selbst auch nicht, denn diese sind dem Bunde verpflichtet. Es ist dies eine ganz artige Zwickmühle, auf welcher die Unangreifbarkeit des Bundes beruht, und es ist das sehr gut so, denn ein Herrscher muß unverantwortlich sein, wenn er sich der Menge gegenüber in Respekt erhalten will. Indem es sich der Bundestag zur Pflicht machte, nur die Fürsten, nicht aber die Völker zu vertreten, konnten die letztern nur im Vortheil sein, denn ihre Fürsten waren ja ihre christlichen Familienväter, die immerhin unverantwortlich handeln mochten.

Die Bundesregierung waltet, gleich dem israelitischen Gotte, allmächtig, sichtbar aber nur im Zorne, über den deutschen Völkern; und es zeigt sich hierbei ein neues germanisches Wunder in der Zweieinigkeit der deutschen Regierung: während andre constitutionelle Staaten wohl über Fremde (z. B. Kolonien) eine absolute Herrschaft üben können, wird umgekehrt in Deutschland eine absolute Herrschaft über constitutionelle Staaten geübt. Für diese Regierungen ist nun der Bundestag von ganz besonderm Nutzem: er kann aus seiner unangreifbaren Stellung den deutschen Völkern solche Dinge gebieten oder verbieten, für welche die betreffenden Regierun-

gen keine plausibeln Gründe würden angeben können. Der Bundestag ist ein absoluter Herrscher, der auf kein Warum zu antworten braucht. Und doch ist er, Dank der deutschen Kraft und Freiheit! im Stande, stets ausreichende und nachdrückliche Antwort zu geben, so bald er will, nämlich mittels der deutschen Bundestruppen. Um sich dieses Mittels noch mehr zu versichern, beschlossen die deutschen Fürsten bei einer späteren Gelegenheit, von welcher seiner Zeit die Rede sein wird, daß deutsche Bundestruppen nie auf die Verfassung ihres speciellen Landes vereidet werden dürften. Besonders veranlaßte den Bund zu diesem Beschlusse seine Vorliebe zur Poesie: — Die deutschen Truppen stehen darnach nämlich, wenigstens in den constitutionellen Staaten, gleichsam als feindliche Truppen im eignen Vaterland; der Sohn irgend eines „liberalen" Volksvertreters kann da möglicher Weise gezwungen sein, mit dem Bajonette die Forderungen des Vaters unterdrücken zu helfen, und solches Verhältniß bietet dann für die deutschen Dichter treffliche tragische Stoffe. So sorgt in prosaischen Zeiten der deutsche Bund für poetisches Material.

Doch dies heißt dem Gange der Geschichte vorauseilen! Es muß hier zunächst des Entstehens der deutschen Constitutionen gedacht werden.

Auf dem Wiener Kongreß, wo der Bundestag erst geschaffen ward und wo man sich des Schreckens der letzten Kämpfe noch nicht erledigt, wo auch die erhabene Idee der heiligen Allianz noch nicht geboren worden: da schien es, als hätten einige deutsche Fürsten den kuriosen Gedanken, daß sie hauptsächlich ihren Völkern den erlang-

ten Sieg verdankten und daß die Völker für ihre Mühe belohnt werden könnten. Daher kamen eine Menge „liberaler“ Vorschläge, besonders von preußischer Seite, und auch Oesterreich stimmte dem bei. Zum Theil gingen die Vorschläge in Erfüllung, die da zum Beispiel lauteten: kraftvolle Heeresmacht, und diese wurde geschaffen; ferner stattliche, landständische Verfassungen, von denen gleich die Rede sein soll. Die kleinern deutschen Fürsten, besonders Baiern und Würtemberg, hielten dergleichen nicht für gut und eiferten dagegen.

Es kam nun die Zeit des Friedens und ganz Deutschland sah gespannt der großen Weihnachtsbescheerung entgegen. Die Kinder wurden schon traurig und ungeduldig, weil's den christlichen Familienvätern noch nicht dunkel genug war, um den versprochenen Christbaum anzuzünden. War es nicht schon gut, daß die Usurpatoren, die unter Napoleons Schutz deutsche Thronen innegehabt, verjagt, und statt ihrer die vertriebenen deutschen Regenten ihre Sitze wieder eingenommen hatten (Hessenkassel, Hannover, Braunschweig, Oldenburg)? Im Jahr 1817 erhielt die deutsche Größe sogar wieder einen Zuwachs dadurch, daß Hessenhomburg die Souveränität erhielt und somit die Zahl der deutschen Staaten von blos 38 auf 39 gebracht wurde! Mußte es den Glanz und das Ansehn Deutschlands nicht fördern, daß aus den Kurfürsten Könige geworden waren, daß ferner Weimar, Mecklenburg und Oldenburg nachträglich noch Großherzogthümer wurden? Nachdem sich Alles so vortrefflich, glänzend und beglückend gestaltet, (einem königlichen oder großherzoglichen Unterthan mußte sein Bissen

Brod doch gewiß besser schmecken, als einem blos kurfürstlichen oder herzoglichen!) konnte sich auch die oben erwähnte Centralcommission, die nur noch für Belgien, Mittel- und Niederrhein bestanden hatte, auflösen. Die Seehandelssperre war verschwunden, das freie Wegzugsrecht aus einem Staat in den andern eingeführt, folglich dem materiellen Wohl eine Genüge geschehen; aber auch das geistige war bedacht worden, denn es gab sogar eine Art von bedingter Preßfreiheit. Da sang ein mißvergnügter deutscher Poet:

„Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und Freie seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt."

So betrübend es auch sein mochte, eine solche Stimme zu vernehmen, so war dieselbe doch leider ein Ausdruck der allgemeinen Volksstimmung und es war nur ein Glück, daß Volksstimmung etwas ist, was bekanntlich wenig Berücksichtigung verdient. Die deutschen Völker erwarteten, unzufrieden mit den bereits vorhandenen segenreichen Herrlichkeiten, wunderlicherweise auch noch einen völlig gesicherten Rechtszustand und allenthalben freie Volksvertretung. Die Kurzsichtigen beriefen sich hinsichtlich dieses Punktes auf das Versprechen der Fürsten und sahen nicht ein, daß diese — nachdem Napoleon völlig unschädlich gemacht war — gar keinen Grund mehr hatten, auf Erfüllung solcher Dinge bedacht zu sein. Nachdem der (russische) heilige Bund gestiftet worden, mußte Volksvertretung als etwas ganz

Unnützes erscheinen und die Weisheit der christlichen Völkerfamilienväter erkannte dies wohl. Man wies die Völker auf die Bibel und auf Schillers Gedichte und meinte ganz folgerecht: da wir jetzt christliche Politik eingeführt haben, so muß man sich auch in christlichen Tugenden üben, besonders muß man einsehen, daß Geben seliger denn Empfangen, man muß sich besonders im christlichen Dulden und Entsagen, in der Resignation üben.

„Ihr habt gehofft: Euer Wunsch ist abgetragen,
Euer Glaube war euer zugewognes Glück!"

Dies hatten sich, ihren Völkern gegenüber, besonders die beiden deutschen Hauptmächte zum Wahlspruch erkoren. Einige der kleinen deutschen Fürsten machten sich indeß bald das Vergnügen, den 13. Artikel der Bundesakte, wegen der landständischen Verfassungen, in Erwägung zu ziehen und wirklich entstanden bald mehrere Miniaturparlamente. Am ersten (noch vor dem zweiten Pariser Frieden) geschah dies im Lande Nassau. Da hier das Aussterben der Linie Nassau-Usingen und die Vereinigung des Landes unter einem Fürsten — was im Jahr 1816 erfolgte, — bald zu erwarten stand, so ergriff man sogleich gemeinsame Regierungsmaßregeln und gab (2. Sept. 1814) eine Verfassung mit zwei Kammern. Der König von Würtemberg hatte ebenfalls schon im März 1815 eine Repräsentantenversammlung berufen und derselben eine Verfassung geboten. Die Versammlung fand jedoch für gerathen, das in Gnaden verliehene Geschenk nicht anzunehmen. Dasselbe wiederholte sich im October desselben Jahres. Inzwischen starb König Friedrich, und sein Sohn, Wil-

helm I. berief die Versammlung im März 1817 zum dritten Mal, um dieselbe Erfahrung zu machen. Der König löste daher die Versammlung auf, indem er zugleich verhieß, im Sinne der gebotenen und nicht angenommenen Verfassung regieren zu wollen. Endlich, im Jahr 1819, ward eine vierte Versammlung berufen, welche im Juli zusammentrat; dieser erklärte der König, er sei bereit, die neue Verfassung auf dem Wege des Vertrags ins Leben treten zu lassen, und nun wurde dieselbe mit einigen Abänderungen am 25. September angenommen und als Grundgesetz bekannt gemacht. — In Weimar berief Karl August am 11. April 1816 eine ständische Berathung, welche die gebotene Verfassung am 8. Mai annahm. Ziemlich um dieselbe Zeit wurden ähnliche Verfassungen eingeführt in Schwarzburg-Rudolstadt, in Schaumburg-Lippe, Waldeck, Hildburghausen, Koburg. Lippe (Detmold) erhielt die seinige im Aug. 1821 und Meiningen erst im September 1824.

Wie in Würtemberg war auch in der Baierschen Verfassungsurkunde, welche König Max Josef am 20. Mai 1818 übergab, der Grundbesitz zur Bedingung des Eintritts in die zweite Kammer gemacht. Aehnlich der Baierschen war die Verfassung, welche der Großherzog Karl von Baden am 22. August 1818 ertheilte, nur das hier Wahlberechtigung nicht durch den Besitz von Grundeigenthum bedingt war. Erst im April 1819 wurde die erste Badische Ständeversammlung eröffnet, indeß, in Folge von Mißhelligkeiten mit der Regierung schon im Juli wieder vertagt. In Hessendarmstadt proklamirte am 18. März 1820 der Großherzog eine ständische Verfassung mit zwei Kam-

mern, deren nähere Bestimmungen im Laufe des Jahres gemeinschaftlich mit den Kammern und in sehr liberalem Sinne getroffen wurden. In dem „gesegneten" Königreich Sachsen begnügte man sich damit, die alten Landstände, welche die Steuern zu bewilligen pflegten, ohne Abänderung wieder herzustellen. In Hannover wurde durch ein Patent des Prinz Regenten Georg vom 7. Decbr. 1819 statt der bisherigen Provinzialstände eine allgemeine Ständeversammlung in zwei Kammern berufen. Diese Verfassung schien hauptsächlich zu Gunsten des Adels ertheilt zu sein. Sehr zeitig, schon im März 1815, berief der Kurfürst von Hessen einen Landtag nach alter Weise, welchem er 5 gewählte Vertreter des Bauernstandes beigesellte. Es schien, als wäre bei dem alten Kurtitel, der seit Auflösung des deutschen Kaiserreichs gar keinen Sinn mehr hat, wenig Segen. Die alten Feudalstände weigerten sich, die neuen bäuerlichen Vertreter unter sich aufzunehmen, und ebenso weigerten sie sich, neue Steuern zu bewilligen. Große Mißhelligkeiten erwuchsen in diesem Lande aus dem Umstande, daß der Kurfürst die Besitzungen der Leute, welche vor seiner Zeit Domänen angekauft hatten, ohne Entschädigung einzog. Daher kam's daß am 2. Mai 1816 der Landtag aufgelöst und kein neuer wieder berufen wurde. Es erzählte jemand ein Mährlein von einem Landwirth, der eines Morgens seine Hühner berief und sie anredete: „Liebe Getreue, ich hab' euch zusammen kommen lassen, um zu berathen, mit was für Sauce ich euch verspeisen soll." Eines der Hühner litt so sehr Mangel an Respekt, daß es frech genug ausrief: Ei, wir wollen überhaupt gar nicht verspeist sein. „Liebe

Getreue, erwiederte der Landwirth ärgerlich, „das heißt denn doch von der Hauptfrage abweichen!“ — Auch in Braunschweig, welches damals unter englischer Vormundschaft stand, wurde eine der alten ähnliche Verfassung eingeführt. Als aber im Jahr 1823 der Herzog Karl zur Regierung kam, fand derselbe für gut, weder diese noch eine andre Verfassung anzuerkennen. Auch in den beiden Mecklenburgen dauerte die alte landständische Verfassung fort, und hier waren die Stände selbst so verständig, sich einer Umbildung des Grundgesetzes zu widersetzen! Beim Alten ließ man es auch in Oldenburg, Gotha-Altenburg und Schwarzburg-Sondershausen. Das kleine Fürstenthum Liechtenstein nahm sich bei seiner Verfassung (9. November 1818) das große Oesterreich zum Muster. Im Herzogthum Holstein versprach der König von Dänemark eine Repräsentativ-Verfassung, die indeß vorläufig noch nicht ins Leben trat.

Die kleinern Regierungen, die am Ende dabei auch nicht so gar viel zu verlieren hatten, machten, wie gesagt, in solcher Weise sich und ihren Völkern das Vergnügen und gaben ihnen mit weisen väterlichen Warnungen das constitutionnelle Spielwerk in die Hände. Nicht so in Oesterreich und Preußen, und das aus sehr guten Gründen. Der Hauptgrund lag eigentlich schon im Princip der heiligen Allianz; sodann aber auch in dem Umstande, daß die Völker vor der Zeit ungeduldig und unzufrieden geworden waren und verdächtige Bewegung merken ließen. Dies erforderte Vorsicht und — Strafe, und die letztere bestand unter anderm darin, daß man keine Konstitution ertheilte. Hier sei es erlaubt, eine auf

Alles dies bezügliche Stelle aus K. A. Menzels geistreicher ganz im christlichen Sinne der heiligen Allianz verfaßten Fortsetzung der weltberühmten Beckerschen Weltgeschichte anzuführen. Die Stelle klingt, wie vom deutschen Bundestag selber diktirt. Es heißt dort: „in Preußen und Deutschland" (also in zwei verschiedenen Ländern! Was ist des deutschen Vaterland?) „waren Umwälzungsentwürfe zum Vorschein gekommen, als Nachklänge der französischen Revolution und ihrer ersten Ideen, die in den Gemüthern des nachgebornen, vor erlangter Mündigkeit zu Kraftäußerungen angestrengten Geschlechts" (Allen Respekt vor den Unmündigen, die Deutschland befreiten!) „berührbare Saiten fanden;" (wo bleibt dann der Franzosenhaß?) „Um das Joch der Fremdherrschaft zu brechen" (nennt man dies etwas löbliches, warum verargt man's den Polen, wenn sie die russische und preußische Fremdherrschaft abzuschütteln wünschen?) „hatten die Regierungen selbst zu außerordentlichen Mitteln gegriffen" (Aha! jene unmündigen suchten auch nur außerordentliche Mittel zu ordentlichen Zwecken;) „und Richtungen begünstigt oder geduldet" (das verdient einen rothen Adlerorden!) „welche sich mit einem ruhigen oder geordneten Zustande der bürgerlichen Gesellschaft auf die Dauer" (ja so, auf die Dauer!) „nicht vertragen konnten. Als der Zweck erreicht war," (die edle Aufrichtigkeit, die sich da in jedem Worte ausspricht, ist wahrhaft rührend,) „und die losgelassenen Geister in die Schranken der Ordnung und des Gehorsams" (wem waren sie ungehorsam gewesen?) „zurückkehren sollten, zeigten für sie sich widerspenstig" (entsetzlich!) „und wollten ihr Geschäft auf eigne Rechnung fortsetzen;" (noch

entsetzlicher! Ihr Geschäft, während doch nur vom Geschäft der Fürsten die Rede sein konnte;) u. s. w. Genug, die Deutschen waren, unzufrieden mit dem Bundestage, anmaßend genug, nach deutscher Einheit und allgemeiner deutschen Repräsentativverfassung zu trachten. Fürsten stehen über den gemeinen Lebensverhältnissen und der Plebejertugend; sie dürfen, zum besten ihrer Familien zumal, nach Belieben wort- und eidbrüchig sein, und Oesterreich und Preußen, nämlich deren Regierungen, brauchten sich durch kein Wort gebunden zu glauben. In Oesterreich blieb daher auch Alles ganz und gar beim Alten oder ward, wo es momentan gestört worden, wieder in alter Weise hergestellt; nach wie vor die alten Landtage, „wo nichts gelandtagt wird, als daß man Geld geben soll."

Zufolge einer Erklärung des Königs von Preußen vom 22. Mai 1815, sollte dieses Land eine allgemeine reichsständische Verfassung erhalten. Zuvor sollten außerdem Provinziallandtage theils wiederhergestellt und umgestaltet, theils neu eingeführt werden. Die Volksrepräsentation sollte alle Gegenstände der Gesetzgebung in sich begreifen. Die Provinziallandtage, bei denen es auch blieb, wurden in Folge eines am 25. Juni 1823 erschienenen Gesetzes zusammenberufen. Dieselben erhielten nur eine begutachtende Theilnahme an der Gesetzgebung der betreffenden Provinzen und außerdem ward ihnen das Petitionsrecht zugestanden, welches ja auch der liebe Gott jedem Erdensohne gewährt hat.

Es schien indeß, als wollte Gott die Deutschen für ihre Unzufriedenheit mit den erhaltenen Versprechungen schon im Jahr 1816 strafen. In diesem Jahre gab es Miß-

wachs und der Mißwachs verursachte Hungersnoth und eine Stockung der Gewerbe. Anstatt unter solchen Umständen in sich zu gehen und Buße zu thuen, wurden die deutschen Völker nur noch mißvergnügter.

V.

Fernere Segnungen der „Freiheit" und insbesondre des heiligen Bundes.

Der heilige Bund konnte sich natürlich nicht mit unheiligen Dingen befassen und unter diese gehörte doch offenbar das Unwesen der afrikanischen Raubstaaten im Mittelländischen Meere; überdies war dies etwas von Alters hergebrachtes und die Raubfürsten, wie der Kaiser von Marokko u. s. w. waren als legitime Monarchen zu betrachten. Einen europäischen Thron konnt' es gewiß nicht erschüttern, wenn etliche armselige Christen in der Ferne beraubt und in die Sklaverei geschickt wurden. Wohl konnt' es aber diesen Thronen, besonders den deutschen, nachtheilig oder mindestens unerfreulich sein, wenn mittels der Presse sogenannte Wahrheiten, sogenannte wohlberechtigte Forderungen und dergleichen ausgesprochen wurden, und dagegen mußte folglich der heilige Bund einschreiten. Wenn die deutschen Völker über die Ungleichheit des Rechtsstandes im „Gesammtvaterlande" seufzten, wenn sie über hohe Abgaben klagten, so war die sonst so ruhige Nation gewiß nur von wenigen unruhigen Hitz-

köpfen irregeleitet. Die Gränzen im Innern Deutschlands waren vielfach verändert worden und die Herrschaft hatte demnach hier und da gewechselt; auch dies erzeugte Unmuth, der nun in der That ganz unbegreiflich erscheint. So waren die Sachsen mißvergnügt, daß sie preußisch hatten werden müssen und die gegenseitige Abneigung zeigte sich da fast noch grimmiger als der concessionirte Franzosenhaß; man fand die Theilung des Landes grausam, man glaubte dadurch das Volk als eine Viehherde behandelt zu sehen, und die Völker vergaßen darüber ganz und gar, daß sie alle zu einer christlichen Völkerfamilie gehörten. Die Hessen, welche den erfahrenen Franzosendruck noch fühlten, der ihnen durch neuen aber legitimen Druck versüßt wurde, beklagten sich in ihrem Wahne bitter und waren undankbar genug, zu behaupten, es sei noch schlimmer als zur Franzosenzeit. Ganz besondern Unmuth erregte aber dann noch die Einführung des preußischen Gränzzolles (5. Sept. 1818.) Die Bewohner der preußischen Gränzdistrikte und der Nachbarländer schrieen darüber Ach und Weh, und ebenso machten die baierischen und würtembergischen Mauthlinien den Groll der Nachbarn rege. Der Autor der heiligen Allianz, der russische Kaiser, umzog sein Gebiet gegen die andern Kinder der großen Völkerfamilie mit einer stärkern Sperrkette denn jemals; dasselbe thaten Oesterreich und Frankreich. Das Königreich der Niederlande schloß sich ebenfalls auf solche Weise ab und Deutschland nahm sich bald ganz wie ein Stiefkind in der großen Familie aus. Das allgemeine Sperrwesen benachtheiligte den Handel, die Gewerbe stockten — aber anstatt einzusehen,

daß Alles dies nur göttliche Strafgerichte waren, meinten die verblendeten Völker, die christlichen Maßregeln der Häupter der heiligen Allianz wären schuld daran. Man wollte Handelsfreiheit, Preßfreiheit, freie Volksvertretung allein man hatte für dies Verlangen keinen bessern Grund als den: daß man all diese und andre Freiheiten eben noch nicht hätte.

Das Alles waren nun Dinge, die mehr oder minder dem materiellen Gebiet angehörten. Es sollte sich indeß bald zeigen, wie sehr die tiefsinnigen Deutschen geneigt sind, äußerliches und geistiges, irdisches und himmlisches, Poesie und Prosa mit einander Hand in Hand gehen zu lassen, das eine durch's andere zu erläutern oder zu verhüllen, zu veredeln und zu verklären. Uebrigens waren darin, wie man gesehen hat, die Monarchen mit ihrem Beispiel vorangegangen, indem sie in heiliger Gemeinschaft die Völker mit den Blumenketten der Mauthlinien umzogen, indem sie christliche Luft in den Kabinetten wehen ließen und den himmlischen Vater selbst zu ihrem gemeinsamen Premierminister in ihren irdischen Angelegenheiten erwählten. Selbst die Münzen, welche der gemeine unchristliche Mensch sonst mit einem liederlichen „Juchhe" oder wohl gar einem entsetzlichen „Gott verdamm!" zu vertrinken pflegte, trugen seit jener Zeit heilige Sprüchlein, ein „Gott mit uns!" u. dergl.

Daher kommt's, daß hier im nämlichen Abschnitt, welcher der vortrefflichen Gränzsperren (später fallen sie hier und da und hören alsdann natürlich auf vortrefflich zu sein,) gedachte, von dem romantischen und mystischen Wesen der Deutschen die Rede sein muß,

wodurch die folgenden Abschnitte eingeleitet und zum Theil im Voraus erläutert werden. Der deutsche Michel hüllt gern Alles in ein poetisches Gewand und was sich darein nicht hüllen läßt, spricht ihn auch nie sehr an. Er ist ein Kind — freilich ein sehr altes und großes, aber doch immer ein Kind — und als solches hat man ihn auch von jeher behandelt, und als solches hat er auch stets auf Spielzeug gehalten. In Zeiten, wo er gar zu gelangweilt oder unartig wurde, sorgten die Vormünder immer dafür, ihm ein neues Spielwerk in die Hand zu geben. Trotz der Kindlichkeit kann er indeß bisweilen gefährliche Augenblicke haben, vergißt aber nie, bald wieder gut Kind zu werden. Seine Spielwerke sind bisweilen sehr wunderlicher Art. So oft er im Allgemeinen damit wechselt, so ist dies doch kein Zeichen eines wankelmüthigen Charakters bei ihm, denn ein Etwas gab es stets, woran er von jeher, auch jetzt und in späterer Zeit, festhielt, und woran er sich als an sein theuerstes Gut klammert: das ist die Romantik, seine starke und zugleich seine schwache Seite, die von Feinden und Freunden genützt und ausgebeutet worden ist. Diese Romantik klammert sich an das Alte und umgibt dies mit einem Nimbus, so daß Michel es werthhält und nicht aufgeben will; eben darum geht er aber auch schwer an's Neue, weil diesem der romantische Nebel abgeht. So nannte man das Rittermittelalter (wahrscheinlich weil es so recht dunkel in die neue Zeit herübersieht, wegen seiner Fehden, seiner Tortur, seiner heimlichen Gerichte, seiner Junkerherrschaft, seiner Leibeigenschaft,) die romantische Zeit; so findet man Gespenster und Räuber und daher auch die ganze deutsche

Geschichte romantisch; so jedes alte Haus, jeden alten Trümmerhaufen, nie aber ein neues Gebäude. Was altergrau, düster, unbegreiflich, mystisch und dumpfig, das ist romantisch und folglich diesem Volke werth. Daher konnte Deutschland auch eine mystisch-romantische Dichterschule hervorbringen. In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, erwachte die Liebe zur Romantik auf ganz außerordentliche Weise, daß sie gar bald Excesse beging und selbst den christlichen Vormündern, die doch sonst die mystische Romantik gern fördern, bedenklich wurde.

Später haben viele Deutsche sich überredet, sie hätten der Romantik und dem Mysticismus entsagt und sie suchen dies dadurch kund zu thun, daß sie „eine neue bessere Zeit," welche die Zukunft bringen soll, hoffen und erstreben. Die damaligen Deutschen thaten sich jedoch auf ihre Romantik was zu Gute und erstrebten daher auch ganz unverholen die „alte gute Zeit," z. B. das Kaiserreich und Ähnliches. Da man übrigens im Tacitus und andern uralten Autoren von der Kraft, der rauhen Lebensweise und andern schönen Dingen las, wodurch sich die Urahnen der Deutschen ausgezeichnet hatten, so fand man für löblich, diese alten Dinge wiederum einzuführen und ein Jeder bestrebte sich, besonders auf den Universitäten, ein alter Deutscher zu sein. Gern hätte man sich schlechtweg in ein Bärenfell gewickelt und ein paar Auerochsenhörner, als Symbol alterthümlicher Kraft, auf dem Kopfe getragen; da dies jedoch bei vielen Leuten, welche den Perücken noch den Vorzug gaben, Anstoß erregt haben würde, so begnügte man sich mit einer Art von polnischem Rock, den man altdeutsch nannte, so

gut ihn die modernen Schneider liefern konnten; und auf den Kopf setzte man statt des urwäldlichen Hörnerschmucks ein Barett mit Federn. Vorzüglich bestrebte man sich auch, den mannhaften Bart wieder zu Ehren zu bringen und ließ überhaupt das Haar wachsen. Wen die Natur mit blondem oder röthlichem Haar gesegnet hatte, der pries sich besonders glücklich, denn er war ein ächter Sohn des alten Nordens. Gewaltig gestiefelt und gespornt schritten die Altdeutschen, die Thuisko's und Hermann's Söhne einher, die sich noch besonders durch drei Attribute auszeichneten. Das erste war ein Stock, welcher, nach dem Orte seiner Abkunft, einem Dorfe bei Jena, der Ziegenhainer genannt war und die Eigenthümlichkeit hat, daß er, am Handgriff dünner als am untern Ende, einer Keule gleicht, wie sie bei wilden Völkerschaften üblich. Das zweite Attribut war ein negatives, es bestand in einem Mangel, nämlich dem des sonst üblichen Halstuches und der Weste; das dritte aber war eine riesenmäßige Tabakspfeife, aus welcher man so gewaltige politische Rauchwolken blies, daß selbst bis zum hohen Bundestage der Geruch stieg. Diese Altdeutschen bemühten sich außerdem aber auch eifrig, die alte Kraft in der That zu erwerben und zu wahren und man erhob die Leibesübungen, unter dem Namen Turnkunst, gleichsam zur Wissenschaft, in welcher besonders Professor Jahn die damalige Jugend unterwies. Bis dahin hatte jeder Straßenjunge ganz unwissenschaftliche Leibesübungen angestellt; aber dergleichen kam nun als Pfuscherei in Verruf. Man erfand eine neue Kunstsprache für die Turnerei, die kein Uneingeweiheter verstehen kann; und während man turnte,

sang man begeisterte Lieder von deutscher Freiheit und Einheit, denn man unterstand sich, mit der Einheit, für welche der deutsche Bund sorgte, nicht zufrieden zu sein. Die alten, auf den Universitäten üblichen Studentenverbindungen verschwanden jetzt größtentheils oder bestanden doch nur mit geringer Theilnahme ganz im Stillen fort, denn Alles vereinte sich zu einem großen deutschen Bunde, der zunächst von Jena ausging, und sich deutsche Burschenschaft nannte. Gut genug charakterisirt diesen Bund ein damaliger Poet mit den Versen:

„Blühend in Jugendkraft,
Glühend für Wissenschaft,
Steh' Deutschlands Jüngerschaft
Ein Bruderbund."

Diese Burschenschaft schwärmte nun auf ganz mittelalterliche Weise, sie war ein rechter Ausdruck der romantischen Deutschheit, besonders was die Form anlangte. Uebrigens hatte sie auch in all ihrem Streben, in ihrem ganzen Thun und Lassen, anfangs den Beifall der Nation; allein die Freude sollte nicht lange währen. Sobald die Regierungen erkannten, daß die Burschenschaft ein politisches Streben entwickelte, konnten sie natürlich nichts weniger als Vergnügen an dieser großen Verbindung empfinden, zu welcher noch so Mancher gehörte, der sich in den letzten Kriegsjahren ein eisernes Kreuz erworben hatte.

Es sind oben schon einige allgemeinere Gründe angeführt worden, weßhalb die Deutschen, statt pflichtmäßig zufrieden und lustig zu sein, mißvergnügt und verstimmt

waren. Es fanden sich auch noch ganz besondere Gründe. Großen Mißmuth erregte besonders in den altpreußischen Provinzen eine schon 1815 zu Berlin erschienene Schrift des geh. Rath Schmalz, in Bezug auf eine Stelle in der Venturinischen Chronik auf das Jahr 1808, über politische Vereine. Der geh. Rath, dessen Wort man natürlich als einen Ausdruck der Regierungsansicht betrachten mußte, war der Meinung, daß die unterschiedlichen Opfer und Anstrengungen des Volks nicht mehr oder minder als eine Pflicht gegen den König gewesen; den Tugendbund, der während der Fremdherrschaft den deutschen Patriotismus gepflegt, stellte der geheime Rath, der seine Sache verstand, jetzt (nach beseitigter Fremdherrschaft) als sehr gefährlich dar und denuncirte denselben als noch bestehend. Einiges Aufsehen erregte auch eines Generallieutn. Dierecke Schrift über den Adel, der sich womöglich ganz so wie vor 1806 geberden sollte. Indeß konnten derartige Literaturerscheinungen noch nichts mit dem Streben der Burschenschaft, die sich später entwickelte, zu thun haben. —

VI.

Das Reformationsjubiläum und das Wartburg-Fest, und deren Folgen.

Wenn die deutsche Burschenschaft im vorigen Abschnitt unter den „Segnungen der heil. Allianz" mit entstand, so darf dies keineswegs bedeuten, daß auch sie eine

dieser Segnungen gewesen. Durchaus nicht. Eine gewisse Verwandtschaft erwies sich nur durch das mystisch-romantische Element, welches auch sie, wenigstens zu jener Zeit, entwickelte, und sangen doch viele Burschen dazumal gar begeistert die Verse eines preußischen Edelmanns mit:

„Süße Lehnspflicht, Mannestreue,
Alter Zeiten sichres Licht,
Tauscht' ich nimmer um das Neue,
Um die wälsche Lehre nicht!" — —

Ueberhaupt waren die Burschen nicht blos deutsch und patriotisch, sondern auch christlich, und sie, wie das ganze Volk, so weit es „protestantisch" war, zeigten, abgesehen von den sonstigen Bestrebungen, plötzlich ein besonderes Interesse für das Kirchlich-religiöse. Den nächsten Anlaß dazu gab die dritte Säcularfeier der Lutherschen Reformation im Jahr 1817. Dieses Fest wurde mit außerordentlichem Eifer gefeiert. Als Vorfeier gleichsam und zugleich zur Gedächtniß-Feier der Schlacht bei Leipzig hatte die Universität Jena am 18. und 19. October eine festliche Zusammenkunft auf der alten Wartburg bei Eisenach — (wo der Teufel, der erste Recensent und Zensor einst Luthers schriftstellerisches Dintenfaß an den Kopf bekam) — veranstaltet. Dieses Fest wurde, wohl halb unabsichtlich, zu einer Demonstration der deutschen Jugend und des deutschen Volkes, dessen Meinung jene aussprach. Die Sache war natürlich. Von allen Seiten, aus den fernsten Gegenden Deutschlands hatten sich Gäste auf der Wartburg eingefunden zu einer Erinnerungsfeier an den großen Freiheitskampf

vor 300 Jahren und an den der jüngsten Zeit: bei solcher Gelegenheit mußte wohl zur Sprache kommen, was man erstrebt hatte, aber nicht besaß, was man vermißte und was man wollte. Begeisterte Reden wurden gehalten, (zuvor hatte man auch das Abendmahl genommen!) und zum Schlusse sammelten sich Viele der Anwesenden um ein Feuer, in welchem man (so romantisch-alterthümlich war man noch!) einige mißliebige Schriften verbrannte, und daneben auch einen Schnürleib, einen Zopf und einen Korporalstock, als Symbole Alles Unfreien, Undeutschen und Verwerflichen, den Flammen weihete.

Begeisterter noch, als sie gekommen, zerstreuten sich die Wartburggäste, Professoren und Studirende, wieder nach ihren Musensitzen. Die Burschenschaft nahm, überall begeistert durch die von der herbstlichen Wartburg mit Pfingstfeuer heimkehrenden Apostel, mehr und mehr Aufschwung und pflegte mehr und mehr ihre romantischen Freiheitsträume, und dabei ward geturnt, denn, so sang man,

„Der Leib wird so gestählt,
Daß dermaleinst dem Blitze
Der Donnerkeil nicht fehlt!“

Sie wähnten das schöne neue Reich sehr nahe!

All dieses Streben hieß aber der heiligen Allianz ins Handwerk pfuschen, die sich einmal vorgenommen hatte, selbst für ihre Kinder zu sorgen. Das Wartburgfest und das darnach mehr und kühner überhand nehmende Burschentreiben mißfiel den Regierungen, nicht blos den deutschen, sondern ganz besonders auch der russischen. Die russische Regierung mußte darin schwar-

zen Undank erkennen, nachdem sie die Freiheit Deutschlands garantirt und sich, durch den heiligen Bund, ein Vaterrecht über das deutsche Volk erworben hatte.

Unter so bewandten Umständen war es vor allen Dingen nöthig, daß sie (die russische Regierung) sich genaue Auskunft über die Sachlage verschaffte. Wie schon früher und dann auch bis zur neuesten Zeit stellte der kaiserliche Vater daher wie in allen (christlichen und nichtchristlichen) Ländern auch in Deutschland gewisse fleißige Berichterstatter an, deren Amt war, alles, die Stimmung, das Thun und Lassen des Volks, so wie das Benehmen der Regierungen zu beobachten und darüber treulich zu referiren. Die unverständige Masse hat solche, im Stillen für das Wohl der Welt wirkende Männer mit dem gehässigen Namen Spione belegt. Wie unrecht das Volk damit hat, ergibt sich von selbst daraus, daß gar vornehme Leute, Staatsräthe, sich dazu herbeiließen, derartige Dienste zu leisten. Sobald der Kaiser Alexander aber die traurige Ueberzeugung gewonnen hatte, daß seine deutschen Kinder ungehorsam waren und auf eigne illigitime Hand heilig sein wollten, hielt er's für seine väterliche Pflicht, sie durch Ermahnung, Tadel u. s. f. auf den rechten Pfad zurückzuführen, oder die Hartnäckigen auch wohl in Strafe nehmen zu lassen. Einige dieser Versuche wurden jedoch von den pflichtvergessenen Kindern mit großem Unwillen aufgenommen. So z. B. eine Schrift des russischen Staatsraths Stourdza (Türke oder Wallache von Geburt) über das deutsche Volk und besonders die studirende Jugend. Da wurden die Uni-

versitäten, überhaupt ganz Deutschland, als Heerd revolutionären Feuers, welches der Welt Untergang drohte, dargestellt und jeder deutsche Student war ein wahrer Höllenbrand, jeder deutsche Universitätslehrer ein Verführer. Aber man war in Deutschland so verblendet und hartnäckig, den Staatsrath Stourdza weder unter die großen noch unter die kleinen Profeten zu zählen, ja man vergaß sich soweit, ihn, der Staatsrath, als besoldeten Angeber darzustellen. Dies geschah im Jahr 1818. Um dieselbe Zeit hielt sich, ebenfalls auf Kosten des russischen Kaisers, der kein Geld sparte, um Gutes in Deutschland zu stiften, in diesem Lande ein andrer russischer Staatsrath, der geborne Deutsche von Kotzebue auf, welcher seit Jahren seine deutschen Landleute durch Lust- und Trauerspiele erfreut hatte. Gegenwärtig aber schrieb er in Alexanders Auftrag eine Zeitschrift, welche gegen die deutschthümlichen Freiheitsideen gerichtet war und besonders durch Spott das Treiben und Streben der deutschen Jugend zu bekämpfen pflegte. Die deutschen Minister lasen diese Schrift mit großem Behagen, aber dem leider! irregeleiteten Volk, besonders der studirenden Jugend, war dieselbe eine Greuel. Die letztere betrachtete den witzigen Kotzebue als politischen Giftmischer und Meuchler und erwies ihm die Ehre, ihn für außerordentlich gefährlich zu halten. Es hat immer Kotzebues, in russischem und anderm Solde, und wie sonst so noch heute, gegeben; es sind dies keine Parteimänner — sie dienen eben nur dem, der Geld genug hat, sie zu bezahlen und ihnen zum Ueberfluß auch wohl noch einen Titel oder Orden verabreichen kann; dergleichen Dinge, besonders den Sold, wollen sie, dafür handeln sie und

das ist Alles; die meisten genießen die Früchte ihrer Mühe und die Ehre, die ihnen ihre Herren gewähren können, ruhig bis an ihr Ende und fragen im Uebrigen nach der Welt Meinung so wenig, wie jener Minister, von dem's im Liede heißt:

„Geh, putze deinem Herrn die Schuh,
Und führe deinem Herrn
Dein Weib und deine Tochter zu,
Und trage Band und Stern."

Es sitzen diese Herrn in der Regel so ruhig und sicher, wie in Abrahams Schooß, und in dem Bewußtsein dieser Sicherheit, für die ihnen die Feigheit der meisten Menschen bürgt, sprechen sie diesen allen Hohn. Schade, daß sich unter jener, bei allen sonderbaren Auswüchsen doch herrlichen deutschen Jüngerschaft Einer finden konnte, der sich zum Meuchelmord, sei es auch in halbem Wahnsinn, entschließen konnte; hinsichtlich des Gemordeten war's nur eine Schicksalsfügung, zum Beweis, daß bisweilen die Regel eine Ausnahme duldet und daß die feige Sicherheit eines Spions oder Fürstendieners doch nicht alle Tage zuverlässig bleibt.

Karl Sand aus Wunsiedel, Student der Theologie in Jena, ein durch mystisch-christliches Wesen befangener Mensch, dessen Lieblingslektüre das ebenfalls mystische Evangelium Johannes und die Lieder in Körners Leier und Schwert waren, die von Blutströmen sprechen, entschloß sich, den Staatsrath von Kotzebue, in welchem er den geflissentlichsten und einflußreichsten Gegner der deutschen Freiheitssache erblickte, durch Mord aus der Welt zu schaffen. Viel, glaubte er, mußte schon durch

Erlegung dieses Vaterlandsfeindes an und für sich gewonnen sein, und mehr noch durch den Schrecken, der dadurch allen andern Feinden eingeflößt wurde. Es sollte ein Beispiel gegeben werden, ermunternd und ermuthigend für die Freiheitsfreunde und niederschlagend für die Gegner; überdies spiegelte sich der Thäter bei der Mitwelt wie für alle Zeit den Ruhm eines Brutus vor, der freilich auch ein Mörder war. Die Vorbereitungen, welche Sand zu seiner That traf, waren nicht nur mystisch, sondern auch kindisch, wenn man nicht lieber gleich sagen will: verrückt. Er wanderte nach Mannheim, wo sein Opfer wohnte, ließ sich bei Kotzebue melden und nachdem er vorgelassen worden, erdolchte er den unglücklichen Poeten. Gleich nachher wurde der Mörder verhaftet. (23. März 1819.) Die Untersuchung ergab, daß Sand allein, ohne Mitwisser gehandelt; indeß war's doch kein Wunder, wenn die Regierenden für gut fanden, die That der Burschenschaft zur Last zu legen. — Ein Seitenstück zu jenem Vorfall war die durch den Apotheker Löning versuchte Ermordung des nassauischen Präsidenten Ibell.

Sand wurde hingerichtet; allein damit war es, zumal in Deutschland, wo man ohnehin gern untersucht, nicht abgethan. Es wurden noch fernere Untersuchungen angeordnet und vor allem hob man die Turnanstalten auf, die man für die hauptsächlichen Pflanzstätten des revolutionären Treibens hielt, dessen man die Jugend anklagte. Sehr zahlreiche Verhaftungen fanden statt, und nicht nur Studenten wurden verhaftet, sondern auch mehrere verdächtigte Lehrer derselben, vor Allen der Turnmeister Jahn, Arndt, Welcker und Andre. Damals

kamen die Ausdrücke „Demagogen“ und „Demagogische Umtriebe“ in Aufnahme und jeder mußte ein Demagog sein, der in seiner Kleidung irgend etwas schwarzrothgoldnes (die deutschen Reichs- und daher die Burschenfarben) trug oder Pfeifenquasten von diesen Farben führte. Der Besitzer eines Pfeifenkopfes mit Jahns Bild oder dem Burschenwappen war ein sehr verdächtiger Mensch. —

VII.

Kongresse zu Karlsbad und Wien und Entdeckungen einer Centraluntersuchungscommission.

Und hier — geschrieben steht ja groß
Und breit: — Ein Bundes-Hemde? —
„Ein buntes, meint die Waschfrau blos;
Rechtschreibung blieb ihr fremde.“ —
Elende Ausflucht! Hochverrath!
Ein Bund mit Hemden! In der That,
Jetzt kommen wir dem Dinge
Doch endlich auf die Sprünge.

Frherr. v. Gaudy.

Sands That überhob die Regierungen jeder Verlegenheit — wofern sie überhaupt in Verlegenheit gewesen waren, — um einen passenden Vorwand zu energischen Einschreiten gegen die Schreier im Lande, insbesondre gegen die Burschenschaft und Alles, was mit dieser verwandt war.

Zu Karlsbad trat im August 1819 ein Kongreß der Gesandten der deutschen Höfe zusammen, um sich wegen der zur Sicherheit zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Diese Herrn verständigten sich vor allen Dingen dahin, daß noch allzuviel Preßfreiheit im Lande herrschte, daß jeder ungescheut beinahe Alles sage, was er wolle, ja sogar die Wahrheit. Dem mußte gesteuert werden und man beschloß daher auf fünf Jahre alle Schriften, die unter zwanzig Bogen stark, der Zensur zu unterwerfen. Die Schriften über zwanzig Bogen ließ man noch passiren, weil diese nicht sehr wohlfeil sind und daher in der Regel nur von Reichen gekauft und gelesen werden; da die Reichen aber einmal selten ins Himmelreich kommen und an ihnen also ohnehin Hopf und Malz verloren ist, so konnte man diese ohne Weiteres dem Verderben, den uncensirten Büchern, überlassen; — die ärmern Lämmer aber, denen ja das Himmelreich gehört, mußte man in diesem Besitz bewahren und deßhalb mußten die Schriften, die auch ihnen meist zugänglich sind, einer väterlichen Zensur unterworfen werden. Die letztere, die Zensur, wurde überhaupt doppelt und dreifach verschärft. Das war eine Maßregel zur Verhütung fernern Unheils; aber die väterlichen Herren mußten auch das bereits gestiftete Unheil erforschen und die Uebelthäter strafen. So sahen die milden Häupter der heiligen Allianz in Deutschland sich leider genöthigt, wie der gemeine Mann in diesem gesegneten Lande zu sagen pflegt, das Rauhe herauszukehren.

Es ward eine Central-Untersuchungs-Commission niedergesetzt, deren Name schon etwas tortur-

ähnliches hat, wohl geeignet, den Sünder schon vom Weiten zu durchschauern. Diese Central-Untersuchungs-Commission hatte in Mainz ihren Sitz und bestand aus der heiligen Zahl sieben.

All diese Herrlichkeiten wurden zur Freude der Guten, zum Entsetzen der Demagogen unterm 20. Sept. 1819 als Bundesbeschlüsse bekannt gemacht.

Die Zensoren bekamen nun alle Hände voll zu thun. Im Königreich Sachsen aber machte der König Friedrich August, statt, um den Karlsbader Beschlüssen zu genügen, ein neues Zensurreglement zu erlassen, bekannt: daß das im Jahr 1812 (unter Napoleon, während der Fremdherrschaft und Knechtschaft) gegebene Zensurgesetz allen den wiederum gemachten Forderungen entspreche.

Die Centraluntersuchungscommission, welche mit ächter deutscher Gründlichkeit verfuhr, nahm sich auch hübsch Zeit und noch ehe dieselbe von einem Ergebniß sprechen konnte, ward (25. November 1819) ein Ministercongreß zu Wien eröffnet, dessen Mühe die aus fünf und sechzig Artikeln bestehende sogenannte Wiener Schlußakte zu Stande brachte, welche am 8. Juni 1820 zu Frankfurt bekannt gemacht wurde. Dieselbe betrifft auswärtige Verhältnisse des Bundes, ferner Militärangelegenheiten, besonders aber die Sicherheit der Regierungen gegen Widersetzlichkeiten der Unterthanen. So häufte der Bund Segen auf Segen, während er zugleich fort und fort Beweise seiner strengen Gerechtigkeit gab. Wo er einer Regierung d. h. einem Fürsten irgendwie mit seinem Ausspruche gegen die Unterthanen dienen konnte, that er's rasch und mit Freuden. Als die in Schaden

gekommenen und betrogenen Domainenkäufer in Hessen gegen ihre Regierung klagbar wurden, erklärte sich aber der Bund für incompetent, und es ist doch gewiß ein klares Zeichen edler Mäßigung und Bescheidenheit, wenn sich hochgestellte Personen für incompetent erklären! Der hohe Bundestag gestand gern, daß er vom Volke nichts verstände, daß dies unter seinem Horizont sei; bei reinfürstlichen Angelegenheiten konnt' er dagegen mitreden und zur Schlichtung derselben waren sogenannte Austrägalgerichte vorhanden. Die Kriegsverfassung des Bundes wurde durch ein Gesetz (8. April 1821) festgestellt, und um dann doch auch ein Werk des Friedens zu vollbringen, beschäftigte man sich um jene Zeit mit Regulirung der Elb- und Weserschifffahrt. Gern hätte man ein Gleiches mit dem Rhein gethan, konnte aber Nichts gegen das mächtige Holland ausrichten. Davon wird später noch die Rede sein.

Nachdem die Mainzer Centraluntersuchungscommission noch nicht drei Jahre lang untersucht hatte, (es waren gegen 3000 Verhöre vorgenommen worden), kam dieselbe bereits im Jahre 1822 (1. Mai) so weit, um an den Bundestag Bericht zu erstatten. Die alten gründlichen Chronikenschreiber begannen ihr Werk nie so leichtfertig, daß sie ihre Erzählung schon mit der Erbauung ihres Schilda oder Krähwinkel angefangen hätten, sie verfehlten nie, bis auf die biblischen sechs Schöpfungstage zurückzugehen, um zu beweisen, daß ihr erster Bürgermeister wirklich von Adam abstammte und ihre ersten städtischen Institutionen wirklich vom Herrgott selber herrührten. Die Untersuchungscommission war solchem löb-

lichen Beispiele gefolgt und war daher zurückgegangen bis auf den während der Franzosenherrschaft entstandenen Tugendbund und dessen geheime Fortsetzung, den Charlottenburger Verein (1810—1814). Nachdem man die revolutionairen Fäden bis dorthin zurückverfolgt, konnte man von da wieder vorwärts bis zur jüngsten Zeit gehen. Die neuern politischen Vereine, von denen man gar viel des Entsetzlichen erzählte, sollten nämlich ebenfalls nur Fortsetzungen, Ausläufer oder Kinder des ursprünglichen Tugendbundes sein, der seiner Zeit Deutschland hatte retten helfen. Die wahre Kunst eines Verhörrichters besteht bekanntlich darin, den Verhörten auf Dinge zu bringen, auf die er von selbst nimmermehr gefallen wäre; es ist das so ziemlich dasselbe was man die sokratische Lehrmethode nennt. Ein Sokrates ist im Stande, den dümmsten Pinsel die Weltordnung construiren zu lassen, und ein gelehrter Mann, welcher verhört, vermag aus dem sanftesten Lamm Mord- und Todtschlag herauszufördern. Seit man leider die kostbaren, ergötzlichen Hexenprozesse abgeschafft hatte, entbehrte die Justiz eine ihrer trefflichsten Unterhaltnngen und Uebungen und daher erfand man nun zum Ersatz die Demagogenprocesse. Mit Schmerz sieht der Menschenfreund eine Zukunft nahen, wo eine sogenannte falsche Aufklärung den Demagogenprozessen dasselbe Schicksal bereiten wird, wie die falsche Aufklärung des 18. Jahrhunderts den Hexenprozessen bereitete. Die falsche Aufklärung wird alsdann die Namen der Regierungen, welche in dieser Zeit Prozesse wegen Demogogie und Majestätsverbrechen anordneten, an den Schandpfahl schreiben —

doch, was kümmert uns die Zukunft! wir haben es vollauf mit Gegenwart und Vergangenheit zu thun. Der einzige Trost des Menschenfreundes bleibt, daß die Welt — miserabel genug ist, um nach jeder künftigen Aufklärung auch eine neue Qual zu erfinden, denn wenn die Aufklärung einmal vollständig siegte, so müßten ja am Ende alle Untersuchungen in die Rumpelkammer.

An jenen frühern Vereinen hatten namhafte Männer Antheil gehabt (Fichte, Jahn, Arndt u. A.), die man, zum Theil wenigstens, noch jetzt an der Spitze der Bewegung erblickte. Arndt hatte Lieder gedichtet, die man als tyrtäische gern hatte gelten lassen, so lang' es einen Napoleon zu vertreiben gab, die aber die weisen Regierungen für gefährlich und also verbrecherisch halten mußten, als es keinen Napoleon mehr zu vertreiben gab. Diese poetische Ader mußte daher nun unterbunden werden. Durch das bekannte Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" wurden — andere Sünden des Liedes ungerechnet — auch die Ansprüche und Rechte auswärtiger Regierungen verletzt oder bedroht und zwar besonders durch die Stelle, worin gesagt ist, daß des Deutschen Vaterland überall sei, wenigstens allenthalben da, „wo die Deutsche Zunge klänge." Da wurden also nicht nur die russisch-deutschen Ostseeprovinzen, die Schweiz, das Elsaß, Schleswig, Helgoland, auch wohl die Niederlande u. s. f. in Anspruch genommen, sondern jeglicher Ort in der ganzen Welt, wo etwa ein paar deutsche Musterreiter zufällig bei einer Flasche Wein schwatzten; Deutschland selbst ward ebenfalls durch jene Stelle beeinträchtigt, denn es wurden ihm gewisse Theile der Bundesstaaten, als z. B.

der größte Theil Böhmens und andere Districte entfremdet, wo man nicht deutsch redet. Jahn mußte für einen Hauptverdächtigen gelten, denn er trug einen polnischen Rock und nannte diesen altdeutsch, er trug langes Haar, eine Mütze ohne Schirm, kein Halstuch aber einen langen Bart und zu alldem hatte er sein Buch über Turnkunst geschrieben, worin er die kreuzweis getragenen Hosenträger verwarf. Aber auch bei dieser Theorie hatt' er's nicht bewenden lassen, sondern die Hosenträger wie Alles andere praktisch durchzusetzen versucht; dies zumal mit der Turnerei, in welcher er Jung und Alt unterwies. Die ganze deutsche Burschenschaft turnte nach seinem Beispiel und arbeitete sich, Wasser und Brod genießend, mit grauen Kitteln angethan dermaßen ab, daß Deutschland fast wie ein großer Zuchthausarbeitshof aussah. Um solchen Fürwitz zu ahnden, beschlossen die deutschen Regierungen, Deutschland wirklich auf unbestimmte Zeit in Zuchthausstand zu erklären.

Mit der Turnerei, mit Jahn und der Burschenschaft, überhaupt mit den Universitäten, auf welchen die Studenten jetzt mehr lernen wollten als Brod verdienen, zumal aber mit dem erschrecklichen Wartburgfest und dessen Consequenzen hatte sich die Mainzer Central-Untersuchungscommission denn auch ganz hauptsächlich beschäftigt.

Das irregeleitete verführte Deutschland schmähte und verdammte das gründliche Werk der fleißigen Herren, die sich indeß darüber trösten konnten, denn vom Bundestage ward ihnen ein ausdrückliches Lob ertheilt.

Die Gefangenen (unter denen auch Arndt und Jahn)

wurden zum großen Theil bald wieder entlassen und nur der Haupträdelsführer Jahn mußte — vielleicht weil er seine revolutionären Umtriebe bis auf Hosenträger und andre geheime Angelegenheiten erstreckt — länger denn alle alle andern sitzen und blieb auch in späterer Zeit nicht nur seiner Professur beraubt (wie z. B. auch Arndt) sondern durfte sich überhaupt in keiner Universitätsstadt aufhalten und lebte mitten in Deutschland im Exil von seiner Pension.

Die Sache war jedoch noch nicht erschöpft und die Herren waren so glücklich noch neue Entdeckungen zu machen. Ein Meckelnburger Student, Sprewitz nennt ihn die Geschichte, hatte frevelhafter Weise im J. 1821, also während noch in Mainz die Centraluntersuchungscommission im Schweiße ihres Angesichts arbeitete, um geheime Sünden zu Tage zu fördern, einen sogenannten „Bund der Jungen" gestiftet. Die meisten Mitglieder desselben waren wohl Burschenschafter, die jetzt g e h e i m e Gesellschaften aus dem ganz einfachen und sehr natürlichen Grunde zu bilden begannen, weil man die ö f f e n t l i c h e Burschenschaft nicht mehr dulden mochte, und die sich allerdings mit politischen und auch wohl revolutionairen Ideen beschäftigten, weil sie in dem zeitherigen harmlosen Zustande aufs heftigste verfolgt wurden. Es war sehr gut, daß sich unter solchen Umständen bald wirklich etwas zu untersuchen fand, denn wär' es bei der ursprünglichen und zuerst verfolgten Burschenschaft verblieben, so wären die ausgesprochenen Befürchtungen der Regierungsmänner ganz

und gar Lügen gestraft worden, die Herren hätten sich vollkommen compromittirt, und dies wäre, nach dem vulgären Ausdruck, ein ungeheures Pech gewesen. Aber die Vorsehung, welche stets sichtbar über Deutschland waltet, behütete dasselbe auch vor compromittirten Regierungsmännern. Der Bund der Jungen theilte sich in zwölf Kreise, und deren jeglicher hatte seinen Kreishauptmann. Als sich später die trotz der Untersuchung doch immer fortbestehende Burschenschaft in Arminia und Germania spaltete, huldigte die letztere in der Hauptsache denselben Grundsätzen, wie der „Bund der Jungen". Der Stifter des letztern gab selbst an, daß derselbe unter der Leitung eines „Männerbundes" gestanden habe, zu welchem z. B. auch der bekannte Prof. K. Follen gehört haben soll. Außer diesen geheimen Gesellschaften war auch noch die Rede von einigen Andern, denen man einen fast grausenerregenden Unternehmungsgeist zuschrieb. Vom Männerbund wurde schon behauptet, derselbe habe im J. 1821 Erfurt überrumpeln wollen, um diesen Ort als Mittelpunkt einer großen deutschen Revolution zu nützen; ja es sollen bereits einige Militärs in der Festung diesem Plane gewonnen gewesen sein. Gewiß ist, daß man hinsichtlich dieser Dinge eifrige Untersuchung anstellte, doch hat über das Ergebniß nichts Zuverlässiges verlautet. Indeß kann man nach allen diesen Erscheinungen doch von selbst schließen, wie glücklich und zufrieden man dazumal in Deutschland lebte.

Gleich vorläufig mag hier bemerkt werden, daß die Mainzer Centraluntersuchungscommission sich erst im Jahre 1828 auflöste, nachdem die Dame also neun Jahre ge-

lebt hatte. Was sie nun eigentlich in dieser langen Zeit ausgerichtet, davon ließ man dem weiten großen Deutschland nichts Hören, was um so bedauerlicher war, da die Erzählung gewiß eine sehr ersprießliche hätte sein müssen. —

Die deutschen Völker wären vielleicht undankbar genug oder in ihrem so ausnehmend glücklichen Zustande wenigstens sorglos genug gewesen, nicht daran zu denken, daß im Sommer des Jahres 1824 ein gewisses heilsames Lustrum zu Ende ging; — aber der väterlich sorgende Bundestag dachte daran, daß das auf fünf Jahre giltige Zensuredikt von 1819 nunmehr außer Wirkung käme und derselbige ließ es sich daher angelegen sein, für eine Fortsetzung der segensreichen Zeit zu sorgen. Das Zensuredikt wurde daher am 1. Juli 1824 erneuert und zwar, um ein künftiges Vergessen des Ablaufs im Voraus unmöglich zu machen, auf unbestimmte Zeit.

Da der Bundestag nun einmal damit beschäftigt war, die deutschen Landeskinder vor jeder schlechten Lectüre zu bewahren, so erklärte er, so weit ging seine rührende Bescheidenheit, seine eigenen Verhandlungen zugleich für die allerschlechteste und hob deren zeither üblich gewesene Veröffentlichung auf. Zu diesem Entschlusse mochte den hohen Bundestag übrigens auch noch ein anderer Grund außer dem angeführten bestimmen; nämlich der, daß es mißlich ist, wenn die Angelegenheiten und Bestrebungen hoher Herren einer Zensur unterworfen werden; nun wären zwar die Bundesverhandlungen frei von allen Verfügungen jenes Ediktes gewesen, allein die Zensur der öffentlichen Meinung, die sich nicht einmal

an ein Edikt bindet und sich einer verwerflichen Freiheit erfreuet, hätten sie doch passiren müssen und dem wollte man vorbeugen. —

Von der folgenden Zeit, bis zum J. 1830, läßt sich von Deutschland wenig berichten. Die Geschichte schlummert da beinahe, denn alles glich einem Sumpfe und stagnirte so herrlich, daß sich die deutschen Frösche wohler denn je befanden. An den Regierungen lag das Stagniren nicht und noch weniger an den Höfen, wo man ganz wieder dasselbe Leben führte, wie in der guten alten Zeit. Das Uebel, wenn es ein solches war, ward theils durch besondere Umstände, theils (und versteht sich, hauptsächlich,) durch die Schuld der Völker bedingt.

Auf die theure Kriegszeit und auf das Hungerjahr 1816 waren wohlfeilere Jahre gefolgt und ebendeshalb bekam der Landmann seine Mühe weit schlechter bezahlt und begann zu murren und zu lamentiren. Der Handel wäre durch derlei Umstände im allgemeinen vielleicht weniger beschwert worden, aber die allenthalben gezogenen Sperrlinien, die fast überall eingeführten Schutzzölle legten dem Verkehr Ketten an, unter denen er schwer seufzte. Die Handelswelt probirte und unternahm Das und Jenes und nichts wollte helfen. Schon 1821 war eine rheinisch-westindische Kompagnie zu Elberfeld gestiftet worden, und dann im Jahr 1825 eine Elb-Amerikanische Compagnie, welche sich indeß nicht zu halten vermochten und nur ein kurzes Dasein fristeten. Für die Reichen war dazumal der Handel mit Staatspapieren der einzige Trost, aber auch dieses harmlose Vergnügen sollte

durch die 1826 eintretende Handelskrisis, wo alle Papiere fielen, getrübt werden.

VIII.

Religiöse und kirchliche Zustände.

Noth lehrt beten. Dieses Wort sollte sich während der Jahre, von denen hier zuletzt die Rede gewesen ist, in Deutschland bewähren. Das kirchliche Element hatte schon 1817, durch die dritte Säcularfeier der Reformation, eine bedeutende Anregung gefunden und in jenem Jahre war es auch, wo (27. September) Friedrich Wilhelm III. von Preußen die geistlichen Behörden seines Reiches aufforderte, dahin zu wirken, daß die beiden großen kirchlichen Parteien, die Lutheraner und die Reformirten, sich vereinigen und verschmelzen möchten. Wenn die Leute auf Erden sonst Lust zum Frieden haben, so könnte es allerdings gleichgiltig sein, ob es zwei oder hundert kirchliche Gesellschaften gäbe und die Welt konnte ohne eine solche Vereinigung auch ganz glücklich sein. Nützlich ist es aber stets, wenn sich die Völker, die Unterthanen, recht viel und eifrig mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigen, um darüber Noth und Hunger und vor allen Dingen die Politika zu vergessen. Die thörigen Unterthanen, besonders die Festredner auf der Wartburg, waren damals zwar kirchlich-religiös ge-

nung gestimmt, doch aber nicht geneigt, die kirchliche Angelegenheit ganz oder ausschließlich in den Vordergrund zu stellen. Am liebsten hätten sie die Versprechungen von **1814** hinsichtlich deutscher Verfassungen u. s. w. zur Verherrlichung der großen Reformationsfeier erfüllt gesehen, ohne zu bedenken, daß jene Versprechungen nun bereits so gut wie verjährt waren. Der König von Preußen, als frommes Haupt der heiligen Allianz, hielt es für genügend, dieses Fest durch eine Vereinigung der Reformirten und Lutherischen zu verherrlichen. Diese Vereinigung (die auch bald an vielen Orten zu Stande kam) nannte man, um der Masse des Volkes verständlicher zu sein, Union. Das Volk hatte auch nichts gegen diese Union, desto mehr aber gegen die neue Agende, welche die preußischen Synoden bald nachher einführten. Die Menge wollte von solcher Neuerung nichts wissen und es gab an vielen Orten gewaltiges Aergerniß deßhalb. Das schadete aber doch nur wenig und war sogar erfreulich, denn von Leuten, die bereit waren, sich um eine Agende blutige Köpfe zu holen, ließ sich doch erwarten, daß sie sich minder um andre Dinge bekümmern würden. Die Regierungen mußten sich daher durch diese kirchlichen Geschichten zu großen Hoffnungen berechtigt fühlen und bald die Ueberzeugung gewinnen, daß die gute mystische Romantik den deutschen Michel noch nicht verlassen habe. Schon damals — wie eigentlich schon in den Kriegsjahren — schwammen in vielen begeisterten Köpfen die patriotischen und religiösen Ideen auf eine eigenthümliche Art durch einander und auch selbst Sand war über seinen Träumereien von einem pa-

triotischen „Liebestode" — halb Brutus halb Christus — verrückt geworden.

Wahrheit und Recht, wie sie die Natur lehrt, wollten (wie zu so mancher Zeit) damals wieder einmal zum Durchbruch kommen, scheiterten aber (wie immer,) an den starren Klippen des Hergebrachten, des Egoismus und der „Umstände". Die beiden Gegner geriethen in einen Conflikt und auch die wohlwollenden Zuschauer eines solchen Kampfes wußten kaum, auf welche Seite sie sich schlagen sollten, während die wenigen Klügeren von vornher einsahen, daß Sir Egoismus (wie stets) das Feld behaupten würde. Er ist ein Kämpfer, der stets Recht haben muß, weil er stets die Gewalt haben wird und vor dem man sich beugen oder — fliehen muß, um als Einsiedler zu leben. Zschocke's „Narr des neunzehnten Jahrhunderts" schildert und erläutert das alles sehr gut.

Doch es ist hier insbesondere von Kirchlichem die Rede. Da Deutschland einmal Herde sein mußte, so hatt' es gewünscht, wenigstens eine Herde unter einem Hirten zu sein. Dem konnte nicht gewillfahrt werden, denn wo hätten die vielen Hirten hingesollt. Götter hatte man im Alterthume viele gestürzt, um einen an deren Stelle zu setzen; die Fürsten strebten aber nicht nach solcher Gottähnlichkeit und wollten lieber Hirten bleiben. Nur um dem lieben Volke den guten Willen zu zeigen, hatt' es nun Preußen unternommen, wenigstens in ideeller und überirdischer Hinsicht auf das „ein Hirt und eine Herde" hinzuarbeiten.

Es gelang in gewissem Grade trefflich. Selbst die

Burschenschaft scheint bei ihrer vorläufigen*) Auflösung entschlossen gewesen zu sein, sich nur noch mit religiösen Dingen zu beschäftigen. Wenigstens läßt dieses der Schluß eines damals gesungenen Liedes ahnen, welcher hieß:

„Der Geist lebt in uns Allen,
Und unsre Burg ist Gott!"

Es fand eine merkwürdige Umgestaltung statt. Zeigte sich auch hier und da noch ein vereinzelter Demagoge, so konnte ja doch eine Schwalbe keinen Sommer machen. Alles gab sich einem frommen Wandel hin. Die meisten Jünglinge schämten sich, so lange ohne Halstuch, mit langem Haar und Schläger oder Ziegenhainer durch den „Schlamm der Sünde" gewandelt zu sein und begannen nun den „Wandel im Herrn".

Wer's nicht gewußt hätte, wie die Sachen standen, hätte da leicht in grobe Irrthümer gerathen können. Ein Fremder, der in eine deutsche Schenke trat und da im dunkeln Hintergrunde des Gemachs eine Schaar bleicher Jünglinge erblickte, die das Glas kaum berührten, aber den Blick oft mit unbeschreiblichem Ausdrucke nach der Decke richteten, während die Hände gefaltet waren, der hätte wähnen können, er sähe eine vom Gewissen geplagte, von Gensdarmen verfolgte Königsmörderbande, eine Schaar jener furchtbaren Demagogen, die sich des Steckbriefes wegen den Bart rattenkahl abgeschnitten und denen die Armesünderangst das Blut aus den Wangen getrieben.

*) Eigentlich bleibenden: denn alle späteren „Burschenschaften" waren doch ein sehr Anderes.

Und doch waren dies nur sehr fromme und gottergebene Leute, die allem eiteln und gottlosen Welttreiben entsagt hatten und sich von Jakob Böhme, Johannes Rist und vom Teufel unterhielten, der ihrer Tugend zur Folie dienen mußte.

Die Frömmigkeit wuchs und wucherte auf unglaubliche Weise in Deutschland, besonders im Wupperthal, wo sie von jeher ergiebigen Boden gefunden hatte; ferner in Halle, in Berlin, in Würtemberg u. a. O. Unter den allerhöchsten Herrschaften fand diese Frömmigkeit, welche man gemeinhin Mysticismus zu nennen pflegte, zahlreiche Gönner und Vertheidiger; die Welt wurde immer sittlicher, was so weit ging, daß die Frommen nur noch im Finstern und bei verriegelten Thüren ihren menschlichen Schwächen nachgaben.

Freilich traten auch nicht Wenige auf, die sich ebenfalls Christen nannten, aber von einer Offenbarung göttlicher Geheimnisse nichts wissen wollten; die nur menschlicher Erkenntniß huldigten und in Christus nur einen erhabenen menschlichen Lehrer und nichts anderes erblicken wollten. Diese schalten die Frommen Mystiker, Obscuranten u. s. f., während sie selbst den Titel der Rationalisten, d. h. der vernünftigen, davontrugen. So verhärtet waren diese Leute, daß sie selbst stolz auf diesen Titel waren und sich nicht einmal schämten, vernünftig zu sein.

Alles dies betraf indeß nur das protestantische Deutschland. Was das katholische anlangte, so ließen es sich die Päpste (erst Pius VII. und dann seit 1823 Leo XII.) angelegen sein, den Wiener Kongreß zu corrigiren, den sie ja ohnehin gar nicht anerkannt hatten. So lange sie die

Beschlüsse desselben nicht umzustoßen vermochten, suchten sie ihre Rechte und Ansprüche wenigstens mittels der Koncordate mit den einzelnen Regierungen zu sichern und aufs Reine zu bringen. Mit Baiern trat Rom schon 1817 in Unterhandlung und es kam ein Koncordat zu Stande, welches nachher (16. September 1821) für Staatsgesetz erklärt wurde. Der König von Baiern hatte sich dabei unter anderm anheischig gemacht, einige Klöster wieder einzuführen und die Zukunft lehrte, daß er die Erfüllung dieser Zusage nicht vergaß. Preußen schloß ein Koncordat 1821, Hannover 1824. Zu gleichem Zwecke vereinigten sich schon 1818 Würtemberg, Baden, die beiden Hessen, die beiden Mecklenburge, Nassau und Frankfurt, die indeß erst 1827 ihr Koncordat zu Stande brachten. Außer Baiern und Oesterreich war es besonders das Königreich Sachsen, wo der Katholicismus besondere Begünstigung fand, und zwar mit Recht, denn die königliche Familie war katholisch, und daß das Volk protestantisch war, konnte daher wenig in Betracht kommen. Sachsen hat überhaupt ein Schicksal gehabt, wie nicht leicht ein anderes Land in der Welt, besonders während der letzten Jahrhunderte. In der zweiten Hälfte des sechzehnten ward es von einem Manne regiert, welcher bereits sehr wohl verstand, sich den Titel eines „Vaters" zu verdienen. Dieser Mann trieb hauptsächlich Weinbau und Bienenzucht, beschäftigte sich nebenbei aber auch mit kirchlichen Angelegenheiten und übte seine Unterthanen besonders in der Verfolgung Andersdenkender. Während des siebzehnten Jahrhunderts hatte Sachsen Regenten, deren Glück es war, daß sie in fürstlichen

Schlössern geboren wurden, denn außerdem würden sie's schwerlich weit gebracht haben. Aber es waren Fürsten, und darum durften sie nicht Schwachköpfe heißen. Auch verdarben sie ja am Ende doch weiter nichts als eine Kleinigkeit — das Volkswohl. Hernach kam ein Mann auf den sächsischen Regentenstuhl, dem sein ruinirtes Reich und der auch bereits von seinen Vorgängern ruinirte Protestantismus nicht mehr gut genug war. Dieser Mann wurde katholisch, um das Vergnügen zu haben, König von Polen zu heißen, und seinen Sachsen nahm er dabei weiter nichts, als Kraft und Mark ihres Landes, um die polnischen Wölfe damit zu füttern. Regenten handeln stets weise und was sie anfangen, gedeihet — daher ist auch Sachsen nachher ein so großes, blühendes und mächtiges Land geworden. Das Volk ist nur nicht gewitzigt genug, um seinen Segen zu begreifen. Es sieht nicht ein, wie ersprießlich all' jene von seinem Regentenhause vollbrachten Dinge waren und wie nützlich und nöthig ihm dies Regentenhaus gewesen ist. Auch ich sehe das nicht ein, aber ich tröste mich damit, daß ich nur einen gemeinen Plebejerverstand habe. So viel ist indeß Allen klar, daß Sachsen sein Regentenhaus mit Recht ein theures nennen darf, wenn es nur einen flüchtigen Blick auf seine Geschichte wirft.

Während der Papst fleißig Koncordate schloß, standen hier und da in Deutschland auch wohl einige Katholiken auf, die neuerungssüchtig genug waren, von Mißbräuchen in ihrer Kirche zu sprechen, die den Cölibat und ähnliche schöne Einrichtungen verwarfen; allein diese revolutionären Stimmen wurden damals überhört, während in Baiern

Mönchs- und Nonnenklöster lustig emporstiegen. Bei der badischen Ständeversammlung z. B. reichten am 9. Mai 1828 dreiundzwanzig angesehene Katholiken eine Petition ein, welche den Cölibat abgeschafft wissen wollte. Die Stände aber, die gerade im Begriffe waren, nach Hause zu gehen, erklärten, wie sich ein Publicist damals ausdrückte, „ihre Impotenz zur Kompetenz" in Betreff dieser Angelegenheit.

All' das oben Erwähnte waren indeß nur erst Anfänge der Frömmigkeit, welche, wie wir in der folgenden Abtheilung dieser erbaulichen Geschichte sehen werden, in Deutschland noch sehr herrliche Früchte tragen sollte.

IX.

Die letzten Jahre des dritten Jahrzehents.

„Wie ist doch die Zeitung interessant,
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heut' nicht Alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern niedergekommen,
Und morgen wird der Herzog kommen,
Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen,
Bald werden sie alle zusammenkommen —
Wie interessant; wie interessant."

Hoffmann von Fallersleben.

In den letzten Abschnitten ist fast immer von Deutschland im Allgemeinen und nicht sehr von den einzelnen Deutschländern die Rede gewesen und der Umstand, daß

dies überhaupt möglich war, kann freudiges Staunen erregen. Also ist die Idee eines gemeinsamen Gesammtvaterlands doch wohl nicht bloße Chimäre, wie die Uebelwollenden so gern behaupten. In diesem Abschnitte nun, und bis die Julitage von Paris einen merklich sichtbaren Strich unter die Geschichte dieser Jahre ziehen, um den Beginn einer ganz neuen Periode anzudeuten, mag es am Orte sein, Deutschland noch einmal mikroskopisch zu betrachten, d. h. in seinen kleinern Bestandtheilen, den engern Vaterländern.

Daß aber den letzten Jahren dieses dritten Jahrzehents des neunzehnten Jahrhunderts noch ein besonderer Abschnitt gewidmet wird, hat seinen guten Grund. Es starb nämlich in den letzten Tagen des Jahres 1825 plötzlich der Kaiser von Rußland, Alexander, der erste Urheber der H. Allianz. Mit ihm kann man nun auch diesen erhabenen Bund als aufgelöst betrachten. Es ist jetzt von einer Zeit die Rede, wo die christliche Vaterschaft und Gemeinschaft der Fürstenfamilien nicht mehr kontraktmäßig besteht und wo man, ohne deßhalb Hochverräther zu heißen, wieder ein wenig unchristlich sein darf. Den Papst hatte man schon vor Alexanders Tode nach Kräften zu versöhnen gesucht und dies Versöhnungswerk hatte nunmehr, da die H. Dame Allianz erloschen, den erfreulichsten Fortgang. Trotz der christlichen H. Allianz hatte man auch schon früher die jüdische Regentenfamilie Rothschild, unter deren Protektorat ja auch die europäische Pentarchie schon stand, keineswegs irgendwie gekränkt und von jetzt an konnte man derselben nun vollends ungenirt huldigen, um sich ihrer Gnade zu versichern.

Unter der patriarchalischen rothschildischen Aegide herrschte die H. Allianz und hatte ihrer Zeit, wie man zu sagen pflegt, das Heft oder die Macht in Händen, und wer die Macht hat, dem muß man auch das Recht zuerkennen. Grund genug also, daß der Schreiber dieser Blätter die H. Allianz pries, so lange sie mächtig existirte; ein kluger Historiker würde selbst die Babylonische H. preisen, wenn diese gerade am Ruder stände, und nun trifft daher der Preis ihre Söhne, welche derzeit am Ruder stehen. Daß aber die H. Allianz für dieses Buch nunmehr beseitigt ist, gewährt mir eine wahre Herzenserleichterung; es war doch nöthig, daß man sich vor dieser H. ein wenig zusammennahm und die Worte wog; ich bin aber, wenn's sein kann, gern ein Bischen cynisch und dieser Neigung darf ich nunmehr wieder freiern Lauf lassen.

Das irdische Paradies Oesterreich machte, wie schon seit geraumer Zeit, auch in diesen Jahren wenig Geschichte — Geschichten genug aber machten daselbst die Herren Jesuiten, die Josef II. in früherer, minder aufgeklärter Zeit verjagt hatte; dies alte Unrecht mußte jetzt gut gemacht werden und man räumte den frommen Vätern — die da klug und ohne Falsch wie die Schlangen — einen warmen Sitz nach dem andern ein. Erwähnt kann bei dieser Gelegenheit füglich werden, daß in diesem Lande damals (1829) auch ein deutscher Poet, der vor lauter Romantik katholisch geworden war, starb, nämlich Fr. Schlegel. Oesterreich folgte übrigens fort und fort dem goldnen Worte: Bleib im Lande und nähre dich redlich, und hielt sein Gebiet daher mit einer Art von chinesischer Mauer umschlossen. Da es von dem vie-

len Guten, welches es besitzt, dem Auslande nichts zukommen ließ, so gebot ihm die Bescheidenheit, auch nichts von außenher anzunehmen und man lehnte daher insbesondre die Zufuhr geistiger Waaren stets höflich ab. Ruhe war das Thema der österreichischen Regierung und daher sah sie auch um sich her nicht gern unruhige Auftritte, wie sie z. B. damals in Griechenland stattfanden. Den griechischen Freiheitshelden Ypsilanti hielt die österreichische Regierung daher Jahrelang gefangen und gab ihm die Freiheit erst wieder, als er nicht mehr im Stande war, andern dieselbe zu geben. Trotz der Friedensliebe hatte Oesterreich indeß damals selbst einige Kämpfe zu bestehen, z. B. einen Seekrieg mit Marokko, welcher schon 1829 begann und erst 1830 im Febr. beendigt wurde. Die Marokkaner hatten nämlich ein Schiff geraubt, welches sie gegen Erstattung des Kriegsruhms und ansehnliche Geschenke im Frieden wieder herausgaben. Härtere Kämpfe hatte auch damals, wie öfter, Oesterreich an seinen südlichen Gränzen gegen die räuberischen Bosniaken zu bestehen, so wie gegen die Montenegriner.

Von Preußen ist aus jener Zeit fast noch weniger zu berichten als von Oesterreich, ein Beweis, daß dort Alles auf's vortrefflichste gehen mußte. Man schloß mit etlichen andern deutschen Staaten Handelsverträge und begann sich auch wieder der freien Rheinschifffahrt anzunehmen, nachdem sich im J. 1828 eine diesem Zwecke gewidmete Commission in Mainz aufgelöst hatte, die gerade sieben Jahre lang vorgebens darüber nachgedacht hatte, ob der Rhein bis ins oder nur bis ans Meer frei zu befahren sei.

Zwischen Baiern und Würtemberg wurde 1828 ein Zollverein geschlossen. (Großh. Hessen hatte sich im nämlichen Jahre dem preuß. Zollsystem angeschlossen, ebenso wie Köthen und Dessau. Der wiederaufblühenden Klöster ist bereits gedacht worden. Baiern that sein mögliches, um diese edlen Pflanzen zu pflegen. Ludwig I., der König dieses Landes, war im J. 1825 zur Regierung gekommen und zeichnete sich bald durch fleißiges Regieren und Förderung der Künste aus. Es ist auch bereis erwähnt worden, daß das baiersche Koncordat dem Papste einige Klöster versprochen hatte. Ludwig wollte recht viel beten lassen, denn er meinte vermuthlich, viel hilft viel, und daher blieb es nicht bei einigen. Es war darauf abgesehen, dem Teufel einen Hauptschrecken einzujagen und daher gab auch gleichzeitig der geniale König einen Band Gedichte heraus, die man sogar im Ausland übersetzte. Später wird sich noch mehr von der Förderung der Künste und Wissenschaften von Seiten dieses Königs sagen lassen, welcher auch die deutsche Prosa vorzüglich kultivirte.

Das Königreich Sachsen (dessen König Friedrich August im J. 1827 nach 58 jähriger Regierung gestorben war), stiftete mit achtzehn andern deutschen Ländern einen mitteldeutschen Handelsverein auf sechs Jahre, welcher am 27. September 1828 zu Kassel zum Abschluß kam. Dieser Verein, zu welchem Sachsen, Hannover, Kurhessen, Nassau, Oldenburg, Braunschweig, Weimar, Altenburg u. s. f. gehörten, umfaßte fünf und eine halbe Mill. Einwohner. Genützt hat derselbe jedenfalls viel, wenn die Geschichte auch nichts davon zu berichten weiß

Der Herzog von Oldenburg (Peter Friedrich Ludwig) ließ es sich noch kurz vor seinem Tode angelegen sein, die Leibeigenschaft aufzuheben, allein seine Versuche scheiterten, weil der Adel nicht beistimmen mochte, welcher die armen Leute nicht ihres einzigen Gutes, der Leibeigenschaft, beraubt sehen wollte. Am 21. Mai 1829 starb dieser Herzog und sein Sohn und Nachfolger (Paul Friedrich August) machte seinen Unterthanen die Freude, sich Großherzog zu nennen. Im Jahr vorher war auch Karl August von Weimar, bei welchem sich einst die deutschen Poeten so wohl befanden, gestorben. Einer dieser Poeten, nämlich Wieland, sagt in einer seiner Schriften (im J. 1788): „die höchste aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und zu erhalten, ist verhältnißmäßig am weitesten zurückgeblieben. Noch immer liegt der größere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschen erstickenden Drucke, dem schwachen Ueberreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und den Irrthümern eines rohen und finstern Jahrhunders. Noch sind in einigen unserer mächtigsten Reiche die Rechte des Thrones nicht auseinandergesetzt, nicht gegen einander abgewogen und dem ersten Grundgesetze aller bürgerlichen Gesellschaft gemäß bestimmt. Noch gibt es Staaten, wo nicht allgemeine Vernunft, sondern der oft sehr blödsinnige Verstand und der schwankende Wille eines Einzigen, oder der Wenigen, die sich seiner zu bemächtigen gewußt haben, die Quelle der Gesetze ist." Wieland ist keineswegs ein vorlauter Jung-

deutscher, sondern einer unsrer legitimen und walhallafähigen Poeten, folglich kann er nicht ganz Unrecht in seinen Behauptungen haben. Das Obige schrieb er übrigens vor dem Ausbruche der französischen Revolution, die bekanntlich nur sehr unerfreuliche Folgen gehabt und also nichts besser gemacht hat, sondern schlimmer, und der ganz legitime Schluß aus alldem wäre daher, daß es jetzt mit allem noch schlechter bestellt sei, wenn man folgerecht denkt — aber das Denken ist ja eben das illegitime!

Der Vollständigkeit wegen mag hier noch erwähnt sein, daß Deutschland um die Mitte des Jahrzehents beinahe wieder einen großen Erbfolgekrieg erlebt hätte, nämlich um Altenburg. Hier war 1822 der Herzog August gestorben und dessen Bruder, den der liebe Gott wahrscheinlich in seinem Zorne zum Regenten gemacht hatte, nahm derselbe auch bereits im J. 1825 — wahrscheinlich nicht zu sich, aber doch von dieser Erde. Nun erhob sich zwischen Meiningen, Koburg und Hildburghausen ein Erbfolgstreit, welcher unter Sächsischer Vermittelung im November 1826 dahin verglichen wurde, daß Herzog Friedrich von Hildburghausen sein ganzes Land an Meiningen gab und dafür ganz Altenburg erhielt, daß ferner Koburg Saalfeld und mehre koburgische Aemter an Meiningen abtrat und dafür Gotha erhielt. Der Leser hat nicht nöthig, die Karte zur Hand zu nehmen und sich klar zu veranschaulichen, wie erfreulich das alles zusammenhing und sich fügte, denn derselbe fühlt gewiß ohnehin, daß hier von einer Völkerbeglückung die Rede war. Was die Antwort der betreffenden Völkerchen

gewesen sein würde, wenn man ihnen die Ehre angethan und sie gefragt hätte, wem sie angehören wollten, das steht dahin; wahrscheinlich hätten sie erklärt, daß ihnen die Wahl allzuschwer fiele, und deßhalb übernahmen die hohen Häupter den Tausch-Handel mit den armen Seelen selber.

Die Zustände einiger andern Länderchen in dieser Zeit (z. B. Braunschweigs), müssen der folgenden Abtheilung vorbehalten bleiben, weil spätere Ereignisse, welche durch jene bedingt wurden und eng damit zusammenhängen, erst alsdann erzählt werden können. —

Gemäß dem alten biedern Brauch, welcher alle guten Dinge drei sein läßt, zerfällt auch der Theil der Weltgeschichte, welcher in vorliegendem Büchlein behandelt wird, in drei Abtheilungen, und am Schlusse der ersten sind wir nunmehr angelangt. Es war dies die Periode, in welcher Alles Gute gesäet wurde. Die Regierungen streuten den Samen, welcher in der zweiten Abtheilung (1830 — 1840) bereits aufgehen und in der dritten und letzten schon herrliche Früchte tragen wird. Je mehr hier geeilt wurde, über die Zeit der Saat hinwegzukommen, um so mehr Zeit wird man sich in der letzten Abtheilung, der deutschen Aerntezeit, gönnen und dieselbe soll bis zu dem Punkte geschildert werden, wo der Kalender selbst ein nothwendiges Ende gebietet. — Freilich erkannten nicht Alle unterm Volke an, welch herrliche Saat die Regierungen streuten und es fanden sich so manche, die sich vom Teufel verlocken ließen, Un-

kraut unter die Weizensaat zu streuen. Auch davon bleiben die Früchte nicht aus. Was das von den Regierungen gestiftete Gute anlangt, so sollen darüber hier nicht viel Worte gemacht werden, theils weil dies wie Schmeichelei aussehen würde und theils weil sich das Gute schon von selbst loben wird; das beste Lob, was in diesem Buche gespendet werden kann, steht auf der Rückseite der Titelblätter beim Beginne jeder Abtheilung.

Alles Uebel beruhte auf Mißverständnissen Seitens der Völker, welche sich eingebildet hatten, es sei gleichsam ein Kontrakt zwischen ihnen und den Fürsten abgeschlossen worden, und nun auf Erfüllung dieses vermeintlichen Kontraktes dringen wollten. In der Eile hatten sich im Jahr 1813 die Fürsten ihren Unterthanen gegenüber allerdings nicht ganz deutlich ausgedrückt und bei dem blöden Verstande der letztern war daher das Mißverständniß leicht möglich und würde auch vielleicht verzeihlich gewesen sein, hätten sie sich nur nachher rasch eines Bessern belehren lassen. Die Regierungen sind stets unfehlbar, wie der Papst, mögen sie auch thun, was sie immer wollen. Und in dieser Unfehlbarkeit konnten sie, um ihre Zwecke dadurch zu erreichen, alle denkbaren Mittel anwenden, um das Volk dahin zu vermögen, daß es ihre Sache ausfocht. Zu diesem Ende durfte man der Begeisterung freien Lauf lassen und das ganze Land durfte, soweit es nur wollte, in Aufstand gerathen. Die Klugheit gebot den Regierungen aber schon damals, sich bereit zu halten, um jenes stürmische Meer sogleich wieder beruhigen zu können, sobald man des Sturmes nicht mehr bedurfte und so war es natürlich, daß man die Tyrtäusse,

die noch fortsangen, als der Feind bereits verjagt war, in die Gefängnisse steckte.

Die Einheit und Einigkeit, welche das deutsche Volk gewünscht hatte, war diesem nichts nütze und man gab sie ihm daher nicht; aber Deutschland erhielt dafür eine weit schönere Einheit durch das Band mit welchem sich die Fürsten umschlangen zu Schutz und Trutz. Freilich behielt Deutschland damals, statt einer Regierung, neun und dreißig, was nebst der des Bundestages, vierzig macht, während zugleich noch der Papst, Rußland und andre Staaten ebenfalls mit regieren halfen, so daß man wohl an fünfzig regierende Gewalten für Deutschland rechnen konnte. Allein diese Gewalten, nämlich die deutschen unter ihnen, waren in der Hauptsache ganz einig und also war für Deutschland gesorgt. Da ich, wie schon gesagt, gleich allen frommen Leuten das Recht immer nur auf Seiten dessen erblicken kann, der die Macht hat, so würde ich, falls die Umstände plötzlich die deutsche Regierung in die Hand eines Einzigen legten, gewiß nicht säumen, hundert Vortheile aufzufinden und aufzuzählen, welche die politische Einheit eines Volkes hat; da diese Einheit aber nicht existirt, so weiß ich mich auch auf keinen einzigen jener hundert Vortheile zu besinnen, sondern erblicke alles Heil nur in dem Umstande, daß Deutschland von mehr als drei Dutzend Fürsten regiert wird. Deutschland kann es sich doch wahrlich zur Ehre schätzen und stolz darauf sein, daß es mehr Fürsten hat, als jedes andre europäische Land; in keinem andern fließt so viel edles fürstliches Blut, welches nicht nur roth wie anderes sondern auch uralt und legitim ist. Während in

manch anderm stolzem Reiche auf 30 — 40 Millionen Seelen nur ein Souverain kommt, kommt in Deutschland schon auf jede einzelne Million ein souverainer Fürst: wer diesen Vorzug nicht erkennt, ist blind und undankbar und entbehrt alles patriotischen Gefühls.

Um solche Undankbarkeit oder vielmehr deren Folgen (denn leider existirt sie wirklich) unschädlich zu machen, schließen die deutschen Fürstenfamilien das Einverständniß mit den andern europäischen regierenden Familien täglich inniger und verschwägern sich unter einander mehr und mehr, so daß das regierende Europa (ein ganz ander Ding als das weiland „Junge Europa!" welches nun auch schon graue Haare bekommen hat,) bereits eine große Familie bildet. Das gibt eine tüchtige Macht den Völkern gegenüber und sichert zugleich den Einfluß der nichtdeutschen Regenten auf Deutschland. Wer will läugnen, daß dadurch die Macht und Geltung dieses Landes unendlich gewinnen muß. Mächtige Vettern sind allezeit gut, so lange man es nicht mit ihnen verdirbt.

Wenn nicht Alles ganz so ging, wie es gehen sollte, so war ganz besonders der Mangel an Mäßigung die Ursache, dessen sich das Volk schuldig machte. Schon in diesem Zeitraume war das Volk im Ganzen weiter an Bildung vorgeschritten, als das Gesetz gestattete; es fühlte sich, was das Schlimmste war, eher mündig, als man diese Mündigkeit wünschen und billigen konnte, und da man dieselbe auch heutigen Tags noch nicht billigt, so war es damals doch gewiß allzufrüh. Was gute Dinge betraf, so duldeten die deutschen Regierungen doch gewiß nie, daß darin ihre Unterthanen

hinter irgend einem andern Volke zurückblieben und sorgten vielmehr dafür, daß Alles Ersprießliche nachgeahmt und wo möglich noch vervollkommnet wurde. So hat z. B. China seine Geisterbeschwörer, trotzdem daß es dort gar wenig Geister giebt; da nun Deutschland an letztern Ueberfluß hat, so sorgte man auch für Beschwörer derselben und diese übten ihr Geschäft mit ganz erfreulichem Erfolge. Am thätigsten zeigte sich, wie man gesehen hat, der hohe Bundestag selbst in seiner Eigenschaft als Geisterbeschwörer. Eines seiner Hauptmittel waren die Zensuredikte, die am trefflichsten für alle diejenigen waren, die nicht lesen konnten. Als noch trefflicheres Geisterbeschwörungsmittel erwiesen sich Orden und Titel, welche so manchen bösen Feind beschwichtigt und lammfromm gemacht haben, während sie auf der andern Seite wieder die schöne Eigenschaft besitzen, die größten Dummköpfe geistreich zu machen. Man sieht, daß die Regierungen also thätig genug waren, um ihr Deutschland selbst China, dem nächst Rußland größten und herrlichsten Reiche der Erde, nicht nachstehen zu lassen. Vieles mußte freilich geschehen, denn die Kultur schritt allenthalben in Europa mächtig vorwärts. In der Türkei fing man an Concerte und Bälle zu geben und die türkischen Frauen durften es wagen, unverschleiert auf den Straßen zu erscheinen. Selbst das herbste Mißgeschick wußte man mit dem Schimmer der Freude zu verklären; so wurden z. B. zur Verherrlichung des Geburtstages Don Miguels im Jahre 1829 zu Lissabon sogar die Kerker illuminirt, d. h. blos auswendig. Um solchen edlen Beispielen nachzueifern und dieselben womöglich roch zu übertreffen, mußten groß-

artige Anstrengungen in Deutschland gemacht werden und man machte sie.

Das große Werk der Befreiung, welches zu Anfang des Zeitraums unternommen worden und gelungen war, trat leider vor all jenen spätern Bemühungen um das Volksglück ein wenig in den Hintergrund, so sehr man sich auch bemühte recht gründlich zu beweisen, daß das Werk in der That gelungen und die Freiheit wirklich errungen sei. Zum wenigsten widerlegte man aufs Gründlichste all die böswilligen Behauptungen des Gegentheils. Schriften, welche dergleichen enthielten, erhielten die Genehmigung der Zensur nicht oder wurden confiscirt — und eine gediegenere und gründlichere Widerlegung war denn doch wohl nie möglich. Als die Papisten vor 300 Jahren Luthers Wort ebenso bündig widerlegten, indem sie es verbrannten, griff Luther zu demselben Mittel als Gegenbeweis und verbrannte die päpstliche Bulle. Er mußte also wohl Recht haben; aber die deutschen confiscirten Schriften der neueren Zeit hatten ebendeshalb schwerlich auf ihrer Seite das Recht, denn ihre Verfasser wagten nicht, das Verbot einer Regierung oder des Bundestags zu verbrennen.

Fürwahr, Deutschland ist ein Land, welchem man Heil wünschen muß.

Zweite Abtheilung.

Von der Pariser Julirevolution
bis zur
Herstellung des offiziellen Patriotismus.

(1830—1840).

Einleitung.

Die deutsche Welt war mehr und mehr in süßen Frieden gewiegt worden, während das letzte Jahrzehnt zu Ende ging; es war auch allerdings immer finsterer und düstrer am Himmel geworden, allein da man dem Volke eitel Wiegenlieder vorsang, so hatte dieses geglaubt, es sei das trauliche Dunkel der schlummerspendenden Nacht, welches den Horizont zu umziehen begann, während dies Dunkel doch nur durch schwüle und schwere Gewitterwolken veranlaßt wurde. Da riß sich plötzlich der erste Blitz aus dem Gewölke und während er grellleuchtend die umdüsterten Lande überflog, hallte der begleitende Donnerschlag gellend durch ganz Europa. Es war das die französische Revolution im Juli 1830. Der Aufstand der Belgier folgte gleich nachher und fast ganz Europa fühlte sich mehr oder minder von der großen Bewegung mitergriffen.

Deutschland hätte wohl am besten gethan, sich um die Dinge, die draußen in der Welt vorgingen, nicht zu kümmern. Es hätte ruhig fortschlafen mögen, den Regierungen es überlassend, ein Auge für die wilden Geschichten

jenseit der Gränzen wach zu erhalten. Leider dachte Deutschland anders und wollte bei dem großen Spiel mithandeln. Der alte Franzosenhaß war jetzt ganz verschwunden und nur Wolfgang Menzel und wenige andre retteten in dieser Hinsicht noch die Ehre der Deutschen. Man schwärmte wieder wie ehemals, nur in weit höherm Grade, für die französischen Freiheitsmänner und man ging sogar darauf aus, es ihnen gleich zu thun. Es war das Jahr 1830 ein sehr verhängnißreiches auch für Deutschland, nicht sowohl wegen einer Anzahl von Miniaturaufständen, die man wohl hätte übersehen mögen, als wegen des neuen Geistes, der mit dieser Zeit erwachte. Die deutschen Regierungen bekamen alle Hände voll zu thun mit Beschwörung dieses Geistes, die gleichwohl nicht alsbald gelingen wollte. Die Schöpfer des Wiener Kongresses mußten sehen, wie ein großer Theil ihres Werkes über den Haufen gestürzt wurde. Die Franzosen warfen die 1815 erhaltene Wohlthat weg und zeigten sich entschlossen, ihr Glück sich eigenmächtig zu schaffen. Die Belgier, die gleichfalls ihr zeitheriges Glück dem Wiener Kongreß zu danken gehabt, von dem sie dazu bestimmt waren, mit Holland eine Vormauer gegen Frankreich zu bilden, dankten nun ebenfalls für diese Ehre und erhoben sich nicht minder eigenmächtig zur selbstständigen Nation. Konnten nicht, solchen Beispielen gegenüber, die Deutschen ebenso leichtfertig handeln? Und sie versuchten es in der That und waren kleinlich genug, immer wieder auf Dinge zurückzukommen, die nunmehr fünfzehn Jahre rückwärts lagen und doch endlich hätten vergessen sein sollen. So zeigten sich die Völker als Rückschrittler und die Fürsten als Vorwärtsmänner, denn die

letztern kümmerten sich nicht mehr um die abgethanen Geschichten von 1813—15. Das Volk aber wollte sich ein paar Blutstropfen, die es in jener Zeit vergossen, noch immer bezahlen und verzinsen lassen. Ja man ließ sogar wieder den ganz überflüssigen Ruf nach einem Kolumbus erschallen, der Deutschland — von dessen wirklichem Dasein manch' alte und neue Sage redete, — entdecken möchte; nämlich das vielbesprochene eine Deutschland. Man wollte die vorhandene Einheit nicht erkennen und doch sollte sich diese, in dem eifrigen Zusammenwirken der Regierungen bei den nächsten Ereignissen, ganz klar herausstellen. —

I.

Unruhige Auftritte in Deutschland im Jahr 1830.

Und als die Schneider revoltirt,
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massacrirt,
Und stolz am Ende parlamentirt:
Herr König, das sollst du uns schwören!
(v. Chamisso.)

In allen Köpfen, und nicht blos in denen junger Leute, gährte es gewaltig und die alten praktischen Leute, welche überzeugt waren, daß sie reich an Erfahrung wären, weil sie einige Jahrzehnte länger zu Tisch und zu Bett gegangen als die Andern, schüttelten bedenklich die Köpfe, als sich allenthalben im Vaterlande ein großer Sturm erhob.

Das Schicksal war bei alldem unartig gegen die Regierungen: Die betreffenden Unruhen brachen nämlich nicht genau zu derselben Zeit an den verschiedenen Punkten des Vaterlandes aus und es gab überhaupt gar keinen brauchbaren Anhaltpunkt, um die Behauptung aufstellen zu können, daß Alles Folge einer Verschwörung, Werk einer Propaganda sei. Alles machte sich vielmehr wie von selbst und den unmittelbaren Anlaß konnte man nur in dem Beispiele suchen, welches die westlichen Nachbarn gegeben hatten. Zeither haben aber glücklicherweise die Regierungen noch stets gewußt, wie man selbst das Schicksal korrigiren kann. Beiläufig mag hier bemerkt sein, daß in vorliegendem Büchlein die beiden Ausdrücke Regierungen und Fürsten in den meisten Fällen einen und denselben Begriff bezeichnen, außer wo etwa eine Unterscheidung näher bezeichnet ist. Man wird diese Verwendung verschiedener Benennungen nicht tadeln; ist es doch selbst in der Bibel nicht anders, wo Teufel, Satan, Beelzebub u. s. f. ebenfalls ziemlich willkürlich immer ein und dasselbe Ding bezeichnen.

Die Unruhen, von denen nun die Rede sein muß, tobten am heftigsten im Lande Braunschweig. Der junge Herzog dieses Landes war im Jahr 1823, nachdem er bis dahin unter englischer Vormundschaft gestanden, an die Regierung gekommen. Es ist bereits oben erwähnt worden, daß der hoffnungsvolle junge Herr keinen besondern Geschmack an der Verfassung des Landes finden konnte. Dies würde ihm selbst weder damals noch in der Folge viel geschadet haben; der Schaden konnte höchstens das Volk treffen; aber zu seinem Unglück vertrug

sich der jugendliche Herzog auch nicht mit seinem ehemaligen Vormund, Georg IV. von England, und die Stellvertreter dieses letztern erhielten einen harten Stand. Einer dieser stellvertretenden Vormünder, der Geh. Rath Schmidt-Phiseldeck, fand im Jahr 1827 für gerathen, nach Hannover zu flüchten, um dem jungen Löwen zu entgehen, und diese verfolgte den Flüchtigen mit Steckbriefen. Ein Geheimer Rath öffentlich mit Steckbriefen verfolgt! Wunder genug, daß Sonn' und Mond vor Staunen nicht stehen blieben. Die Collegen des Geheimen Raths befanden sich nicht minder übel; doch da sie ein mächtiges Königreich, Hannover d. h. England, als Rückhalt hatten, so konnten sie's schon wagen, sich beschwerdeführend an die hohe deutsche Bundesversammlung zu wenden. Es geschah dies im Jahr 1829. Der Herzog wollte die Versammlnng der Stände nicht gestatten, weil er nur die alte Ständeordnung vom Jahr 1770, nicht aber die neue unter der Vormundschaft gegebene anerkannte. Die Stände baten den Bundestag durch Abgeordnete um Entscheidung, welche von beiden Ständeordnungen rechtsgiltig sei? Der Herzog trat ebenfalls mit Beschwerden auf. Was die Sache der Stände betraf, so würde sich der Bund vielleicht, hätt' es diese allein betroffen, für incompetent erklärt haben; hinsichtlich Hannovers (Englands) aber mußt' er sich schon zu einem Beschlusse bequemen. Ein gegen die Vormundschaft gerichtetes herzogl. Patent vom 10. Mai 1827 sollte demnach zurückgenommen werden, der Herzog sein Verfahren entschuldigen u. s. f. Auch an das deutsche Gesammtvaterland dachte der Bund bei dieser Gelegenheit freundlich und verbot

die Verbreitung von Flugschriften über jene Sache. Der Herzog war bereits zu Anfang des Jahrs nach Paris gereist und erklärte von dort aus, daß er den Bundesbeschlüssen hinsichtlich Hannovers nachkommen wolle. Er konnte nicht gut anders, denn man war von Seiten des Bundes schon im Begriff, Exekutionstruppen im Braunschweigischen einrücken zu lassen. Nun fanden sich aber im Lande selbst Leute, welche ohne Weisung vom Bunde Exekution üben wollten und übten. Da der Ausgang der ganzen Sache am Ende vom deutschen Bunde gutgeheißen wurde, so darf man sich schon erlauben, den jungen Herzog beim rechten Namen zu nennen, was man sich unter andern Umständen gegen eine fürstliche Person nimmermehr erlauben darf. Der Herzog von Braunschweig war ein Tyrann und eines seiner größten Verbrechen bestand darin, daß er mit seiner Tyrannei auch selbst den Adel nicht verschonte. Daher hatte er auch den Adel zum bittersten Gegner und daher mußte er auch am Ende den Kürzern ziehen. Tausend Willkürlichkeiten und Grausamkeiten erlaubte sich, wie man erzählt, der Herzog. Urtheile der Landesgerichte zerriß er, wenn sie ihm nicht gefielen, und Männer, die ihm ebenfalls nicht gefielen, verbannte er; die Staatsdiener sollten durchaus keinen Umgang mit den Gliedern des ständischen Ausschusses haben und geheime Polizei nebst ähnlichen schönen Einrichtungen sorgte dafür, daß man allem Mißliebigen auf die Spur kam. Der Ausbruch der Revolution in Paris vertrieb den Herzog von dort, der sich nun wieder nach Braunschweig begab, wo er indeß auch nie mehr ohne Pistolen ausgeritten sein soll, um sogleich eine Salve geben zu können, wenn man

ihm etwa ein Vivat gebracht hätte. Als der Magistrat sich erlaubte, dem leutseligen Herrn die schwierige Lage der Dinge zu Gemüthe zu führen, traf derselbe Anstalt zu einer neuen Reise, während er mit Hilfe der Truppen und Kanonen dem Volke seine Meinung beizubringen entschlossen schien. Der Tod des Oberstallmeisters von Oynhausen, eines Greises, den, wie man berichtete, der Herzog höchstselbst zu Tode geärgert hatte, trug dazu bei, die Wuth des Volkes zum Ausbruch zu bringen. Am Abend des 6. September erwartete die Menge den Herzog am Theater. Um die Pferde auszuspannen und den Herrn durch Volkshand nach seinem Schlosse zu ziehen, dazu war leider der Gedrang zu groß und daher begnügte man sich, einen ehrerbietigen Steinhagel nach dem Wagen zu senden. Indeß erreichte der Herzog noch glücklich sein Schloß, welches gegen den Andrang der toddrohenden Menge verrammelt und mit Kanonen und Truppen umstellt wurde. Da nun zeigte der Herzog, daß er in der That nicht würdig war, ein deutscher Fürst zu sein. Als solcher hätt' er Truppen und Kanonen spielen lassen und die Menge würde bald zur Ruhe gekommen sein und ihm eine unterwürfige Adresse geschickt haben. Dieser Herzog aber entfloh schon am nächsten Abend und begab sich nach England, wo ihn der König keineswegs gnädig aufnahm. Inzwischen tobte das Volk nach Kräften und verbrannte das Schloß. Am 10. September ward des Herzogs Bruder, Wilhelm, freudig, wie man erzählt, in Braunschweig empfangen, welcher provisorisch die Regierung übernahm und die Stände zusammenberief. An diese entwarf man eine Adresse, worin es hieß, daß

der Vertriebene „die Gerechtigkeit mit Füßen getreten (andre Fürsten bedienten sich dazu wenigstens der Hände,) die Unschuld verfolgt, die Bosheit erhoben, den Wohlstand verschwendet, die Staatsgüter verschleudert und die gerechten Klagen des Volks verlacht habe." Der verjagte Herzog ließ indeß Entschädigung für sein Schloß, eine große Jahresrente für sich, wogegen er die Regierung freiwillig niederlegen wollte, und andre schöne Sachen verlangen. Man hörte nicht und nun schien er entschlossen, das Land persönlich wieder zu erobern, eine Kunde, welche das ganze Land in Waffen gegen ihn brachte. Während Wilhelm, von England in seinem Entschlusse bestärkt, die Regierung behielt, that der Vertriebne wirklich Schritte, sich die Rückkehr möglich zu machen. Er ließ Proklamationen ausstreuen, suchte das Volk durch Versprechungen zu gewinnen und trieb sich, so beschäftigt, jetzt selber Rebell, am Harz herum, wo er die Kohlenbrenner zu gewinnen wußte. Sechzig Mann Truppen schickte man ihm entgegen und diese nöthigten ihn zum Rückzuge und zur Flucht nach Frankreich. Als er durch Mainz kam (8. December) erhielt er den Beschluß des Bundestages, welcher ihm die Regierung absprach. Schon am 2. December war seinem Bruder Wilhelm vom Bundestage die Regierung „bis auf Weiteres" übertragen worden. Der arme verjagte Karl trieb sich nun, nirgends willkommen geheißen, aber doch guter Dinge, in Europa umher, um von Zeit zu Zeit immer wieder neue Ansprüche zu erheben. Braunschweig aber hatte einen — andern Herzog, der so gescheidt war, den Adel nach Kräften zu begünstigen und sich nicht um die Kohlenbrenner zu

kümmern. Im April 1831 wurde seine Regierung aufs feierlichste definitiv publicirt und anerkannt. Die Braunschweiger hatten denn doch einstweilen so viel gewonnen, daß kein Edelmann mehr todt geärgert wurde, und sich die Bürger blos lebendig zu ärgern brauchten.

Sehr unglücklich fühlten sich angeblich im J. 1830 (und ebenso angeblich schon seit weit längerer Zeit) die Kurhessen, die ja übrigens schon das Sprichwort blind nennt. Der Kurfürst war lange krank in Karlsbad gewesen und als er am 12. Sept. heimkehrte, bat man ihn zur Abhilfe herrschender Noth die Landstände einzuberufen. Der leutselige Herr willigte ein und mit den am 16. Octbr. zusammengetretenen Ständen schuf man eine sehr freisinnige neue Verfassung, wobei es freilich auch tumultuarisch herging. Der Kurfürst verstand sich nur ungern dazu, in die Entfernung seiner alten Geliebten, der Gräfin Reichenbach, zu willigen, die ihn nicht nur mit seinen Unterthanen, sondern auch mit seiner Familie entzweit hatte. (Die Unterthanen pfuschten da dem Papst ins Handwerk und versetzten die Dame unter die H—n.) Dieser und andere Umstände machten das Volk in Kassel rebellisch, bis der Kurfürst großmüthig in den Hauptsachen nachgab. Die Kurhessen schienen eine besondere Abneigung gegen Zollstätten zu haben, denn an vielen Orten zertrümmerte und verbrannte man dieselben, z. B. in Hanau, wo es sehr unruhig herging; auch in Fulda, Wolfshagen, Felsberg, Udenhain, Steinau u. a. O. gab es Tumulte. Da es, der deutschen Einheit zu Liebe, rathsam ist, möglichst chronologisch zu verfahren, so bleibt die Fortsetzung dieser Angelegenheiten

einem folgenden Abschnitte vorbehalten. Kurhessen beschuldigte das Großherzogthum Hessen, Anlaß zu Tumulten gegeben zu haben, und letzteres maß dieselbe Schuld dem Kurfürstenthum bei. Das Großherzogthum erlebte einen Regentenwechsel, denn im April starb Ludwig X. welchem nun der XI. folgte. Dieser vertagte die Stände, welche sich im Juni wieder versammelten. Man murrte über zu große Lasten, über zu viel Militair. Alles dies ward bündig widerlegt gleich durch die erste Forderung, die man an die Stände machte: größere Appanage für die Prinzen und Uebernahme der Schulden, welche der neue Großh. als Erbprinz zu machen geruht hatten. Es waren blos zwei Mill. Gulden und leider waren die Stände so engherzig, beide Forderungen zurückzuweisen. Der Landtag ging im November zu Ende, ohne Lorbeern, denn er hatte nichts gethan, als die Steuern um 340000 Gulden vermindert; das konnte dem Glanze der Krone nicht förderlich sein. Auch hier wie in Kurhessen kamen gar arge Tumule, besonders gegen die Zollstätten, vor, und es waren dies ganz unbegreifliche Erscheinungen denn kurz zuvor noch hatte der Großh. das Land bereist und war überall jubelnd und jauchzend empfangen worden; so berichteten wenigstens die Zeitungen, die doch wohl wahr sprechen mußten, da sie censirt werden. Auch war Jubel und Freude natürlich, denn die Beamten hatten dafür gesorgt, daß dem Fürsten nur wohlgekleidete Leute begegneten, die zerlumpten aber hübsch zu Hause bleiben mußten. Auch hatten sie verboten, den Großh. mit Bittschriften zu belästigen, den Gemeindekassen aber

geboten, ihren Inhalt zum Baue von Ehrenpforten zu verwenden. —

Auch im Königreiche Sachsen schien jetzt der Milchkaffee eine berauschende Kraft zu üben, denn kaum irgendwo im Gesammtvaterlande gährte es so stark, wie in diesem Ländchen. Abgesehn von einigen seit der Franzosenzeit eingetretenen Neuerungen, daß z. B. die Häuser in den Städten numerirt waren und dergl., waren seit der Reformationszeit keine erheblichen Veränderungen im Staatswesen vorgenommen worden und man behauptete daher, alles bewege sich schwerfällig und drückend in veralteten verknöcherten Formen. König Anton, der eigentlich für seine Person an Allem was geschah oder nicht geschah, sehr unschuldig war, sollte nach dem Volksglauben ganz in den Händen katholischer Pfaffen sein. Im Juni beging man die dritte Secularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Konfession, wobei sich die Behörden ziemlich kalt betheiligten. Dies erregte Unmuth und gab in Leipzig sogar Anlaß zu einem Auflauf, wobei ein Mann von Polizeidienern getödtet wurde. In den ersten Tagen des Septembers aber kamen in den meisten sächsischen Städten tumultuarische Auftritte vor. Den Anfang machte Leipzig; Dresden und die andern folgten unmittelbar nach. Polizeiliche Willkür war es besonders, worüber man sich beklagte, und außerdem forderte man zweckmäßige Umgestaltung der städtischen Einrichtungen. Sachsen war, wenigstens damals, eines von den Ländern, wo erst die Regierung und dann der Fürst kam. Gegen letzteren hätte man wahrscheinlich nicht „revolutionirt." Der gute alte Mann beeilte sich nun

(13. Sept.) sogleich, seinen Neffen, den Prinzen Friedrich, zum Mitregenten zu ernennen, denn eine Veränderung gilt der Masse gewöhnlich Alles, gleichviel ob sie zugleich eine Verbesserung ist oder nicht. Ferner wurden in allen Städten Bürgergarden, Communalgarden genannt, errichtet und die städtischen Angelegenheiten überhaupt in zweckmäßiger Weise geordnet. —

In Oesterreich blieb die Ruhe gesichert, man ließ dort nur, der Vorsorge wegen, Truppen nach Galizien und nach Italien marschiren. Was Preußen anlangt, so kamen am 30. August in Aachen tumultuarische Scenen vor, wo man einige Fabriken zerstörte; ferner gab es Aufläufe in Berlin (10. Sept.) in Breslau (27. u. 28. Sept.), und nach dem Herzogthum Posen schickte man, als im November der polnische Aufstand losbrach, bedeutende Truppenmassen. In den südwestlichen deutschen Ländern erhielt sich, trotz der französischen Nachbarschaft, die Ruhe so ziemlich. Der König von Baiern fand sogar Muße zu sehr friedlichen und frommen Werken. So wurde am 18. October der Grundstein zur Walhalla gelegt, worin die Bildnisse aller großen deutschen Männer, nur einige, z. B. Luther, ausgenommen, eine anständige Wohnung finden sollten. In München wurde die Glyptothek vollendet und außerdem machte man im ganzen Lande Mönche und Nonnen, billige aber blos in Nürnberg.

In Mecklenburg-Schwerin fand am 19. Sept. ein Auflauf wegen des in Verruf gekommenen schwedisch-pommerschen Geldes statt. Auch in der Republik Hamburg kamen Unruhen vor, welche vielen Menschen das

Leben kosteten, was indeß in einem Staate wenig sagen will, wo das Geld die Hauptsache ist.

All diese Dinge gaben natürlich der Bundesversammlung Anlaß, einige Ferientage weniger zu halten. Erstlich (wiewohl man dies unter den Umständen als große Nebensache behandelte) war ein Stück des deutschen Bundesgebietes, Luxemburg, durch den Belgischen Aufstand gefährdet. Allerdings ließ man Truppen marschiren, aber man verwendete diese nicht dazu, jenes Gebiet unverletzt zu erhalten, ja man ließ es in der Folge, trotz der Bundesakte, zerreißen. Das ist aber zu entschuldigen, denn man glaubte genug mit dem übrigen Deutschland zu thun zu haben, welches, hätte man sich jetzt in einen auswärtigen Krieg eingelassen, sich leider nicht so unbedingt begeistert haben würde wie **1813**. Militärische Rüstungen, um die Ruhe im Innern herzustellen, erwiesen sich als überflüssig, da sich das Innere schnell selbst in etwas beruhigte. Aber während der Unruhen hatten sich die Deutschen hier und da unterstanden, mehr zu reden, als sie sollten, und daher schärfte der Bundestag auf's Neue die Censurgesetze von **1819** ein. Gerechte Beschwerden müssen damals in Deutschland wohl vorgelegen haben, denn der Bundestag selbst (außerdem würd' ich mich nicht unterstehen dergleichen zu behaupten) that noch ein Uebriges und forderte die Fürsten auf, „gerechten Beschwerden landesväterlich abzuhelfen.“ Nur sollte von solchen Beschwerden partout nichts gedruckt werden.

Bevor von weitern unruhigen Auftritten, wie die so eben erwähnten, die Rede ist, muß nun eines Feindes

gedacht werden, welcher von Außen kam nnd viel Unheil anrichtete, obwol dabei keine Demagogen und keine Propaganda vorgearbeitet hatten.

II.

Die Cholera.

So hieß der Feind, welcher auch in Deutschland Schrecken verbreitete. Vom fernen Ganges war er gen Westen herangeschlichen, um bald die meisten Länder Europas und der Erde heimzusuchen. Es war ein Feind, gegen welchen die Regierungen nur Maßregeln der Abwehr zu ergreifen wußten, um ihre erhabene Weisheit zu bewähren; und dies geschah auf glänzende Weise; zwar wurde der Feind dadurch nicht aufgehalten in seinem Gange, aber es wurde sehr viel Geld aufgewendet, sehr viel Kräfte in Anspruch genommen und aller Verkehr ins Stocken gebracht.

Nachdem die Seuche schon in Rußland und Polen, wo jetzt überdies ein blutiger erbitterter Kampf wüthete, ihr Möglichstes gethan, besuchte sie zuerst die österreichischen Staaten, während sie einstweilen als Vortrab den Schrecken vor dem Kommenden nach dem übrigen Deutschland voraussendete. Die Oesterreichische Regierung war gleichzeitig ohnehin mit andern ernsten Dingen vollauf beschäftigt. Sie ließ Heeresmacht nach Italien marschiren, um dort die unruhigen Geister zu

beschwören, und sie hatte dabei wenigstens den Trost, daß die Truppen dort siegreich vorrückten und unter anderm auch den wankend gewordnen Herzog in dem glücklichen Modena wieder festsetzten. In den Zeitungen wurde überdies der Volksjubel nachgeliefert, unter welchem dies geschehen war. Auch die Ungarn machten Noth und in Gallizien mußte man des aufständischen Polens wegen starke Wache halten. Gallizien hatte bald, trotz des dreifachen kaiserlichen Cordons, die Cholera ergriffen, die, nachdem sie dieses Land verheert, sich in Ungarn ausbreitete, wo sie blutige Aufstände in ihrem Gefolge hatte. Am 13. September kam sie zu Wien zum Ausbruch, um sich bald fast überall in den deutsch-österreichischen Ländern auszubreiten. Man hatte zuletzt die Sperrlinien gegen sie aufgehoben und sie war darauf etwas langsamer vorgerückt. Die Opfer welche die Cholera damals in den österreichischen Staaten forderte, wurden nach hunderttausenden berechnet.

Noch fürchterlicher als Oesterreich hatte **Preußen** von der Cholera zu leiden. Die Krankheit selbst aber, so arg sie auch hier und da wüthete, plagte doch bei weitem noch nicht so, als die hochweisen Anstalten, welche man gegen sie traf. Ein zwiefacher Cordon wurde von der Ostsee bis zur Oesterreichischen Gränze gezogen, und hielt dieser am Ende auch die gewaltige Reisende (oder, laut Gräfin Hahn: Reisendin) nicht ab, so sollten wenigstens auf dieser langen Strecke keine Menschen passiren. In der vordersten Lienie lief eine Reihe Hütten, $\frac{1}{16}$ Meile von einander entfernt, so daß sich zwei Mann rechts und links stets im Auge behielten, (man hoffte vermuthlich,

die Reisende werde so gütig sein, bei Tageslicht einzutreffen.) Hinter dieser Linie gingen Kavalleriepatrouillen. Dieses schöne Mittel kostete bis Ende Julius nicht viel mehr als fünf Millionen Thaler und vermochte trotzdem leider nicht, den ungebetenen Besuch zurückzuhalten. Cordons erwiesen sich auch anderwärts als fruchtlos, aber der preußische mußte es um so eher sein, da man den Russen in Danzig, Königsberg und Thorn den freiesten Verkehr ließ, damit diese in ihren Geschäften gegen die rebellischen Polen nicht gehindert wären. Ueberhaupt blieb's dem Unterthanenverstande zweifelhaft, ob die zum Cordon gestellten Truppenmassen mehr gegen die Cholera oder mehr gegen die Polen gerichtet wären; allein, *wollte* man gegen die letztern einschreiten, so würde man es wohl ohne andern Vorwand gethan haben. Der Cordon zog sich übrigens auch immer weiter gen Westen zurück und hörte im October, als er nicht weiter zurückgehen konnte, weil Preußen „alle" wurde, bei der Elbe ganz auf. Die Cholera war meist so schlau gewesen, eher anzukommen als der Cordon. *Rust* war der Name und „*Contagionspräsident*" der schöne Titel des Mannes, der sich damals in Preußen die größten Verdienste um die Cholera erwarb, denn von ihm sollen wenigstens die weisesten Verordnungen in dieser Angelegenheit veranlaßt worden sein. Vielleicht würde jener Titel gar bald vergessen werden, wenn er hier nicht der Geschichte aufbewahrt bliebe. Da die Cholera die großen Maßregeln verachtet und übersprungen hatte, so wollte man ihr durch kleine Maßregeln Respekt einflößen. Wo sich die Cholera zeigte, sollten die betreffenden Orte umzingelt und die betreffenden

Häuser abgesperrt werden. Die Bewohner solcher abgesperrten Häuser sollten ihre Lebensmittel an Strängen oder mittels Rastellen erhalten. Hunde und Katzen wollte der „Contagionspräsident" sämmtlich erschossen wissen und desgleichen hatte er sich, vermuthlich nach vorheriger Rücksprache mit der Frau Contagionspräsidentin, dafür entschieden, daß die Flügel alles Hausfederviehes gestutzt werden müßten. Ratten und Mäuse gingen frei aus, und wunderbar blieb's, daß nicht alle Schnurrbärte confiszirt wurden.

Bei alledem war es ein großer Trost für das anständige Publikum, daß laut offiziellen Versicherungen durchweg nur das gemeine Pack, die Leute die nichts ordentliches zu essen hatten und viel Schnaps tranken, an der Cholera starben. Die vornehmern Herren, die Burgundernasen, die Austernesser und Champagnersäufer wurden mit gebührendem Respekt von der Seuche verschont, und obwohl auch viele dieser Herren dazumal das Zeitliche gesegneten, so starb doch ihrer keiner an der Cholera; für die Vornehmen gab es nur Nervenfieber, Lungenschlag und hinterdrein wie gewöhnlich auch noch Seligkeit. Die Armen aber starben an der Cholera und wurden als Aas verscharrt. Das Volk vergaß, wie so oft, auch hier, daß man es nur gut mit ihm meinte, es nannte all die zarte Vorsorge empörende Hudelei und empörte sich auch wirklich. Hier und da gab es, zum Theil blutige, Aufläufe, besonders in Königsberg und Stettin. Auch traten viele Leute auf, welche behaupteten, die Cholera sei keine ansteckende Krankheit, und dies war ein unerhörter Frevel, denn damit negirte man ja Wesen und Bedeutung des

Contagionspräsidenten ganz und gar. Die Censoren mußten daher streng wachen, daß kein Frevler die Ansteckungsfähigkeit der Cholera verletzte.

Uebrigens blieben mehre deutsche Länder, trotz aller Cordons und Maßregeln, von der Cholera verschont; doch hätten die meisten die Seuche immer noch lieber gesehn als die Maßregeln. Davon machten jedoch vorzüglich die ganz Frommen, so man Mystiker nennt, eine Ausnahme, denn diese wollten sich eher alles Andere gefallen lassen, nur nicht den Tod. Es ist dies um so wunderbarer, da es diesen Leuten, die ja fester denn Alle an Unsterblichkeit glauben, ganz gleichgiltig sein müßte, ob sie heut' oder morgen sterben. Am meisten zeichnete man sich mit Contumazen und Sperren in Baiern aus, wo es die Kammern dahin brachten, daß alle Aerzte mit Zuchthausstrafe bedroht wurden, die ihre Pflicht nicht thun würden.

Ganz Deutschland stank um jene Zeit nach Chlorkalk, Essig, Kampfer und andern Spezereien. Pechpflaster trug man auf dem Leibe und Kupferstückchen auf der nackten Brust. Die Kürschner machten schlechte Geschäfte, denn jedermann empfand ein Grauen vor Pelz. Vor übermäßigem Genuß hitziger Getränke warnte man aller Orten, aber die Branntweintrinker zeigten Todesverachtung und starben, aber ergaben sich nicht. Der Choleraschrecken gab dazumal auch dem deutschen Volke Gelegenheit, zu zeigen, welcher hohen und edlen Bildung dasselbe sich bereits erfreute; es fehlte nämlich wenig, so wäre, wie zur Zeit des schwarzen Todes im Mittelalter, eine große Judenverfolgung ausgebrochen: denn, sagte man, die Cholera rührt von den Juden her, die mit Säcken voll Gift im

Lande umherziehen und die Brunnen vergiften. Nur das gute Vernehmen Rothschilds mit den Fürsten rettete die armen Juden, denn wie im Morgenland einen Herrscher aller Gläubigen, so gab es nun im Abendland einen Gläubiger aller Herrscher.

Bei allem Grauen und Schrecken trieb der Humor sein Spiel und manche Contrebande passirten die Zolllinien frei als Choleraleichen; ja bald ging der Uebermuth so weit, daß man Cholerawalzer tanzte.

Vielleicht aus Rache dafür — wenigstens sagten dies die Frommen — erschien die Seuche im nächsten Jahre (1832) schon wieder in Preußen und wüthete in manchen Städten sehr arg. Aber jetzt waltete nicht mehr der von Weisheit geleitete Terrorismus eines Contagionspräsidenten und das „Interesse im Publikum war erloschen". Die Cholera war jetzt kein Neuling mehr, sie konnte sich bereits auf ein historisches Recht berufen. Wahr ist, daß für Nichts seit Menschengedenken in Deutschland so viel gethan worden war, als für die Cholera. Gleichwohl hat man ihr, und darüber darf man sich in Deutschland billig wundern, kein Denkmal gesetzt. Aber es bleibt wenigstens den Urenkeln die Hoffnung auf eine Secularfeier, wo man vielleicht dem Contagionspräsidenten eine Bildsäule errichten wird, gegossen aus lauter Kupfermünzen, die einst als Präservative auf der Brust getragen wurden. In Deutschland feiert man ja gerne nach hundert Jahren alles Mögliche, gleichviel ob noch was davon vorhanden ist oder nicht, und vergißt darüber die Gegenwart. —

3.

Fernere unruhige Auftritte in Deutschland.

Mit der Cholera Hand in Hand gingen noch andere Erscheinungen unerfreulicher Art. Das böse Beispiel, der große polnische Freiheitskampf, lag ja vor der Thür! Preußen that was es vermochte, dem zu wehren, und was über Polen, vielleicht gar zu Gunsten Polens gedruckt wurde, das confiscirte man und der Verfasser konnte froh sein wenn er nicht selber gleich mit confiscirt wurde. Trotz all dem ging es auch in Preußen, wie schon erwähnt wurde, nicht ohne blutige Tumulte ab. Das zweite böse Beispiel bot sich im Westen, wo es in Belgien noch buntübereck ging. Was die, durch die dortige Revolution geschehene, Verletzung der Schöpfung des Wiener Kongresses anlangte, so ließ man allerdings Fünf gerade sein. Allein Luxemburg gehörte auch zu dem insurgirten Lande und hier mußte der Bund also das deutsche Recht wahren. Wirklich faßte derselbe am 17. März den Beschluß, daß das 10. Armeekorps nebst eine Abtheilung des 9. gegen die Insurgenten in's Feld rücken sollte; es blieb jedoch, wie schon oben bemerkt, beim bloßen Marschieren und das Schicksal des deutschen Bundeslandes Luxemburg sollte in London entschieden werden, wo eine Conferenz der Mächte gehalten wurde. Eine Rheinschifffahrtscommission hatte sich schon seit Jahren damit beschäftigt, ob der Rhein bis an's Meer oder bis in's Meer frei sein müsse, weil sich die Holländer immer auf das jusqu' à

la mer stützten; allein diese Kommission konnte immer und immer noch nicht zum Ziele kommen. Da sah man recht, welche Geltung eine legitime Regierung, sei sie auch so klein wie die Holländische, hat. Hätt' es ein Mann aus dem Volke, zumal in Deutschland, gewagt, irgend in einem Punkte einer Regierung einen sehr wohl begründeten, weisen und schlagenden Einwand zu machen, so würde man solchen Mann mit all seiner „gesetzwidrigen und unstatthaften" Trefflichkeit sofort in eines der vielen deutschen Gefängnisse gesetzt haben; anders mit der holländischen Regierung. Jeder Dorfjunge hätte von seinem Schulmeister Ohrfeigen bekommen, wenn er den albernen Unterschied bis ins und bis ans Meer gemacht hätte; mit Holland aber ließen sich Männer (?) herbei, alles Ernstes über die freche Sotise zu unterhandeln. Waren Bajonette und Kanonen irgendwo angewandt, so wären sie es hier gewesen, wenn man jene Dummheit damit bis ins Meer gejagt hätte; leider ging das nicht an, denn alle, besonders die deutschen Fürsten hatten dazumal ihre Truppen gar nöthig gegen die eigenen Unterthanen,*) von deren Unruhen nun die Rede sein muß.

*) Ein publicistischer Schriftsteller sagte damals: „Hört in Deutschland die Hemmung des Verkehrs nicht auf; wird nicht durch diesen wiederum die Quelle des Erwerbs, des Wohlstandes eröffnet; geht die kostspielige Regierung von einigen dreißig großen und kleinen Höfen, Herren, Ministern; die babilonische Verwirrung von Rechten, Maaßen, Münzen und Gewichten fort; wird die freie Mittheilung immerfort gehemmt, so wird keine Macht immer größeres Elend und die davon entsprin-

Im Kurfürstenthum Hessen wurde am 5. Januar die „sehr freisinnige“ neue Verfassungsurkuude unterzeichnet und gleich in der Woche nachher fing das Volk an zu toben. Ein neuer Minister mußte abdanken und die um den Kurf. hochverdiente Gräfin Reichenbach (die heimlich wiedergekommen war) flüchten. Auch der Kurf. begab sich von Kassel weg nach Hanau und wollte durchaus nicht zurückkehren, weil das Volk seine Herzensgeliebte beleidigt hatte. Vielmehr überließ er, auf Antrag der Stände, im Herbst dem Kurprinzen, den er zum Mitregenten annahm, die Regierung und die Civilliste. Dieser nahm zur Gemahlin ein Weib, welches er zur Gräfin erhob, obwohl die Kurfürstin, die freilich gegen dergleichen eine wohlbegründete Abneigung haben mußte, heftig opponirte. Statt sich um ganz andere ihm nützliche Dinge zu bekümmern, nahm das Volk Partei für die Kurfürstin und als es sich in Schaaren sammelte, um derselben seine Anhänglichkeit zu beweisen, ließ man die Garde du Corps anrücken, welche für zahlreiche Verwun-

---

genden Folgen verhindern können. Mit den Konstitutionen ist es wahrlich nicht gethan, zumal wenn man die wesentlichsten Punkte einer solchen immer vom Bundestage abhängig und so sehr häufig illusorisch macht, da die vornehmsten Glieder dieses Fürstenvereins ein ganz anderes Intresse, nämlich das ihres Volkes, nicht aber das des gemeinsamen deutschen Volkes haben.“ In diesen Worten war freilich ein frecher und unehrerbietiger Tadel enthalten und ich erlaube mir dergleichen auch höchstens in Anmerkungen anzuführen, damit es der loyale Leser allenfalls wegschneiden oder überschlagen kann.

dungen sorgte. Der Oberst dieses Militairs wollte sich nämlich dem Volke dankbar zeigen, welches ihn und seine Leute ernährte und daher gab er sich die Mühe, dem Volke um jeden Preis Zuneigung zum Regenten einzuflößen. Um selbige Zeit verbot auch der Kriegsminister allen Civilisten das Tragen der Schnurrbärte.

Im Großherzogthum Hessen fehlte ebenfalls wenig zu neuen Tumulten und überhaupt wechselte man in den meisten süddeutschen Ständeversammlungen viele rebellische Worte. Der Bundestag zeigte sich strenger als der liebe Gott, denn er wollte nicht einmal mehr Petitionen annehmen, verbot aber so manche revolutionäre Zeitschrift. Für die deutschen Regierungen bewährte sich übrigens der Bundestag von Tag zu Tage nützlicher, denn für dieselben war er das nämliche, was der schwarze Mann für Ammen, wenn diese den widerspenstigen Kindern drohn. So gut aber der Vergleich mit den Kindern hier paßt, so wenig der mit den Ammen.

Ein bedenkliches Ansehen hatten anfangs die Unruhen, welche in Hannover ausbrachen. Dies geschah zuerst in Osterode am Harz, wo Dr. König, der Anstifter, gefangen genommen und statt der neuen die alte Unordnung bald wieder eingeführt wurde. Unmittelbar nachher tobte es in Göttingen, wo Bürger und Studenten rebellirten, gegen welche man zwei Batterien und 7000 Mann Truppen marschieren ließ. Dort war der Minister von Münster der Hauptstein des Anstoßes, über den man sich vielfach beschwerte. Göttingen ergab sich am 16. Januar, während die Hauptrebellen gen Straßburg entflohen. Nun geschah Verschiedenes, um die

„Ruhe“ herzustellen und zu wahren. Im März dankte der Minister Münster ab und der zum Vicekönig erhobene Herzog von Cambridge so wie der König von England selbst zeigten sich zu Verbesserungen geneigt. Unter dem Schutze jenes Herrn Ministers hatte die gute alte Zeit wieder gedeihen müssen, die Leibeigenschaft war seit dem Befreiungskriege in Osnabrück wieder eingeführt worden, nebst allem, was damit zusammenhängt und verwandt ist. Ferner erwähnte man, daß dieses Ministerium „die Domänen der Staatskasse geraubt, die Einkünfte aus den Posten, Bergwerken, Salinen, als ein Privatgut des Regenten an sich gerissen, die Bürgerlichen aus den Staatsämtern verdrängt, die Beamten auf dreimonatliche Kündigung gesetzt, die Steuern unerschwinglich erhöht, die Presse furchtbar gefesselt habe.“ Freilich war, wie die officiellen Berichte erklärten, Alles dies nicht wahr, aber die Umstände waren doch darnach, daß man für gut fand, sogleich ein Sechstel der Grundsteuer zurückzuzahlen! und daß das Ministerium ein Rundschreiben an alle Obrigkeiten erließ, worin alle „zur ordentlichsten Pflichterfüllung aufgefordert wurden, in einer Zeit wo Hoffnungen, Wünsche, Ansprüche und Beschwerden ausgesprochen seien, die den obern Behörden guten Theils gänzlich verborgen geblieben wären.“ Dies geschah schon im Januar. Anfangs Febr. ersuchte eine Deputation den Herzog von Cambridge in Osnabrück um eine zeitgemäße Constitution. Gleich nachher rebellirte auch die Besatzung in Göttingeu wegen nicht erfüllter Versprechungen und der General mußte flüchten. Im Juni kamen noch einmal Unruhen in Göttingen vor,

aber später, im November, wurde dem Landtage, der inzwischen auch darum nachgesucht hatte, der Entwurf eines Staatsgrundgesetzes vorgelegt.

Unter die unruhigen Länder gehörte damals auch ganz vorzüglich das Königreich Sachsen. In Dresden sah es am 17. und 18. April tumultarisch aus und es floß sogar Blut. Hier hatte seit kurzer Zeit ein Bürgerverein bestanden, welcher Unzufriedenheit nährte, was eigentlich ein seltsamer Ausdruck ist, aber doch damals wie noch heute häufig angewendet wird. Es war da eine Art von Verfassung entworfen worden mit dem Motto: „Und wird sie nicht gewährt, so klopfen wir mit dem Flintenkolben an.“ Allein trotz dieser schönen Zuversicht gewährte man den Bürgern nichts, als Flintenkugeln. Auch in Leipzig floß am 30. August Blut, indem das Militär unter die Menge feuerte, die mit einem Theile der Communalgarde, welcher sich weigerte ein neues Wachlocal zu beziehen, gemeine Sache machte. Was sie wollten, haben vielleicht die Leiter dieses Tumults recht gut gewußt; was die Menge aber betraf, so paßte trefflich auf sie und ihr Bewußtsein jenes schöne Lied, worin es heißt:

„Das Dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht —
Courage! Courage!
Doch bleibt' es das Best' an der ganzen Geschicht',
Wir halten auch dran bis zum jüngsten Gericht:
Das Dritte, das sollst du uns schwören!“

Bald nachher, am 4. Sept., wurde feierlich die Urkunde der neuen Verfassung Sachsens publicirt und es

herrschte eitel Jubel über all die in Aussicht gestellten Verbesserungen. In Leipzig würde man sich, wie schon im Jahre vorher, um diese Zeit übrigens auch ohnedies beruhigt haben, weil die Messe vor der Thür war, wo man unergiebigen Tumult nicht brauchen konnte.

Selbst in dem ruhigen Weimar, wo Göthe damals noch lebte, gab es am 17. Mai einen Auflauf, und überhaupt wollten die kleinern deutschen Staaten nicht zurückbleiben, sondern sich auf die und jene Weise bemerklich machen. Die Bürger in Sondershausen verlangten eine deutlichere Fassung der zu Ende d. J. 1831 von ihrem Fürsten erhaltenen Verfassung. Die Armee von Waldeck (700 Mann), die mit gegen die Belgier zu Felde gezogen war, zeigte in Luxemburg widerspenstige Gesinnungen und wurde daher von den Preußen entwaffnet und heimgeschickt. Die Belgische Frage wurde, wie bemerkt, durch eine Conferenz in London geordnet (6. Octobr.) und zwar so, daß Belgien auf ewige Zeiten (wenn der liebe Gott nichts dagegen hat) ein neutrales Land bleiben sollte. Luxemburg war ein deutsches Land und mußte folglich getheilt werden und nur der Macht und Geltung des Hohen deutschen Bundes verdankt man es, daß es blos halbirt und nicht geviertheilt wurde. Halb Luxemburg hörte auf deutsch zu sein und wurde belgisch, die andere Hälfte blieb deutsch unter holländischer Herrschaft. Dagegen erhielt aber Deutschland oder vielmehr Holland, das halbe Limburg. Definitiv entschieden wurde alles das indeß erst im J. 1839 und bis dahin konnten also die halbirten und ausgetauschten Unterthanen noch nicht genau wissen, woran

sie waren. Unterthanen jedoch brauchen das überhaupt nie zu wissen. Zehn Jahre später, wo der deutsche Patriotismus die allerhöchste Genehmigung erhielt, würde man auch in solchem Falle, wie dieser Luxemburgische, vielleicht in Gnaden gestattet haben, daß sich das deutsche Volk ein wenig patriotisch theilnehmend geberdet hätte. Im J. **1831** aber konnte ohne allen Widerspruch von Seiten des Volks halbirt und gefeilscht werden, denn damals war, wie wir noch weiter sehen werden, deutscher Patriotismus eine gar arge Sünde.

Von den Unruhen (der Mangel an Raum verbot leider, jedes Stäätchen einzeln namhaft zu machen, wo solche vorfielen) kommt man zunächst auf die Untersuchung der Unruhen. Untersuchung ist in Deutschland immer die Hauptsache, was schon dadurch bewiesen wird, daß man in der Regel weit mehr entdeckt, als vorhanden war. Die Hauptpunkte Alles dessen, was vorhanden war, so wie des entdeckten Ueberschusses mögen im nächsten Abschnitte folgen. Bald nach dem Ausbruche der ersten Unruhen war, gleich der frühern, wieder eine Untersuchungscommission in Mainz eingesetzt worden.

IV.

Demagogische Umtriebe, Verschwörungen, Untersuchungen und andre Greuel.

Was schrieb man jetzt? — „'nen Brief," —
An wen? —
„'nem Freund." — Den muß man man lesen:
Ich muß dir leider nur gestehn,
Daß ich mordfaul gewesen — —
Mordfaul! gerechter Gott! zum Mord
Nennt er sich faul! Gensdarmen, fort,
Fort mit dem Bösewichte
Zum heimlichen Gerichte! —

Frhrr. v. Gaudy.

Zum Glück war Deutschland auch schon damals ein „wohlgeordneter Staat" und hatte als solcher nicht nur Festungen, sondern auch geräumige Zuchthäuser, die sich nun öffnen konnten. Freilich erhoben sich viele Stimmen die da meinten, es bedürfe unter dermaligen Umständen gar keiner eigentlich sogenannten Zuchthäuser, man brauche die Verbrecher nur im lieben Deutschland zu lassen, so könnten sie sich hinreichend als Züchtlinge fühlen. Allein abgesehen davon, daß dies eine vorlaute Bemerkung war, so mußte man doch auch die strafbaren Wölfe vor den Schafen auszeichnen und unterscheiden und daher ließ man die ersteren nicht im großen Gesammtzuchthaus, sondern steckte sie in die engeren.

Sehr verdächtig vor allem hatten sich in jener Zeit wieder die Universitäten gemacht. In ihnen erkannte

man auf's neue den Herd der demagogischen Umtriebe, welche jetzt in zweiter stark vermehrter Auflage erschienen. Die sogenannte Burschenschaft — zwar in den Jahren 1819 und 1824 aufgelöst — hatte trotz mannigfacher Verfolgung, fast allenthalben öffentlich, fortbestanden, und sie war es, welche den Ereignissen seit der Julirevolution ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte, freilich immer nur theoretisirend. Diese Verbindung zerfiel auch jetzt, wie schon früher, in zwei verschiedene Gattungen, in Arminen und Germanen, von denen die erstern sehr harmlose Leute waren und darnach strebten, gute Bürger zu werden, während die Germanen gar sehr dem verpönten Patriotismus huldigten. Außer diesen gab es, zumal in den Rheingegenden, noch verschiedene geheime Vereine, welche natürlich unter einander mehr oder minder in Verbindung standen und — man frage nur die Untersuchungscommission — über den unerhörtesten Abscheulichkeiten brüteten. Wie glücklich sind wir im Vergleich mit jener Zeit! heutzutage brüten nur noch einzelne wenige, und zwar auf Untreue, wie man aus einer freundschaftlichen Mittheilung weiß, die im Herbst 1846 der König von Preußen den guten Breslauern machte. Aber die Frevler begnügten sich damals nicht allein mit geheimen Geschichten, sondern, horribile dictu! sie wirkten auch sogar öffentlich durch Zeitungen und Flugschriften. Und wie geschäftig waren sie, wie suchten sie Alles für sich zu gewinnen! selbst mit den zahlreich durch Deutschland eilenden flüchtigen Polen ließen sie sich ein und schmiedeten gemeinsam mit diesen wahre Höllenpläne (1832).

Da zeigten sich denn auch die Regierungen geschäftig und confiscirten und censirten nach Kräften Zeitschriften und Bücher, während gegen die Verfasser Untersuchungen eingeleitet wurden. Verhaftungen, Absetzungen und dergl. fanden statt. In Preußen mußten vorzüglich die geflüchteten Polen büßen, denen man vielleicht zwar weniger Umtriebe zutraute, die aber doch frevelhaft und undankbar genug waren, sich vor der russischen Amnestie zu fürchten und daher nicht heimkehren mochten, obwohl man sie preußischerseits häufig durch Prügel und andre sanfte Mittel eines Bessern zu überzeugen suchte. Eine beträchtliche Anzahl ließ endlich der König von Preußen mit Erlaubniß des russischen Czaars nach Frankreich überschiffen. Viele preußische Unterthanen in Posen waren nach Polen gegangen, um dort ihren Landsleuten in der Revolution beizustehen; im Allgemeinen erfreute man diese Leute hernach mit einer Amnestie, aber die Namen der Offiziere schlug man in Posen an den Galgen, vor welchem deshalb viele den Hut gezogen haben sollen. Auch die preußische Staatsmaschine fürchtete sich vor der Burschenschaft, worüber man sich wundern muß, da diese Maschine doch stark genug war, wenn auch nur die Hälfte eines damaligen Berichts wahr ist, nach welchem „Preußen von 160000 Oberbeamten regirt, revidirt, controlirt, superrevidirt, dekretirt, insinuirt, expedirt, remittirt und justifizirt wurde. Ob sich bei allen diesen iren das schikaniren schon von selbst mit verstand, weiß ich nicht. Die Burschenschaft wurde aber zum Ueberfluß noch consilirt und relegirt und zwar besonders in Bonn. (In Baiern hatte man schon zu Anfang des J. 1831 150

Germanen relegirt.) Es war erstaunlich wie fleißig man damals in Deutschland im Entdecken von Hochverräthern war. In den Rheingegenden gab dies Forschen damals (1832) die reichste Ausbeute und besondere Umstände waren dem Wachsthum des Hochverraths noch vorzüglich förderlich. In Kurhessen erneuerten sich Tumulte, die abermals zunächst gegen Zollhäuser gerichtet waren, (z. B. in Hanau,) und mit dem Kurfürsten konnten die bösen Unterthanen nimmer ein gutes Einverständniß erlangen. Durch geschickte Manöver wußten die Minister die versammelten Stände zu ermüden, daß diese selbst und das Volk des Landtags überdrüssig werden mußten, und im Juli schloß man urplötzlich die Sitzungen, weil der Mitregent ins Bad reisen wollte. Die Stände hatte man als eine Art heimtückischer Tagewächter hinsichtlich unbeschränkter Zensur und dergl. betrachten können. Nun aber waltete diese frei und der Herr Mitregent konnten sorglos im Bade sein. Ganz ähnlich waren die Umstände im Großh. Hessen, in Nassau und mehrern andere Länderchen, wo allenthalben Aufregung und Gährung herrschte. Nirgends aber war diese heftiger als in Rheinbaiern, wo sich die Leute die Preßfreiheit in den Kopf gesetzt hatten. War es doch ohnehin verpönt zu denken, denn

„Wer was denkt
Wird gehenkt!“

sang man dazumal — und nun wollten die unbedachtsamen Menschenkinder gar noch reden und drucken, näm-

lich frei! Verschiedene Zeitungen, welche der Bundestag bereits verboten hatte, druckte man gleichwohl immer fort und es kam daher so weit, daß man die Bundestruppen als Polizeiwächter Regimenterweise gegen die Pressen marschiren ließ. Als gottlose Autoren zeichneten sich damals besonders Wirth und Siebenpfeifer aus, zwei Männer, welche sich geberdeten, als gäb' es gar keinen Bundestag in Frankfurt.

Allein bis dahin war im Grunde alles noch Spaß gewesen, obwohl es nicht an Aufläufen und ähnlichen Volksergötzlichkeiten gefehlt hatte. Nun kam aber das berühmte Hambacher Fest, welches allein schon genügte, die hohe Bundesversammlung wieder einiger schönen Feiertage zu berauben. Dieses Fest, eigentlich ein Konstitutionsfest, pflegte man, wunderlich genug, bei einem verfallenen Schlosse zu feiern, dessen Name bei dieser Gelegenheit in so übeln Geruch gekommen ist, daß man es später umgetauft hat. Am 27. Mai 1832 sollte dies Fest auf ganz außerordentliche Art gefeiert werden und dem geschah auch also. Zwanzigtausend oder noch mehr Menschen kamen da zusammen, um einen Kongreß zu halten, der, wie man hoffte, ganz andere Dinge zur Folge haben sollte wie der Wiener. Die baierische Regierung hatte der Feier Schwierigkeiten entgegengesetzt und dies machte die Gemüther leider nur noch unruhiger, als sie ohnedies waren. Es wurden zu Hambach sehr patriotische aber censurwidrige Reden gehalten und sehr schlimm war auch der Umstand, daß die Demagogen hier Gelegenheit fanden, sich einander zu nähern und ihren Anhang kennen zu lernen. Andre ähnliche

aber minder namhafte Feste kamen damals mehre vor. Indeß konnte man dergleichen als etwas momentanes, rasch vorübergehendes noch immer mit geringerer Besorgniß betrachten, wären nur nicht gleichzeitig noch andere weit bedenklichere Erscheinungen zu Tage gekommen. Eine der allerbedenklichsten war der Preß= und Vaterlandsverein, der sich damals in den Rheingegenden gebildet hatte und fast in ganz Deutschland Verbindungen unterhielt. Preßverein hieß derselbe, weil sein Hauptzweck war, allen Hindernissen zu begegnen, welche von Seiten der Regierungen dem Druck und der Versendung verfolgter Zeitschriften entgegengesetzt würden. Auch verfolgte Schriftsteller unterstützte derselbe mit Geld. In Sachsen, wo ein Zweig dieses Vereins (der namentlich im Voigtlande seinen Sitz hatte) existirte, wurde dieser am 1. August durch die Regierung aufgelöst. Eher schon suchte man in Rheinbaiern gegen alle diese den Weltuntergang drohende Dinge einzuschreiten. Die beiden Freiheitsmänner Wirth und Siebenpfeifer, welche zu den Hambacher Festrednern gehörten, verhaftete man, und Wrede, ein Feldmarschall, rückte mit Heeresmacht an. Diese lieferte denn auch ein Haupttreffen am 12. August zu Irheim bei Zweibrücken, und zwar gegen einen Kirchweihbaum, den man für einen wälschen Freiheitsbaum gehalten hatte. Die baierschen Beamten nannten das Ding einen Beschwerdebaum, denn an dem Worte Freiheit hätten ja die loyalen Zungen lahm werden können. Gegen selbigen Baum wurden einige Hundert Reiter kommandirt, die denselben umhauen soll=

ten. Zum Unglück kamen aber die erbitterten Landleute ihrem Kirchweihbaume zu Hilfe und es gab einen Kampf durch welchen wohl 40 bis 50 Menschen todt oder verwundet wurden. Da der Baum unter die unzurechnungsfähigen Personen gezählt wurde, so hielt man sich an die Menschen, welche durch die vorhandene Aufregung und Erbitterung besonders compromittirt waren, besonders an die freisinnigen Schriftsteller. Gefängniß, Zuchthaus, Festung hießen die schönen Gegenden, in welche man diese Leute brachte. Für die Schuldigsten aber, die man am härtesten strafen wollte, hatte man eine ganz ausgesuchte Qual ersonnen. Sie mußten nämlich vor dem Bildniß des Königs von Baiern knieend Abbitte thun. In dem Knieen lag eigentlich wieder eine Milderung dieser entsetzlichen Strafe, man ersparte dadurch den Verurtheilten einen schmerzhaften Fall, da man schon wußte, daß selbst die stärksten Naturen beim Anblicke jenes Bildes von Krämpfen und Ohnmachten ergriffen würden. —

Ein Absenker vom Stamme dieses edlen Königs, dessen Bild zu betrachten eine Strafe ist, war übrigens jetzt zum Könige von Griechenland erkoren worden, während der koburgische Prinz, dem früher diese Ehre zugedacht war, den belgischen Thron bestiegen hatte. Der junge baiersche Königssohn hieß Otto und zählte ungefähr siebenzehn Jahr, ein Alter, in welchem gemeine Menschenkinder gewöhnlich noch als dumme Jungen betrachtet werden; dieser aber war aus fürstlichem Blut und deshalb konnte man ihm zutraun, er werd' es verstehn, ein verwildertes Volk zu regieren. Manche vorlaute Leute wollten freilich in dieser Wahl

einen Beweis erblicken, wie gering man die Kunst des Regierens achte, da man dazu schon mit siebenzehn Jahren als reif erachtet wird, während der Bauer für seine Sphäre erst mit ein und zwanzig für mündig gilt. 3600 Mann baiersche Truppen gingen dem kleinen König nach dem neuen Reiche voraus. Man hatte anfangs Freiwillige aufgerufen, deren aber fast keiner erschienen war. Darauf hatte König Ludwig bewiesen, daß ihm die Verfassung das Recht verleihe, Schutz- und Trutzbündnisse mit fremden Staaten zu schließen, weil er volle Souveränität habe. Folglich besitze er auch das Recht, Baiern nach Griechenland zu senden, denn mit dem Sohne hatte er am 1. Nov. ein solches Bündniß geschlossen. „Die Baiern," bemerkte damals ein Schriftsteller, „können deshalb noch froh sein. Wenn nun ihr König, nach solcher Erklärung, mit England oder Holland u. s. w. abschlösse? Dann schickte er sie, wie seiner Zeit in Hessen geschah, nach Amerika, nach Westindien, Afrika u. s. w. Derselbe Schriftsteller bemerkte damals über den König von Baiern, als dieser von einer italienischen Reise heimkehrte und in den Zeitungen trotz großer Regengüsse mit Jubel vom Volke in München empfangen ward: „Wir dürfen nicht vergessen, daß eine Residenz verzehrt, was das Land mit seinem Schweiß erwirbt. Den dritten Theil der ganzen Staatseinkünfte (27 Mill. Fl.) verzehrt die festgehaltene Civilliste des Königs und einen großen Theil davon genießt München durch die Lust des Monarchen an Künsten. So wurde auch in diesem Jahre der Bau einer neuen Königsburg begonnen und der Grund zu einem Denkmal der Wittelsbacher gelegt,

das „vom Volke“ angeblich durch freiwillige Beiträge gesetzt wird. In einem Lande wo die persönliche Freiheit nicht sicher ist, (wie Manche wurden in der Nacht aus den Armen des Schlafes gerissen und in den Kerker geworfen!) wo sogar das „Majestätsverbrechen“ und die demagogischen längstverschollenen Umtriebe wieder anhängig gemacht wurden (man zog einen Dr. Eisenmann in München deswegen ein;) wo, neben den neuen Palästen, Klöster am willkommensten sind; wo man die Söhne des Landes nach Griechenland in Sold gibt: Da können freiwillige Beiträge nicht bedeutend ausfallen.“ Man sieht wohl, daß der Mann, von welchem diese Stelle hergenommen ist, auch zu den Räsonneurs gehörte.

In Baden hatte man (natürlich, soweit es die Verhältnisse zum Bunde gestatteten,) zu Ende des Jahres 1831 Preßfreiheit gegeben, bereuete dies aber nun, zumal da der Bundestag selbst deßhalb ernste Vorstellung machte. Es fanden nunmehr sogenannte Mißhelligkeiten zwischen Volk und Regierung statt und letztere hob (natürlich mit schwerem Herzen, aber es war Befehl des Bundestages!) im Juli (1832) die Preßfreiheit wieder auf. Da man einmal im Aufheben begriffen war, so erwies man die dieselbe Ehre der Universität Freiburg, die erst im November neu organisirt, d. h. der besten Lehrer beraubt, (Rotteck z. B. ward pensionirt) wieder eröffnet wurde. Welcker, ein Mitkämpfer Rottecks, wurde wegen eines Aufsatzes, der dem Geschmacke des Ministeriums nicht zusagte, zu Gefängniß verurtheilt. Wundern muß man sich, daß das Volk über all diese Schritte der Regierung murrte, denn wofern die Regierung unrecht

hatte, warum klopfte alsdann das Volk den Herrn nicht auf die anmaßlichen Finger? Es mußte wohl Alles in der Ordnung sein, denn: „Wer nicht für Freiheit sterben kann, der ist der Kette werth."

Im nördlichen Deutschland zeigte sich um dieselbe Zeit weniger revolutionäres Element und die Regierungen hatten daher desto mehr Muße, das, was sich früher gezeigt hatte, gehörig in Betracht zu ziehen. Dies gilt besonders von Hannover, wo der erwähnte Dr. König (von dem ein Liedchen sang: „Du bist der erste König, der was für's Volk gethan!") und mehrere Andre einen sehr kurzen Prozeß und lange Strafe erlebten. Ein großer Theil des Volkes war damals freilich leichtfertig genug, solche Männer durch Zuchthausstrafe für mehr geehrt zu halten, als wenn dieselben Orden erhalten hätten *).

Die aufgeregte Stimmung in Deutschland und Alles was dieselbe in ihrem Gefolge hatte, veranlaßte den Bundestag, zu thun, was seines Amtes, nämlich das Interesse der Fürsten zu wahren. Man könnte zwar meinen, es müßte einem jeglichen Individuum freistehen, ob es aufgeregt sein wollte oder nicht; allein da hier und

*) In Oesterreich geschah um jene Zeit wenig, was mit obigen Ereignissen verwandt gewesen wäre. Nur Italien fesselte die Aufmerksamkeit der Regierung. Am 24. Juli starb der, durch Verführung zu Ausschweifungen gemordete Sohn Napoleons, der Herzog von Reichstadt. Am 9. Aug. schoß ein pens. Hauptmann, Fr. Reindl, auf den Thronfolger; und am 1. März hatte Kaiser Franz gerade 40 Jahre auf seinem Großvaterstuhle zu sitzen geruht.

da Einer seine Aufregung äußerte, so beschloß der hohe Bundestag alle die Millionen Deutschen dafür büßen zu lassen. Es wurde ausdrücklich ausgesprochen, daß „Oesterreich und Preußen (d. h. deren Regierungen) im Verein gegen die Anmaßung des demokratischen Geistes, gegen die zügellose Presse, die dermalige Stellung der ständischen Kammern für eine höchst bedauerliche Erscheinung erklärten; nur Petitionen ständen diesen frei und vom Fürsten hinge es ab, ob und wie er sie gewähren wolle." Ferner verkündigten die weisen Herrn von Frankfurt: Eine auf sechs Jahre bestehende Kommission des Bundestags solle dem Gange der Ständeversammlungen folgen, (ei, ei! hatten die ferienlustigen Herrn bis dahin ihre Pflicht versäumt, sich um deutsche Angelegenheiten zu kümmern?) Alles, was dem Bunde entgegen sei, sei der (souveräne!?) Fürst zu verweigern verpflichtet; Das Budget dürfe von den Ständen nie verweigert werden. Die Preßfreiheit solle regulirt werden, bis dahin aber das Gesetz vom 20. Sept. 1819 giltig sein. Für den Nothfall würden Oesterreich und Preußen alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwenden, den Beschlüssen des Bundestages Achtung und Befolgung zu schaffen. Dieses Evangelium für Deutschland wurde Ende Mai verkündigt. Am 5. Juli folgte ein neuer Beschluß des Bundestages, welcher alle im Ausland erschienenen Schriften einer gehörigen Aufsicht unterwarf, das Tragen aller ungewöhnlichen Abzeichen, der Fahnen, der Freiheitsbäume, der Aufruhrzeichen streng verpönte, alle politischen Vereine untersagte, und die Maßregeln gegen die Universitäten von 20. Sept. 1819 wieder einschärfte. Die der Aufwiegelung verdächtigen

Fremden und Einheimischen sollten unter Polizeiaufsicht gestellt werden.

Ungewöhnliche Zeiten gebieten ungewöhnliche Mittel und Handlungsweise — so dachten vermuthlich die regierenden Herren, denn (die Nachwelt wird es kaum begreifen) patriotische Schriften und Aeußerungen zogen die härtesten Strafen nach sich und gleichzeitig wurde Gotteslästerung erlaubt. So durfte z. B. eine Zeitung sagen: „als Herren der Weltereignisse werden die Monarchen die Ursachen welche die Unordnung, den völligen Umsturz erzeugen, entfernen.“ Bis dahin hatte man gedacht, der liebe Gott allein sei Herr der Weltereignisse; nun sahen die Deutschen aber, daß es ihre Fürsten noch weiter gebracht, als weiland Satanas, und sich selbst zu Herren der Welterreignisse gemacht hatten. Ein Glück damals für den lieben Gott, daß dessen himmlische Heerscharen keine Bundesglieder und nicht auf die Bundesakte vereidet waren. Der Aufsatz übrigens, aus welchem obige Gotteslästerung entnommen ist und der in der Mannheimer Zeitung gedruckt war, ist zu bezeichnend, als daß nicht ein Mehreres davon mitgetheilt werden müßte; man erkenne daraus, was die deutschen Regierungen erstrebten. Die Herren der Weltereignisse alle, Reuß- Greiz, Schleiz und Lobenstein nicht ausgeschlossen, sollten sich darnach mit folgenden Arbeiten beschäftigen:

„1) Abschaffung der den Staat und die Völker (Staat bedeutet da natürlich blos Regierung,) „immer erschütternden Preßfreiheit, die beständig bewegte Zunge der Verläumdung, Falschheit und des Verraths, das Werkzeug zur Lüge, zur Uebertäubung der Leichtgläubigen.“

(Für letzteres lieferte die gen. Zeitung da gleich den Beweis. Und wie schwach mußten die Herren der Weltereignisse sein, wenn eine Presse sie schon erschüttern konnte!) „2) Aufhebung der Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, der immerwährende Anlaß zu Staatsmißverständnissen und Kämpfen zwischen Regierung und Volk." (Solcher Kampf ist ganz natürlich, wo Regierung und Volk zweierlei sind.) „3) Den Ständen das Steuerverwilligungsrecht für immer zu nehmen, weil es die Fürsten und Regierungen zu wahren Sklaven und Bettlern macht *), die Staatsmaschine stocken läßt und das allgemeine Beste in die höchste Gefahr stürzen kann." (Man wollte eben gar keine Staatsmaschine, sondern einen lebendigen Staatskörper.) „4) Die strengste Polizei zu handhaben, damit der Rechtlichgesinnte wieder frei und ungekränkt vor den Exaltirten leben kann, damit kein Pilatus vom tollen Pöbel gezwungen werde, den fälschlich Angeklagten seiner eignen Sicherheit wegen zu geiseln und zu kreuzigen; damit das Volk, nicht mehr zu politischen Wallfahrten verleitet, seinen häuslichen und Feldgeschäften wieder ungestört obliegt. 5) Alle Blätter, welche nur das Geringste Anstößige enthalten, zu unterdrücken, damit das zu logischer Untersuchung unfähige

---

*) Die leichte, sich nicht an grammatikalische und logische Regeln bindende Schreibweise des ganzen Aufsatzes, ließe vermuthen, daß derselbe der Feder eines Adeligen entflossen sei. Nach obiger Stelle aber möchte man fast mit Bestimmtheit schließen, daß das Ganze von der Geliebten eines Serenissimi diktirt worden. —

Volk kein cabalistiges Lügengewebe mehr für Evangelium nehme, damit es nicht mehr abgezogen werde von der Treue und Anhänglichkeit an seine Obrigkeit, und ihm das Geld nicht mehr von den Actionären der Lügen abgeprellt werde. 6) Alle Vereinigungen, die nicht vorher von der Regierung gut geheißen worden, strengstens zu verbieten, und die Uebertreter nachdrücklich zur Strafe zu ziehen, damit keine unsichtbaren Spione ihre Herren und Meister sammt dem Land an die Fremden verrathen und Aufstände organisiren. 7) Die Universitäten, bei denen staatsgefährliche Lehren verbreitet werden und die nicht im Einklange mit der betreffenden Regierungsverfassung sind, aufzuheben, oder die Vorlesungen auf eine geraume Zeit zu suspendiren, und jene Irrlehrer zur verdienten Strafe zu ziehen, weil sie die Jugend verderben, damit das gemeine Wesen und das Land den Trost haben, daß auch in ihren Nachkommen keine Schwärmer und Staatsfeinde mehr erzogen werden; damit die Wissenschaften wieder mit der Wahrheit gleichen Schrittes gehen, damit keine Irrlehren vom Katheder herab in die jungen Herzen der Schüler zur Vergiftung des Volkes und zur Feindschaft gegen seine Verwaltung gelegt werden, und das heilige Wort des Glaubens und des Rechts wieder erscheine. 8) Alle Diener, welche ihrer Regierung nicht mit Treue anhängen, und in ihrem Geiste handeln, ohne Weiteres zu entlassen; denn es ist besser keinen Diener zu haben, als solche die nicht im Geiste der Regierung handeln. Gerade von ihnen ging vielleicht die unselige Idee aus, die Verfassung über den Regenten und seine Verwaltung, ja selbst über den deut-

schen Bund zu erheben, um bei Fehltritten eine Stütze zu finden, auf der sie ihrem Brodherrn Hohn sprechen können, um bei einer Scheiterung am Ufer der Fremden sich eine freundliche Aufnahme vorzubereiten. Sind einmal diese Ursachen weggeräumt, so wird es bestimmt Ruhe geben!"

Gewiß Grabesruhe, schöne Dame! Ich sage Dame; denn aus vielen Sätzen des Vorstehenden geht es gar zu deutlich hervor, daß eine fürstliche Mätresse die Verfasserin war. Ein Novellist dürfte nur diese einzelnen Sätze durchgehen und jeder würde ihm Stoff zu einem schönen Kapitel eines Romanes bei Hofe liefern. Zugleich kann der Leser ohne weitere Erläuterung aus jeder Zeile der mitgetheilten illüstren Stylprobe erkennen, von welch genialen Händen Deutschland regiert wurde. Während dieser treffliche Aufsatz unangefochten gedruckt wurde, „wütheten gegen die Ergießungen des Liberalismus alle Censoren mit Feder und Tinte, Röthel und Bleistift und die Regierungen mit Inquisitionen. In Baden z. B. wurden der „Wächter" und der „Freisinnige" verboten und der badenschen Regierung vom Bundestag aufgegeben, den „eigentlichen" Redacteur dieser Zeitschriften zu erforschen. Rotteck und Welcker nannten sich sogleich von selbst, und der erstere wurde auf 5 Jahre für unfähig erklärt, ein Blatt zu redigiren.

Also selbst „Fähigkeit" vermochten die deutschen Regierungen mit Beschlag zu belegen. Aber sie waren ja sogar Herren der Weltereignisse, wie wir oben von einer schönen Mätresse hörten.

Viele andre Zeitschriften hatten ein gleiches Geschick.

Zwar versuchten einige deutsche Ständeversammlungen (z. B. die hannoversche) gegen die Bundesbeschlüsse Protestationen zu wagen, allein die weisen Regierungen wußten dergleichen zu verhindern. Das Tragen der deutschen Kokarde neben der des besondern Landes war überall streng verboten, denn wenn auch im J. 1813 von der preußischen Regierung verkündigt worden war, es solle künftig keine Würtemberger, Sachsen, Preußen u. s. f. mehr geben, sondern nur noch Deutsche, so mußte man doch bedenken, daß seitdem bereits 19 Jahre verflossen waren, und daß übrigens auch Preußen nichts dafür konnte, wenn im J. 1832 der Bundestag anderweite Beschlüsse faßte. Diese verhinderten auch, daß irgendwo das Gemeindewohl gemeinsam besprochen würde, denn die Regierungsblätter erklärten, die Bundestagsbeschlüsse seien durchweg den Verfassungen gemäß und in deren Geiste gefaßt. Die Gemeinden oder Vereine, welche dagegen zu protestiren wagten, kamen meist sehr übel weg. Vom Gesammtvaterlande sollte niemand mehr reden und da es vielen Deutschen in ihren engern Vaterländern allerdings zu eng zu werden begann, so fingen sie an, schaarenweise nach Amerika auszuwandern.

Unter diesen Umständen und während die Ständeversammlungen und Regierungen einander manche wechselseitige Freude bereiteten — die Stände wollten der Regierung gern einen Theil der Regierungslast abnehmen und die Regierungen suchten jenen wieder die Mühe zu sparen und vertagten und lösten fleißig auf, so daß man von ihnen wohl singen konnte:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen,
Wir haben einander so lieb,
Wir heitern einander das Leben —
Ach wenn es doch immer so blieb!"

— unter solchen und ähnlichen Umständen, Verhaftungen, Preß- und andern Prozessen u. s. f. kam das neue Jahr 1833 heran und auch der Jahrestag des Hambacher Festes kehrte wieder (27 Mai.) Es waren Seitens der baierschen Regierung diesmal schon im Voraus kräftigere Maßregeln getroffen, um eine Versammlung dort zu verhüten, und besonders die Aussicht auf eine Abbitte vor des Königs Bild hielt die meisten Theilnehmer diesmal schon von selbst zurück. Gleichwohl hatten sich eine Anzahl harmlose Leute, die das Aergste nicht fürchteten, versammelt. Gegen diese armen Teufel ließ man Militär anrücken, welches sich damit vergnügte, ein klein wenig Blut zu vergießen. Kleine Unruhen, die aber in dieser großen Zeit nicht der Rede werth waren, kamen hier und da vor. Indeß achtete darauf kaum jemand, denn Alles erwartete gespannt das Resultat der Assisenverhandlungen in Landau, wo jetzt die beim vorjährigen Hambacherfeste Gefangenen über sich entscheiden lassen sollten. Das Gericht, welches achtzehn Sitzungen hielt, erklärte in der letzten am 16. August, mehrere der am meisten Verdächtigten für nichtschuldig, und unter diesen auch Wirth und Siebenpfeifer. Indeß ließ man die Nichtschuldigen gleichwohl nicht frei, sondern instruirte einen zuchtpolizeilichen Prozeß gegen sie; sie wurden zu zweijährigem Gefängniß (dem gesetzlich möglichen Maximum) verurtheilt. Eine ähnliche Rechtfertigung erlebte in Baden zu Anfang des Jahres Welcker. In diesem Lande vorzüglich gab es

damals heftige Kammerdebatten. Man hatte den Ständen untersagt, über die von der Regierung aufgehobene Preßfreiheit öffentliche Erörterungen anzustellen.

Hannover bekam im October ein neues Staatsgrundgesetz vom Könige aus England zugeschickt, und die Stände begannen sich sofort damit zu beschäftigen. Die Oeffentlichkeit derselben war im Staatsgrundgesetz zwar anerkannt, fand aber (in der ersten Kammer) viele Beschränkungen. — Im Königreich Sachsen wurde am 27. Januar der erste konstitutionelle Landtag eröffnet.

Kein Ereigniß machte indeß während des Jahres 1833 größeres Aufsehen, als das sogenannte Frankfurter Attentat, welches mit mehrern gleichzeitigen Erscheinungen an andern Orten in Verbindung stand.

Das Centralcomité des schon erwähnten Preß- oder Vaterlandsverein's war schon im Jahr vorher nach Frankfurt verlegt worden, hatte dort viele Mitglieder erworben und hernach den Namen Männerbund (zugleich mit den Grundsätzen des frühern Vereins gleichen Namens) angenommen. Um dieselbe Zeit hatte der würtemb. Oberleutenant Koseritz (Aug. 1832) eine Militärverschwörung zu Ludwigsburg angestiftet, bei welcher gegen 60 Personen bereits betheiligt waren, während man auf die Theilnahme einer weit größern Anzahl mit Sicherheit rechnete. Mochten diese Verbindungen und etwaige ähnliche auch in keinem eigentlichen Zusammenhange unter einander stehen, so verfolgten doch alle dasselbe Ziel. Erst im Herbst des Jahres 1832 mögen sie direkte Kunde von einander bekommen und sich in Verbindung gesetzt haben. Gemeinsam knüpften sie solche nun auch mit der französ.

Propaganda, mit polnischen Flüchtlingen und mehrern freisinnigen deutschen Männern (z. B. Buchhändl. Frankh in Stuttgart, Rauschenplatt und A.) an. In einigen Versammlungen (zu Lochau, Ludwigsburg) beschloß man gemeinsames Wirken. Zu diesem Ende knüpfte man auch die Verbindung mit der Burschenschaft an, welche zu Weihnachten 1832 einen Burschentag gehalten hatte, worin man eine Revolution als nothwendig erkannt und daher beschlossen hatte, sich an die erwähnten Vereine anzuschließen. Je mehr nun der Theilnehmer waren, um so mehr mußte man die Ausführung des Planes zu beschleunigen suchen. Dieser war angeblich folgender: Die Revolution sollte gleichzeitig zu Ludwigsburg und zu Frankfurt ausbrechen: hier wollte man sich der Geschütze der Bürgerartillerie, so wie der Bundestagsgesandten bemächtigen und mehrere andre Hilfsmittel in Beschlag nehmen; dort sollte Stuttgart genommen oder angesteckt werden. Eine Anzahl polnischer Offiziere, hatte man als Anführer für den bevorstehenden Kampf gewonnen, und 300 Polen sollten aus Frankreich durch die Schweiz in Baden einbrechen. Man hoffte, wenn der Handstreich gelänge, die umgebenden Landschaften und weiter in der Schnelle ganz Deutschland zu revolutioniren, die Regierungen zu verdrängen und durch revolutionäre Behörden zu ersetzen. Hundert Umstände vereinigten sich, um das Gelingen wahrscheinlicher erscheinen zu lassen, als es sich die Nachwelt vorstellen mag. Durch Geschwätz hatte indeß vor unrechten Ohren etwas von dem Plane verlautet und es waren einige Verhaftungen vorgekommen; so hatte man doppelten Grund, die Ausführung zu beschleunigen. Am

3. März hielten Abgeordnete des weit verzweigten Bundes eine Versammlung zu Großgartach in Würtemberg, wo man Alles Nähere besprach und Anfang April als Zeit der Ausführung bestimmte. — Am 2. April waren bereits eine ziemliche Anzahl der Haupträdelsführer in der Umgegend von Frankfurt eingetroffen. Die Zeit drängte, und am folgenden Tage (3. April Gründonnerstag 1833) wurde der verzweifelte Versuch unternommen. Zunächst suchten die Revolutionärs die Hauptwache und Konstablerwache in Frankfurt zu nehmen. Die erstere war, in Folge einer erhaltenen Anzeige, um 10 Mann d. h. bis auf 51 verstärkt worden. In der Konstablerwache befanden sich nur wie gewöhnlich 15 Mann. Außerdem hatte man jedoch das Bataillon in der Kaserne consignirt und zwei Mann Polizei zum Aufpassen in der Hauptstraße, der Zeile, aufgestellt. Abends halb zehn Uhr griffen 32 Mann Aufrührer, vom Dr. v. Rauschenplatt geführt, die Hauptwache an, tödteten und verwundeten einige Mann, befreiteten die Arrestanten und suchten zugleich die versammelte Volksmenge für sich zu gewinnen. Achtzehn andre Aufrührer hatten inzwischen auch die Konstablerwache am andern Ende der Straße erstürmt. Man suchte hierauf die Stadt zu alarmiren, das Zeughaus zu öffnen und ließ die Sturmglocke erschallen. Vor den Thoren erschienen mehrere Haufen Landleute, welche am Tumult Theil nehmen sollten und die unterwegs bereits ein hessisches Zollhaus demolirt hatten.

Dies Alles konnte geschehen, bevor das Frankfurter Linienmilitär schlagfertig aus seiner Kaserne rückte. Zunächst bemächtigte sich dasselbe wieder der nur von Wenigen

besetzten Hauptwache; von der Konstablerwache wurden die Soldaten jedoch anfangs zurückgetrieben oder theilweis gefangen und nur der anrückenden Hauptmasse des Militärs gelang es, die Aufrührer zu vertreiben. Nur wenige derselben wurden gefangen. Es sollen im Ganzen überhaupt nur 160 — 170 Menschen bei diesem Attentat thätig gewesen sein.

Die Untersuchungscommission befleißigte sich natürlich sofort, den Zusammenhang und Ursprung all dieser Dinge zu erkunden und dieselbe war richtig wieder so genial, noch weit mehr zu entdecken, als wirklich vorlag. Indeß war das wirklich Vorliegende auch schon in vollstem Maße geeignet, die Regiernngen mit Besorgniß zu erfüllen.

In und um Frankfurt wurden einige tausend Mann preußischer und österreichischer Truppen postirt und längs der Schweizergränze stellte man badensche und würtembergische Truppen auf, um die nach Frankreich und der Schweiz entwichenen Polen im Auge zu behalten, wofern dieselben einen gewaltsamen Uebergang nach Deutschland versuchen sollten. Der Bundestag entwickelte ungewöhnliche Thätigkeit. Wegen der Polen erließ derselbe auch am 15. Mai eine Zuschrift an die Tagsatzung der Schweiz, welcher er die Besorgnisse, welche man einiger Flüchtlinge wegen in Deutschland nährte, andeutete, und die ernstliche Ermahnung aussprach, die Schweiz nicht zu einem Herde der Verschwörung werden zu lassen.

Die Masse des deutschen Volkes hatte von der ganzen Verschwörung überhaupt und also noch weniger von deren Zwecken etwas gewußt; gleichwohl aber erfuhr dieselbe auch sobald nichts besonders von dem, was die Centraluntersuchungscommission erkundete und die guten

Deutschen konnten nur daraus, daß ihnen neue Beschränkungen auferlegt wurden, den Schluß ziehen, daß sich irgend welche Leute gegen die Regierungen vergangen haben müßten. Erst im Jahr 1835 erhielt Koseritz sein Urtheil. Derselbe sollte (24. April) nebst einem Feldwebel hingerichtet werden. Man ließ indeß beiden das Leben und Koseritz wurde nur nach Amerika verwiesen und sogar mit Reisegeld nach dem Lande der Freiheit versehen. Welch ein Kontrast zwischen Baiern und Würtemberg! Schon in Rußland wäre dieser Leutn. nicht so glänzend und glücklich davon gekommen; man hätt' ihn da zwar wohl auch unter dem Galgen begnadigt, aber gewiß nur, um ihn nach Sibirien zu schleppen. Dieß ist indeß noch immer mild gegen das wahrscheinliche Schicksal des Mannes, wenn er baierscher Unterthan war; denn dort hätte man ihm nur das Leben geschenkt, um ihn das Bildniß des kunstliebenden Königs betrachten zu lassen. Die vom 3. April 1833 her in Frankfurt Gefangenen suchten deren Freunde am 4. Mai des nächsten Jahres durch einen Gewaltstreich zu befreien. Man griff die Wache an und die Gefangenen ließen sich aus ihren Kerkern an Strängen oder zusammengeknüpften Tüchern herab. Aber nur einer entkam; die andern wurden zum Theil tödtlich verwundet. Man vermuthete, daß die Verschworenen in Frankfurt selbst noch einen bedeutenden Anhang haben müßten. Das Militär dieser Republik stellte man daher auch gleich darauf (Juni) unter österreichisches Kommando.

Schon zu Ende des Jahres 1833 hatte sich zu Wien ein Kongreß der deutschen Minister versammelt (doch

schickten auch die deutschen Republiken ihre Abgeordneten zu demselben.) Dieser Kongreß endete im Juni 1834 ohne daß im Publikum über die Geschäfte desselben etwas verlautet wäre. Nur nach den Bundesmaßregeln konnte man davon etwas errathen. Später kamen die Beschlüsse unter der Benennung „Geheime Beschlüsse der Wiener Conferenz" — versteht sich ohne Censur — in Umlauf und zu allgemeiner Kenntniß. Einer derselben ist schon früher erwähnt worden (die Nichtvereidung des Militärs auf die Verfassungen betreffend.) Nach einem Bundesbeschlusse dieses Jahres sollten fortan Streitigkeiten zwischen Ständen und Regierung auf schiedsrichterlichem Wege abgethan werden. Ferner ward der Beschluß verkündigt, daß über Verhaftungen und den Untersuchungsgang politischer Gefangenen von keiner Zeitung mehr etwas aufgenommen werden sollte. Die Relegationen auf Universitäten wurden verschärft, der Besuch von Zürich und Bern streng verboten, und die Ständeverhandlungen sollten fortan nicht mehr ohne Censur erscheinen.

Und wie fleißig wurde allenthalben im lieben Gesammtvaterlande von Berlin bis Krähwinkel untersucht. Eine Anzahl junger Männer wurde besonders auch in Preußen wegen Verdachtes demagogischer Umtriebe zur Verantwortung gezogen. In Halle, Berlin und auf andern Universitäten suchte man noch jetzt alle kleinen und großen Fäden der grauenvollen Verschwörung zu entdecken und überall waren die Gefängnisse überfüllt. Man ging bei dieser Untersuchung bis 1827 zurück und so kam's, daß nicht blos Studirende, sondern auch mancher längst in Amt und Würde stehende Mann, vielleicht nur weil er

einmal in jüngern Jahren ein schwarzrothgoldnes Band getragen, des Nachts oder Morgens aus dem Bette geholt wurde, um sofort nach dem ferneren Bestimmungsorte geschafft zu werden. Alle diese Umstände hatten unter andern schönen Erscheinungen auch die zur Folge, daß die leichtfertige Jugend, die erst durch die Regierungsmaßregeln dunkle Kunde von den vorgefallenen Dingen erhielt, daran Geschmack gewann und wirklich beim Bierkrug von der einigen deutschen Republik zu träumen begann. Es kursirten dazumal gar schöne Liederchen im Volksmunde, welche weder den deutschen Regierungen noch dem hohen Bundestage viel Schmeichelhaftes nachsagten.

Ehe der Abschnitt schließt, wird es gut sein, noch verschiedener Einzelheiten aus den besondern Deutschländern zu gedenken, damit das ziemlich verworrene Bild dieser Zeit vollständig werde.

Man würde irren, wenn man glaubte, die Revolutionssüchtigen wären nur in Folge des einen oder andern Bundestagsbeschlusses, in Folge unterdrückter Preßfreiheit oder aus derartigen Gründen zu ihrem Vorhaben bestimmt worden. Diese Dinge hätten sie vielleicht eher ertragen, wäre ihnen die Zeit nicht allzudüster und trostlos und unverbesserlich erschienen durch andre Umstände, als: mehr und mehr wachsenden religiösen Mysticismus, unterthäniges Bediententhum auf einer und Adelsanmaßung auf der andern Seite. Sie glaubten die Zeit vergiftet und wollten sie durch eine Gewaltkur heilen. Das Schicksal wollte, daß ihr Unternehmen als ein verzweifeltes erscheinen mußte; aber jene Worte des Dichters gelten auch hier:

Aufruhr! du Wort, das schmäht, entehrt —
Wie oft befleckte nicht dein Hauch
Das Heiligste was Zung' und Schwert
Verlor je, und gewann wohl auch.
Wie manch ein Geist, bestimmt zum Segen,
Sank unter deines Namens Fluch, —
Der, war ihm ein Tag nicht entgegen,
Geprangt hätt' in des Nachruhms Buch!
Gleich Dünsten, die, aus warmer Erden
Entsandt, vom Frost umfangen werden,
Und so, wenn kaum gestiegen, wieder
Als dunkle Nebel sinken nieder; —
Doch, wenn sie mit siegreichen Schwingen
Nur über Bergesgipfel dringen,
Dann werden sie im Aether kühn
Als sonnumstrahlte Glorien glühn! — —

Ein Freiherr von Harthausen gab um jene Zeit eine Schrift heraus, welche vier Elemente eines guten Staates predigte: Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauer. Das innere edle organische Leben des Volkes war darnach der Adel. Nur die katholische Religion, meinte dieser wackre Edelmann, welcher den Nagel auf den Kopf traf, könne beglücken und die Rückkehr zum dreizehnten Jahrhundert sei allein die Rückkehr zur wahren Freiheit. In einigen deutschen Ländern bemühte sich denn auch die Regierung endlich, dorthin zurückzukehren, z. B. die Kurhessen, wo die leidigen Stände so unartig waren, Ersparnisse zu verlangen. Ueberdies kam in diesem Lande eine romantische Geschichte vor, wohl würdig von einem Emanuel Geibel in geschraubte pensionirte Verse gebracht zu werden. Es starb nämlich der Landgraf von Hessen-Rothenburg (zu Ende des Jahres 1834) ohne Nachfolger, und hinter-

ließ, abgesehen von seinem Gebiet, großes Vermögen. Die Stände und die Regierung machten auf letzteres (die Stände für's Land, die Regierung für ihren Privatschatz) Anspruch, welcher jedoch durch eine von der jungen Frau Landgräfin abgegebene Erklärung, daß hochdieselbe sich gesegneten Leibes befänden, vertagt wurde. Man bestellte der Dame daher einen curator ventris, welcher im Mai 1835 nach Ratibor abging, um die bezweifelte Angabe in Obacht zu nehmen. Im nächsten Monate traf man große juristisch-diplomatische Vorkehrungen zum Empfange der hohen Frau, die man für leerer Hoffnung voll hielt, auf dem Schlosse Rotenburg in Kurhessen. Alle für den Fall eines Posthumus vom corpus juris vorgeschriebenen Einrichtungen waren getroffen und fünfzig Grenadire bewachten die Zugänge. Die Frau Landgräfin, welche am 23. Juni anlangte, protestirte anfangs heftig gegen die ihr zugeordnete und in Eid genommene Hebamme. Hochdieselbe hatte Grund zum Protestiren gehabt, denn die gute Hoffnung löste sich in nichts auf und die hohe Aristokratie war leider um einen gehofften Sproß ärmer. Nun fanden sich auch noch andre Mitbewerber um die Erbschaft, welche indeß hier ihrem Schicksal überlassen bleiben mag.

Am fleißigsten war man jetzt mit Verhaftungen, Strafen, ja selbst Todesurtheilen in Baiern, wo auch die „altdeutsche" Tracht streng verpönt wurde; die eigentlich alte Tracht, z. B. die der Mönche, welche pilzartig aufwucherten, war aber nicht verpönt. Der Bundestag hatte am 25 Januar (1835) beschlossen, daß das Wandern der Handwerksburschen in Obacht genommen und dieselben abgehalten werden

sollten, Associationen zu bilden oder an Orte zu gehen, wo dergleichen stattfänden. Baiern beeilte sich zuerst, den seinigen in Folge jenes Beschlusses das Wandern nach Belgien, Frankreich, England und der Schweiz zu verbieten. — In Sondershausen gab es 1835 etwas revolutionsartiges, was damit endete, daß der alte Fürst „zu Gunsten seines Sohnes" (nicht des Volkes?) der Regierung gänzlich entsagte. Man sieht daraus, daß das fürstliche Regieren doch ein schönes Vergnügen sein muß. Der junge Fürst unternahm indeß sofort einige große Reformen und schaffte durch Edikte die Titulaturen bei schriftlichen Eingaben, den Gebrauch des Stempelpapiers bei Bittschriften und Danksagungen ab, damit nicht „mit der einen Hand gegeben werde, was die andre wieder wegnehme."

V.

Deutschland findet sich allmälig wieder. Das „junge Deutschland."

Was will, ihr Herrn, ein deutscher Patriot? —
Für sich ein Ämtchen, Titelchen und Bändchen,
Für seine (ehelichen!) Kinder Brot,
Und legitime Fürsten für sein Ländchen.

Zwar endigt dieses Gedicht mit den Worten „hinaus zum Tempel, deutscher Patriot," worauf sich dann noch Judas Ischarioth" reimt; allein so etwas ist bei den

Deutschen nicht gar böse gemeint und der Dichter selbst, der obige Verse schrieb, Franz Dingelstedt, wurde bald nachher Hofrath und patriotischer Ehemann. Deutschland sollte sich, wie die Ueberschrift dieses Abschnittes schon andeutet, nach den heillosen revolutionären Stürmen allmälig wieder finden. Schaaren von Mißvergnügten wanderten freilich gen Amerika aus, singend:

„Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand,
Die Fluth der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße dich, mein Vaterland!"

Aber dafür blieben die guten Bürger zurück. Freilich waren zwar die Zurückbleibenden noch nicht alle gute Bürger, aber ein jeder strebte doch bereits darnach, es über kurz oder lang zu werden. Die Widerspenstigkeiten gegen die Strebungen und Maßregeln der Regierungen schwanden mehr und mehr und waren, wenn sie dann und wann noch vorkamen, doch bei weitem nicht mehr so hartnäckig, wie zeither.

Allerdings gab es jetzt (wie bis auf die allerneueste Zeit) noch immer in den verschiedenen deutschen Gemüthern alle mögliche politische Gesinnungen und Farben, so mannigfaltig, wie man sie nur außerhalb des deutschen Paradieses, in Frankreich, Spanien, England u. s. f. finden kann. Es gab noch Republikaner, Absolutisten, Konstitutionelle u. s. w., ganz wie jenseit des Rheines. Ein äußerst merkwürdiger Unterschied fand (und findet) indeß doch zwischen den deutschen und andern Völkern in jener Hinsicht immer statt, und dieser Unterschied ist wohl ins

Auge zu fassen, denn er erläutert zugleich recht deutlich die deutsche Viel= und die wälsche Einseitigkeit.

Wer nämlich im Auslande Republikaner ist, der ist es in der Regel schon von Jugend auf und bleibt es auch starr und unbiegsam im Mannesalter und bis ihn die grüne Rasendecke in der besten und ächtesten aller Republiken birgt. Ebenso ist's jenseit unsrer Gränzen mit dem Royalisten, mit dem Konstitutionellen u. s. f. — Wie anders dagegen in dem romantischen Deutschland! Hier kennt man eine solche Einseitigkeit nicht, hier vermag ein Kopf und Herz alle Richtungen und Ansichten zu hegen und zu verarbeiten und man könnte die deutsche Gesinnung wohl füglich mit dem interessanten Kamäleon vergleichen, wäre dies anmuthige Geschöpf nicht durch unbedachtsame und leichtfertige Menschen in etwas übeln Ruf gekommen.

Von der sogenannten „großen Masse" der Deutschen, welche im Grunde wenig nach dem fragt, was man Gesinnung oder Ueberzeugung nennt, weil sie ganz zufrieden ist, so lange sie sich leidlich satt essen kann, wollen wir hier ganz absehen und uns nur an die Gesinnungsvollen, die eine Farbe haben, und erstaunlich zahlreich unter uns sind, halten. Ein solcher Gesinnungstüchtiger ist in der Jugend gewöhnlich mit Leib und Seele Republikaner. Die Jahre entfliehen indeß pfeilgeschwind und er wird angestellt als königlicher Beamter, oder er wird Stadtverordneter oder Lotteriecollecteur, und Gatte und Vater. Unter solchen Umständen kommt er nun fast mit lauter Männern zusammen, die in reifern Jahren stehen und nichts weniger als Sanskülotten sind; vor

diesen Männern, oder vor ihrem Geld, ihrem Einfluß, ihren Frauen und Töchtern, kommt der Republikaner plötzlich zu der Einsicht, daß er sich jugendlicher Gedanken schämen müsse, daß das Volk zu dergleichen gar nicht tauge, daß der Staat eine feste Grundlage brauche, daß jemand über allen Parteien stehen müsse, welcher mächtig genug sei, treue Diener zu lohnen, neue Privilegien zu geben oder alte zu bestätigen und in der betretenen Laufbahn ein brauchbares Subjekt zu befördern. Wem der Herr ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Genug, aus dem Republikaner ist rasch, Dank der deutschen Vielseitigkeit die nicht an einem Dinge klebt, ein Monarchischgesinnter geworden. Als solcher ist der Mann indeß nicht minder gesinnungstüchtig. Nur diejenigen, welche, sei es durch Erziehung oder eigne Klugheit, von Jugeud auf absolutistisch gesinnt waren, pflegen die Farbe nicht wieder zu wechseln und sie haben jedenfalls das beste Theil erwählt. Das monarchische Princip muß ja überhaupt schon deshalb das beste sein, weil sich die Deutschen, mögen sie vorher auch die oder jene andre Farben getragen haben, in der Regel zuletzt dazu bekennen, um alsdann nicht wieder davon zu weichen. Es war ehedem mancher ein wilder Burschenschafter, der später in Amt und Würden weise Edikte erließ, die da bewiesen, daß er seinen Adlerorden nicht umsonst trug. Es gab da zum Beispiel einen Mann, welcher als studirender Jüngling zu Göttingen einen verhaßten Regierungsmann vertreiben half, indem er demselben ein Periat brachte und seinen Namen an den Schandpfahl nagelte, und derselbige Jüngling, der dazumal

so edelzornig und freiheitglühend war, erwarb sich später als hessischer Minister von Hassenpflug den Namen Hessenfluch.

Nicht alle gesinnungstüchtige Deutschen wechseln übrigens ihre Farbe so rasch und grell. Manche gehen sehr langsam zu Werke, um alle Umstände reiflich erwägen zu können. Manche sind auch so stark in der Vielseitigkeit, daß ihre Umgebungen noch Republikaner in ihnen erblicken, während sie im Stillen schon längst für die absolute Herrschaft eine rühmliche Thätigkeit entwickelt haben.

Es fällt mir da ein Mittel ein, wie eine Regierung auf gute Weise den Radikalismus unschädlich machen, d. h. um seinen Kredit bringen kann, und dieses Mittel mag als Parenthese zu Nutz und Frommen der Regierungen hier stehen. Man nehme einen ganz Radikalen und mache denselben zum Zensor, wozu er sich bei einem guten Gehalt und wenn es sonst auf manierliche Weise angefangen wird, jedenfalls versteht. Mag der Mann nun viel oder wenig streichen, jedenfalls sorge man dafür, daß eine Beschwerde gegen ihn angebracht wird, wegen übertriebener Strenge. Diese Beschwerde lasse man gelten und setze den radikalen Zensor wegen der übertriebenen Strenge mit großem Eclat wieder ab. Ich stehe dafür, daß solches Verfahren eine Illumination im ganzen Ländchen, eine Dankadresse und sehr milde Worte bei der nächsten Ständeversammlung veranlassen wird.

Nicht alle Deutsche, sagt' ich, wechseln übrigens ihre Farbe in so auffälliger und rascher Weise, wie bei dem oben angeführten Beispiel. Sehr viele sehen ein, daß es nützlich sei, dem leider verrufenen Kamäleon in der äußerlichen Erscheinung nachzuahmen und daß man wohl thue,

die Verwandlung nur im Stillen und unmerklich vorgehen zu lassen. Dieses Verfahren hat auch den Vortheil, daß man die alten Kunden und Verbündeten nicht sogleich verscheucht, so lange man die neuen noch nicht sicher gewonnen hat. Sehr erleichtert wurde überdies solches Verfahren durch den Umstand, daß nunmehr die Zeit der gewaltsamen Revolution vorüber war; es begann nun die schönere Zeit bereits anzubrechen, wo man ruhige Reform dem plötzlichen Sturze des Bestehenden vorzog; der gute Deutsche hatte da ein entschiedenes und bestimmtes Auftreten nicht mehr so nöthig und man konnte auf das eifrigste für den Stillstand wirken, während man sich gleichwohl für die Bewegung bekannte; ja man konnte rückwärts gehen und dabei dreist aussprechen, es sei dies eine neue Art des Fortschritts.

Man begann jetzt in Deutschland wieder, nachdem man eine kurze Zeitlang versucht hatte, praktisch zu verfahren, die Freiheit theoretisch zu behandeln, und eine solche Bearbeitung des Stoffs mußte den Regierungen im Gegensatze zu den frühern Bestrebungrn willkommen sein.

Unter die Ursachen, welche so viele Deutsche vom Felde der Politik vertrieben, gehörte außer denen, die bereits angedeutet wurden oder sich von selbst verstehen, auch der Umstand, daß die Deutschen (deren „Dauerbarkeit" überhaupt wohl nur dem Alterthum angehört oder wenigstens nur in passivem Sinne zu verstehen ist,) gar leicht in ihren Liebhabereien ermüden. Ich sagte, daß der deutsche Michel stets ein Spielzeug haben müßte, womit er oft wechselt. Ein solches Spielwerk war auch die politi-

sche Revolution, deren er nunmehr überdrüßig geworden. Er suchte jetzt andere Liebhabereien.

Ein Theil der Deutschen legte sich mit erneuertem Eifer auf die Frömmigkeit und diesen würdigen Leuten werden weiter unten noch einige Worte gewidmet werden. Ein andrer Theil, dessen Mitglieder früher zum Theil der politischen Bewegung angehört hatten, wo nicht der That, doch der Gesinnung nach, versetzten die Bewegung nun auf ein andres Gebiet. Sie wollten eine Revolution der Gesellschaftlichen Verhältnisse herbeiführen. Es galt zur Erreichung dieses Zieles keinen Kampf mit Schwert und Feuer, sondern mit ästhetischen Waffen. Die Vorkämpfer dieser neuen Freiheitspartei waren Schriftsteller und also die Feder ihre Waffe. Gleichwohl waren sie weit radikalere Leute, als die alten Sanskülotten; sie wollten nicht blos ohne Hosen, sie wollten — nackt einhergehen, versteht sich blos im Sommer oder in geheizten Salons. Bis zur Entscheidung ihrer Sache begnügten sich die Herren indeß, einstweilen auch noch seidne Westen und Glacehandschuh zu tragen.

Die Anregung zu der beabsichtigten socialen Reform war freilich im Grunde nicht vom Vaterlande ausgegangen, sondern von Frankreich herübergekommen, allein dies schadete nichts, denn schon der Apostel sagt: prüfet Alles und behaltet das Beste.

Ehedem rief ein Freiheitstrebender dem Tyrannen zu: „Gib uns Gedankenfreiheit!“ und dieser Wunsch war allerdings gar zu bescheiden, da ja Gedanken ohnehin schon zollfrei sind. Die ästhetischen Revolutionärs waren gescheidter und verlangten die Befreiung einer allenthalben

direkt sowohl als indirekt hochbesteuerten Sache: sie verlangten Emancipation des Fleisches.

Besonders seit dem J. 1830 war dies Verlangen mehr und mehr rege geworden, ohne daß man, unter den lauten politischen Stürmen, sehr darauf gehört hätte. Jetzt, da diese Stürme verhallt waren, erhoben die Vorkämpfer der neuen Revolution ihre Stimme mit besserem Erfolg und traten vor dem Publikum unter dem Namen „das junge Deutschland" auf. Man darf dieses junge Deutschland nicht mit einem andern, mehr politischen, welches sich nach Analogie des jungen Italien in der Schweiz gebildet hatte, verwechseln. Ueberhaupt schienen sich fast alle europäischen Völker damals verjüngen zu wollen. Die deutsche Verjüngung aber, von welcher hier die Rede ist, gehörte zunächst nur der Literatur an. Man wollte den starrgewordenen Glauben der Masse an die alten Koriphäen der deutschen Literatur (z. B. Schiller und Göthe) erschüttern. Man wollte nicht mehr die Poesie allein ihrer selbst willen (nach des 1832 verstorbenen Göthe Art) gelten lassen, sondern sie sollte als Form und Mittel des neuen Evangelium dienen, welches man predigte.

Wolfgang Menzel, welcher Göthen nie leiden konnte, besonders weil dieser so unsittlich gewesen, Jahre lang eine Frau gehabt zu haben, ohne mit selbiger durch Priestersegen verbunden gewesen zu sein, Wolfgang Menzel war einer der ersten großen Profeten, die da ein junges Deutschland predigten. Wolfgang Menzel war literarischer Papst in Deutschland und konnte folglich schon etwas unternehmen. Als jedoch noch eine Anzahl andrer Profeten

gar zu selbstständig aufzutreten strebten und dem Stuttgarter Papste zuriefen: „der Buchstabe tödtet nur das Fleisch macht lebendig!“ da wurde der große Profet von heiligem Eifer ergriffen, sagte sich los von der Sekte des jungen Deutschland und schleuderte seinen Bannstrahl gegen dasselbe. Die obersten Häupter des jungen Deutschland blieben nun Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt. Auch G. Kühne wurde dazu gezählt, ferner Immermann und einige andre. Der beste deutsche Dichter der neuen Zeit, Heinrich Heine in Paris, der für seinen wohlgegründeten Ruf eigentlich kein junges Deutschland mehr nöthig hatte, wurde doch nolens volens ebenfalls mit dazu gerechnet.

Das Christenthum, so wie es vorhanden war, wurde vom jungen Deutschland verworfen; es wurde als veraltet dargestellt und damit sagte das junge Deutschland schon nichts Neues mehr; der Materialismus sollte walten, und damit predigte das junge Deutschland auch nichts Neues mehr. Da dasselbe überhaupt seine Zeit nicht erst schuf, sondern vielmehr nur ein Kind seiner Zeit war, so konnte es auch den Gegnern im Grunde nicht sehr gefährlich sein. Anders dachte Menzel; und als Gutzkow in einem kleinen Romane, „Wally oder die Zweiflerin“ die Tendenz des jungen Deutschlands auf die Spitze getrieben entwickelte, übernahm jener das Amt eines literarischen Polizeidieners. Sofort nahm sich der hohe Bundestag der Sache ebenfalls an, welcher auf's strengste die Produkte der Herren, welche das Fleisch emancipiren wollten, verbot. Gutzkow mußte sogar mit Gefängniß für seinen Versuch büßen. Die genannten Profeten wurden übrigens nach und nach

sämmtlich gute Bürger und ordentliche Familienväter; sie waren zufrieden damit, daß sie von sich reden gemacht und konnten mit Recht für das Verbot ihrer Schriften dankbar sein. Die Sache, die sie verfochten, hatten die Herren nur nicht recht angegriffen. Man kann das Fleisch in Deutschland täglich und stündlich emancipiren und es wird niemand etwas dagegen haben, wenn es nur hübsch christlich geschieht. Dies gilt vom wirklichen Leben wie von der Literatur. Langbeins Werke, die weit ergötzlicher sind, als jene des jungen Deutschland, sind nicht verpönt worden und noch heute darf man sich ungescheut an den trefflichen Schöpfungen dieses Dichters (dessen ich hier gedenke, weil er gerade um jene Zeit, zu Anfang des Jahres 1835, starb) erlaben, und fromme christliche Leute empfinden inniges Vergnügen, wenn sie „die Wiege," „das Hammelfell," den „Stubenschlüssel" und dergl. lesen.

Uebrigens störte das junge Deutschland das alte wenig in dem heilsamen Bestreben, sich wieder zn finden. Der deutsche Michel war müde geworden, er wollte endlich einmal ausruhen und sich wieder behaglich fühlen.

Am besten hat sich derselbe stets in der Frömmigkeit befunden und diese nahm daher auch nun, wie schon erwähnt, einen herrlichen Aufschwung. Läßt sich mit ihr doch Alles verbinden! Auch bei Menzel hatten es die andern jungen Deutschen weniger wegen der Emancipation des Fleisches verdorben, als weil sie vom Christenthum nichts wissen wollten. Menzels schwache oder vielmehr starke Seite war nun einmal der christlich-germanische Staat; ihm waren die franzosenfeindlichen „Altdeutschen"

der frühern Periode noch in der Erinnerung lieber, denn diese waren zugleich fromme gewesen.

Da es nun mit der Unchristlichkeit nicht gelungen war, so suchte eine neue Partei die Emancipation des Fleisches mit der Christlichkeit durchzusetzen. Dieser Versuch war von weit besserem Erfolge begleitet, zum Theil auch schon deßhalb, weil die christlichen Unternehmer die Sache weit praktischer angriffen.

VI.

Deutschland findet sich immer mehr wieder in der — Frömmigkeit.

Fast allenthalben in Deutschland begann die Frömmigkeit außerordentlich überhand zu nehmen. Was das protestantische Deutschland betraf, so waren es, merkwürdig genug, gerade zwei Städte, die sich sonst nicht besonders durch dergleichen auszeichneten, wo sich jene Frömmigkeit ganz vorzüglich entfalten sollte, nämlich Königsberg und Dresden. — In Ostpreußen überhaupt, vorzüglich aber in der Hauptstadt dieses Landes, bemühte sich eine fromme Gesellschaft das Fleisch auf christliche Weise zu emancipiren, d. h. nämlich, nicht so unanständig offen vor aller Welt, sondern in stiller Zurückgezogenheit und bei ausgelöschten Lichtern. Die sündige Welt nannte diese frommen Leute Mucker und beschuldigte dieselben

der Ausschweifung, wenn sie gottselige Conventikel hielten, beteten und hinterdrein sich verschiedene kleine Erholungen gönnten. Leider nahm aber nicht nur die sündige Welt Aergerniß an den frommen Bestrebungen, die häufig darauf hinausliefen, von einem Jungfräulein einen Heiland gebären zu lassen, sondern auch die Regierung mischte sich darein und machte den frommen Leuten den Prozeß. Das gab gewaltige und langwierige Arbeit, denn diese Gottseligen hatten der Werke viele und wunderbare gethan, und das Schlimme war, daß gar hochangesehne Leute dabei betheiligt waren, welche neben andren Tugenden auch die der Bescheidenheit besaßen und daher ihre heimlichen frommen Werke nicht gern ruchbar werden sahen. Daß die Frommen es sich auch immer etwas kosten ließen, bewies schon das Beispiel der Berliner Traktätchengesellschaft, welche allein seit 1816 bis um jene Zeit weit über 2 Millionen Traktätchen vertheilt hatte. Erst im Jahr 1839 gedieh jener Muckerproceß zu einem Ende. Zwei hohe Priester dieser gottseligen Gemeine steckte man, statt sie heilig zu sprechen, ins Irrenhaus. Die meisten Gläubigen wurden absolvirt, einestheils vielleicht weil sie, wie gesagt, zu bescheiden waren, um etwas von ihren Werken zu gestehen, anderntheils weil diese Werke viel zu sublim waren, als daß sie ein irdischer Richter beurtheilen konnte.

Ganz ähnlichen Bestrebungen widmete sich die fromme Gesellschaft in Dresden unter Leitung ihres Predigers Stephan. Diese Leute hatten ihre Andachtsübungen nicht blos hinter verschlossenen Thüren, sondern auch in schönen Nächten im Freien unter Büschen und Bäumen

geübt. Zu Ende des Jahres 1837 wurden leider auch diese Frommen gerichtlich zur Verantwortung gezogen und ihr Profet Stephan aus dem Amte entlassen. Später stellte man die Untersuchung, vielleicht aus ähnlichen Gründen wie in Ostpreußen, ein; aber die Frommen, die man an fernerer Emancipation des Fleisches hinderte, klagten über harten Druck, der die Gläubigen träfe. Im J. 1838 wanderten wegen solches Druckes eine große Anzahl sogenannter Altlutheraner aus Sachsen nach Amerika aus. Es ergab sich dazumal, daß die Jünger des Profeten Stephan weite Verbreitung im ganzen Lande hatten. In ihrem frommen Eifer hatten sie selbst Kinder heimlich entführt und einem frommen Pfarrer schickte man deshalb einen Steckbrief nach. Vor der Abfahrt in Bremen hatte diese Auswandrergesellschaft noch ein Büchlein drucken lassen unter dem Titel: „Exulantenlieder auf dem Meere. Eine kleine Beisteuer zum geistlichen Schiffsvorrathe der um ihres allerheiligsten Glaubens willen mit dem treuen Knechte Gottes und Zeugen der Wahrheit, Martin Stephan, aus Sachsen nach Nordamerika fliehenden apostolisch-lutherischen Gemeinde, den 31. Oktober 1838." Das Büchlein führte das Motto: „Gott führt die Gefangenen aus zu rechter Zeit und läßt die Abtrünnigen in der Dürre."— Uebrigens sollte den frommen Lämmern im amerikanischen gelobten Lande nicht eben Milch und Honig im Ueberfluß fließen und sie sehnten sich bald nach dem Lande der Dürre zurück, wo sie in heiliger Gemeinschaft zwischen Männlein und Fräulein in schönen Sommernächten so himmlische Freuden genossen hatten. Bald wurde der Profet Stephan, an dem sich daheim der Mantel christlicher Liebe bewährt,

jenseit des Meeres als ein räudiger Bock erkannt und aus der Gemeinde gejagt. Ein Schiff der Gläubigen war sogar auf dem Meere gescheitert und viele andre Glieder der Gemeinde erlagen dem fremden Klima. Man hatte anfangs eine „Stephansburg" bauen wollen; nachdem aber der Profet verjagt war, entschloß man sich, ein „Neuwittenberg" anzulegen. Die neue Stadt konnte aber nicht schnell wachsen und viele Neuwittenberger mußten noch lange in Wind und Wetter campiren. Die Heilandkasse war großentheils heillos vergeudet worden und man fand für gut noch einige Profeten fortzujagen, die nun alle Heiden lehren konnten. Trotz all dem segelten ihnen noch immer andre Gläubige übers Meer nach; doch kehrten später auch ihrer viele wieder zurück. Möglich, daß nicht alle Gläubige so fromm waren, wie die obersten Schriftgelehrten und Profeten Stephan u. s. f., sondern blos verführt und dumm. Eines von beidem aber mußen sie sein und eine andre Wahl haben überhaupt alle derartigen Frommen nicht.

Innerhalb des preußischen Gebiets zeichneten sich besonders die Schlesier durch frommkirchliche Richtung aus, die schon früher hier und da die neue Agende zu einer Lebensfrage gemacht hatten. Man sieht, daß die schroffsten Gegensätze gewöhnlich bei einander stehen. Die Ostpreußen und ebenso die Schlesier gehörten im Ganzen nie zu den frommen Kopfhängern und doch sollte die neue Frömmigkeit unter ihnen gerade vorzüglich gedeihen. In Schlesien war dies in auffälliger Weise vorzüglich seit dem Jahr **1834** der Fall. Viele Gemeinden bekannten sich ausdrücklich zu einem „reinen(?) Lutherthume" und er-

blickten dagegen in der Agende ein Gift, in der Union eine „Höllenbraut." Die Prediger trugen natürlich das Ihre bei, die mystischen Lämmer vor dem Sündenschlamme zu wahren und sie lieber im Schlamme der Dummheit wandeln zu lassen. Es kam vor, daß Mancher sein Kind nicht in der nächsten Kirche taufen ließ, weil der Pfarrer da nicht rein — lutherisch war. Manche machten sich das heilige Vergnügen und kletterten auf Bäume, um dem lieben Himmel näher zu sein und womöglich gleich hineinzufliegen. Einige reinlutherische Priester wurden fortgewiesen, aber dies half wenig, denn die Gemeinden waren schon zu tief in die Frömmigkeit eingeweiht. Ein Professor in Halle (auch eine von jeher sehr fromme Gegend) wollte damals sein Kind nicht von seinem eignen Vater, einem Prediger, taufen lassen, weil derselbe nicht fromm genug war. Auch in Kurhessen, besonders in Kassel, waltete damals ein frommer Geist und die Regierung sah sich genöthigt gegen einen dortigen Kanzelprofeten einzuschreiten. In Würtemberg, wo Pietisten, Mystiker und ähnliche Pflanzen überhaupt wild wachsen, kam damals eine erbauliche Geschichte zum Vorschein, die als Beispiel von hundert ähnlichen, die sich dort und anderwärts im gesegneten Deutschland zutrugen, hier stehen mag. Eine kleine fromme Gesellschaft in Stuttgart war zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Profet Jeremias seine Seele wiederum in die eines neugebornen Kindes übergehen lassen wolle um die Welt noch einmal mit Klagliedern erfreuen zu können. Eine der frommen Frauen der gottseligen Gemeinschaft schmeichelte sich nun mit dem stolzen Gedanken, daß sie den großen Profeten Jeremias in nied-

licher verjüngter Gestalt unterm Herzen trüge. Allein die Stelle in der Bibel, aus welcher die ganze Sache hergeleitet wurde, enthielt auch die Weisung, den kleinen Jeremias bis zum zwölften Jahre nicht das Licht erblicken zu lassen. Die Mutter bequemte sich daher gern dazu, im Keller zu gebären. Jedes Luftloch, durch welches der geringste Lichtstrahl eindringen konnte, wurde vermauert. Mutter und Kind sollten 12 Jahre in der finstern Höhle zubringen und es verging geraume Zeit, ehe die Sache ruchbar und von der Behörde untersucht wurde, welche nun den kleinen Profeten befreite und die Eltern unter dem Vorwande, daß sie nicht fromm, sondern verrückt wären, in Gewahrsam nahm. — In Würtemberg trieben Wiedertäufer — Mennoniten — ihr ergötzliches Wesen. So taufte z. B. ein mennonitischer Schneidergeselle im Octob. 1838 im Neckar eine Anzahl Neubekehrte. Der Kleidermacher wurde weggewiesen; aber zur Ehre des Glaubens ließen sich gleich nachher, im December, wieder einige Männlein und Fräulein in den Neckar tauchen!

Wie die sächsischen Stephanisten, so entschlossen sich auch viele andre Fromme zur Auswanderung aus dem Lande der Sünde. Aus Schlesien z. B. zogen sie 1838 schaarenweise nach Australien. —

VII.

Händel zwischen Preußen und Rom.

„Wir wollen sein ächtdeutsche Affen
Von Englands finstrer Klerisei.
Werft uns ums Haupt das Netz, ihr Pfaffen!
Wir dulden's ächtdeutsch, fromm und frei."
F. v. Sallet.

Es ist im vorigen Abschnitt von der Frömmigkeit innerhalb des Schooßes der protestantischen Kirche gesprochen worden. Bevor nun auch des weitern von der Frömmigkeit der Katholiken die Rede ist, muß ein Zwist folgen, in welchen die preußische Regierung mit einem der Häupter der katholischen Kirche gerieth, nämlich mit dem Erzbischoff zu Köln Droste von Vischering. Dieser Biedermann verbot (1837) den Besuch der Vorlesungen der katholisch-theologischen Professoren zu Bonn (die eines einzigen ausgenommen,) weil diese Herren „Hermesianische Ketzereien" vortrügen. Zwei dieser Proff., Braun und Elvenich, begaben sich nach Rom, um dem Papste eine bessere Meinung von dem wackern verstorbenen Hermes beizubringen und somit auch eine Aufhebung jener bischöfflichen Maßregel zu bewirken. Der Papst ließ ihnen jedoch (5. Aug.) eine abschlägige Antwort ertheilen und gebot ihnen schließlich unbedingte Unterwerfung. Der Erzbischoff maßregelte nun in seiner Weise natürlich nur um so eifriger. Es wurde eine große Wallfahrt zu den 11000 Jungfrauen nach Köln veranstaltet, deren Gebeine, untermischt mit den Knochen verschiedener nicht heiliger Vierfüßler, dort aufbewahrt werden. Ferner wollte der

Erzbischoff sogenannte gemischte Ehen nur dann gestatten, wenn deren Kinder sämmtlich der alleinseligmachenden Kirche angehören sollten. Diese verschiedenen Uebergriffe — neben denen man den alten Erzbischoff auch politischer Umtriebe beschuldigte, — veranlaßten am Ende die preußische Regierung, denselben (gerade während ihm seine Verehrer einen Fackelzug bringen wollten) am 20. Nov. aufheben und sammt seinem Kaplan Michaelis nach Minden abführen zu lassen. Es sollte dies keine Gefangenschaft sein, man wollte den thätigen Herrn nur außer Wirksamkeit setzen. Eine Bekanntmachung verkündigte Tags darauf in Köln, der Erzbischoff „habe das königliche Ansehn verkannt, in die geordneten Verhältnisse zwischen Staat und Kirche Störung gebracht und Aufregung der Gemüther bewerkstelligt." Dem Domcapitel wurde die Wahl eines Verwesers (man wählte Dr. J. Hüschen) aufgegeben und ihm das unduldsame und anmaßende Verfahren des Entfernten in sehr schonenden und sehr bescheidenen Ausdrücken auseinandergesetzt. Den Papst setzte die Regierung (angeblich schon vorher) von ihren Schritten in Kenntniß. Die Kirche sollte nach der Ansicht des Erzbischoffs vom Staate unabhängig sein und er forderte sein Kapitel zu offner Widersetzlichkeit auf, begünstigte Reden und Anschläge, die zu Empörung aufforderten und sprach selbst eine Art Bann aus. Es zeigten sich jetzt die Früchte des mit Rom geschlossenen Konkordats. Der Papst ließ nun allen Gläubigen eröffnen, daß er den Erzbischoff in seinen Schutz nehme und seine apostolische Gewalt aufrecht erhalten wolle. Am 10. Decemb. hielt er eine Allocution an die Kardinäle, worin er den „un-

erwartet" erfahrenen Schmerz über die kölnischen Vorgänge schilderte, die er eine äußerst schwere, dem Erzbischoff zugefügte Unbill nannte. Er sei der Pflicht eingedenk gewesen, in Betreff der gemischten Ehen nur die vom Papst Pius VII. am 25. März 1830 gegebene Regel zu befolgen, wo die Milde des Heiligen Stuhles schon die nicht zu überschreitenden Gränzen erreicht habe. Der preußische Geschäftsträger habe am 1. Dec. am römischen Hofe als bevorstehend angezeigt was schon am 20. Nov. geschehen sei. Er erkläre die kirchliche Immunität für gekränkt, die bischöffliche Würde für mißachtet, die Rechte der katholischen Kirche für verletzt. — Die Verhaftung des Erzbischoffs hatte in Köln keine unmittelbaren Folgen; allein am 11. Dec. gab es Unruhen in Münster, wo die Protestanten auf vielfache Weise geneckt und verhöhnt wurden, bis man mit militärischer Gewalt die Volkshaufen auseinander trieb. Der Niederrheinische und westfälische Adel sendete (18. Dec.) eine Deputation nach Berlin mit der Bitte an den König, die Handlungsweise des Erzbischoffs untersuchen zu lassen und die Beschuldigung des Hochverrathes, wenn sie nicht erwiesen würde, zurückzunehmen; doch wurde der Deputation kein Zutritt gestattet. Kurz nachher jedoch (Anfang 1838) wurde der getreue Gehilfe des Erzbischoffs, der Kaplan Michaelis, von Minden nach Magdeburg in die Citadelle gebracht. Der Minister von Altenstein setzte in einem Schreiben an den Oberpräsidenten der Rheinprovinzen (v. Bodelschwingh) die päpstlichen Verdrehungen und Anmaßungen auseinander und erklärte den festen Entschluß, die dagegen eingeschlagene Bahn unverrückt zu verfolgen.

Der Kampf wurde aber nicht zwischen der preußischen und römischen Regierung allein geführt, sondern zugleich von zahllosen Parteigängern und es gab über die Sache eine Fluth von Broschüren ohne Zahl. Die aristokratischen Anhänger des Erzbischoffs wirkten nach Kräften, um den Fanatismus aufzustacheln und Preußens eigener Gesandter in Brüssel schien bei solchen Bestrebungen betheiligt. Ja selbst die als Betschwester bekannte Königin von Frankreich hielt ausdrücklich Betstunde für den theuren Kölner Erzbischoff. In Deutschland war ganz besonders auch Baiern das Land, welches Kämpen für denselben stellte. Die censirten Zeitungen durften dort auf Preußen nach Herzenslust schmähen. Der ehemals republikanische Fanatiker Görres in München gab in dieser Angelegenheit eine ächtjesuitische Schrift, „Athanasius," heraus, welche Intoleranz und Unversöhnlichkeit unter dem Mantel christlicher Liebe predigte, Kinder aus gemischten Ehen „zweischlächtige Bastarde" nannte, und das Verlangen der Einsegnung einer solchen Ehe als „Nothzucht" bezeichnete, welche der katholischen Kirche zugemuthet werde. Eine Beschwerde über dieses Treiben von Seite Preußens half im Grunde nur wenig. Die Bischöffe von Paderborn und Münster thaten inzwischen Schritte ganz im Geiste ihres Kölner Vorbildes und am 8. Jan. kamen in Paderborn unruhige Auftritte vor, weil das Volk wähnte, man habe ihm einen Franziskaner nach einer „lutherischen" Festung entführt. Aehnliche Unruhen kamen in Koblenz und a. O. vor, und noch ärger in Köln am Ursulatage (23. Octbr. 1838), wo ein fanatischer Pfaff, der dann verhaftet und bestraft wurde, das Volk durch eine Predigt

aufhetzte. Die katholische Geistlichkeit ließ allerhand Wunder geschehen: Marien-Bilder weinten und schnitten klägliche Gesichter, und es wurden allerlei Schreckensprofezeiungen ausgesprochen. Dann trat auch der Erzbischoff von Gnesen und Posen, v. Dunin, in die Fußtapfen des Kölnischen und wollte keine Ehe anders eingesegnet wissen, als wenn sich die Parteien zur alleinseligmachenden Kirche bekennten, und die Regierung hatte bald nach allen Seiten hin unendlich zu thun mit diesem langweiligen Streite.

Schon am 20. Decemb. 1837 war der preußische Gesandte von Bunsen in Rom eingetroffen und erhielt hier am 25. eine Note vom päpstlichen Staatssecretär Lambruschini, welche die Allocution des Papstes weiter commentirte und wörtliche Auslegung bedingte; ehe man des Gesandten Mittheilungen entgegennehmen könne, „müsse das Unrecht gut gemacht werden.“ Bunsen erwiederte darauf: daß der Erzbischoff sogleich wieder antreten könnte, „wenn er Garantie und nöthige Erläuterung gewähre;“ allein er erhielt nur zur Antwort, daß es bei der päpstlichen Erklärung vom 25. Dec., d. h. bei unbedingtem Nachgeben und glänzender Genugthuung, bleibe. So stockte die Angelegenheit und Bunsen wurde, wegen zu großer Frömmigkeit, am 8. April 1838 zurückgerufen und nach England geschickt, wo er auch eine ihm gleichgesinnte Klerisei fand. — Rom ließ dagegen durch seinen Geschäftsträger Spinelli in Brüssel (am 13. März) der Erzdiöcese Köln eröffnen, daß der heilige Vater die Wahl des Erzbisthumsverwesers Dr. Hüsgen und dessen Fastendispensen u. s. f. für ungiltig erklärt habe. Der Papst suchte also die deutschen

Mägen zu seinen Gunsten rebellisch zu machen und bessere Verbündete konnt' er in diesem Lande kaum finden. Gleich nachher wurde, angeblich durch den Erzbischoff von Mecheln, ein Breve in Preußen eingeschmuggelt, welches das Kölner Kapitel für ungesetzlich erklären, und möglichst allgemein verbreitet werden sollte. Eine königliche Kabinetsordre vom 9. April verbot aufs strengste derartige Contrebande und bedrohte die Verbreiter solcher Waare mit gerichtlicher Verfolgung. In der That fanden deshalb mehrere Verhaftungen statt. Das Kölner Kapitel vertheidigte sich gegen den Papst und dieser ließ nun wenigstens den Dr. Hüsgen als Verweser gelten, vorausgesetzt, daß derselbe sein Amt im Sinne des Erzbischoffs verwalten werde.

Dies war nun wenigstens ein Ruhepunkt im Streite, wenn auch kein Ende desselben.

In einem, am 31. Decemb. 1838 veröffentlichten Manifeste sprach die preußische Regierung die Hoffnung aus, daß der Papst die Stimme der Versöhnung und Weisheit hören werde; im entgegengesetzten Falle werde jedoch die pr. Regierung niemals auf eines ihrer Rechte, auf einen ihrer Ansprüche verzichten, welche der landesherrlichen Autorität in Bezug auf die Geistlichkeit der katholischen Kirche zustehn; sie werde Gerechtigkeit mit Milde vereinigen, den Irrenden Nachsicht, den Reuigen Verzeihung gewähren, aber dem, der hartnäckig in der Widersetzlichkeit verharre, die obrigkeitliche Macht und Strenge des Gesetzes fühlbar machen. Man wolle kein mit der Ehre, der Unabhängigkeit und Wohlfahrt des Staates vereinbares Mittel unversucht lassen, ein friedli-

ches und freundschaftliches Verhältniß mit Rom wieder herzustellen, aber keine Macht auf Erden solle vermögen, die Regierung an der Behauptung ihres Ansehens und ihrer Rechte zu hindern.

Rom gab aber nicht nach, behauptete vielmehr auf's ausdrücklichste, die Kirche müßte von der Staatsgewalt vollkommen unabhängig sein. Der Erzbischoff von Posen, Dunin, war wegen seiner alleinseligmachenden Umtriebe zu sechsmonatlicher Festungsstrafe und Amtsentsetzung verurtheilt worden. Statt auf einer Festung ließ man ihn jedoch ohne strenge Bewachung so frei in Berlin leben, daß er (5. Octb. 1839) diesen Umstand nützte, um nach Posen zu entfliehen. Dort wurde er jedoch sogleich wieder festgenommen und nach Kolberg gebracht. Im April desselben Jahres erhielt der Erzbischoff von Köln zur Herstellung seiner Gesundheit und gegen Verpfändung seines Ehrenwortes die Erlaubniß, sich nach seinen Gütern in Münster zu begeben. Dies schien mit dazu beizutragen, einen fernern offnen Friedensbruch zu verhüten und die Angelegenheit ruhte daher, nachdem sie allerdings Lärm genug gemacht hatte, um endlich Ueberdruß zu erregen. „Aber immer," schrieb man damals, „ist es für Preußen ein häßlicher Conflict zwischen geistlicher und weltlicher Macht! Vor dem Wahne des Pöbels steht der Priester unabhängig da von der letztern, und ist Diener einer höhern fremden Gewalt, in deren Geheimnisse er eingeweiht ist. Die rohe Masse knüpft an ihn die feierlichsten Erwartungen von Ewigkeit, Strafen und Belohnungen nach dem Tode. Die Stimme der Kirche tönt noch über das Grab hinaus, und ihre Diener ergreifen das innere ge-

heime Leben der — frommen Schafe, denen sich der klügere Egoist, um seiner Zwecke willen, gern beigesellt, wie der westfälische, rheinische und polnische Adel bei dieser Gelegenheit nur gar zu gern gethan hat. Religionsgefahr, ob sie schon niemals existirt, ist dem Unwissenden furchtbarer, als Vaterlandsgefahr. Indem er seine Götzen — die Priester — bedroht sieht, glaubt er die Gottheit selbst bedroht, und wenn die Anmaßungen der Priester beschränkt werden, meint er die Gebote Christi verletzt, welcher Gehorsam gegen den Staat lehrte. Die Gewohnheit des Irrthums ist mächtiger, als die Erkenntniß desselben."

Man machte es damals Preußen zum Vorwurf, daß dasselbe überhaupt jemals ein Konkordat mit Rom geschlossen hätte; allein man vergaß, daß Preußen nicht gut anders gekonnt hatte, wenn es die (an Frankreich gränzenden) Rheinprovinzen und die (an Polen gränzenden) östlichen Provinzen in Gutem erhalten wollte. Fern sei es auch, das ganze Benehmen der preuß. Regierung in dieser Sache nach dem ersten gewaltsamen Schritte (der Verhaftung des Erzbischofs,) feig nennen zu wollen; es war, natürlich, nur mild und christlich nachgebend. Bei Milde und Nachgibigkeit ist nur leider nichts zu gewinnen und man hätte es in Deutschland damals gern gesehen, wenn Preußen eine ganz andre Sprache gegen Rom geführt hätte. An Aufmunterung dazu fehlte es trotz aller Pfaffenumtriebe nicht. Es gingen z. B. von allen Seiten auch katholische Zuschriften in Berlin ein, welche hofften und baten, daß man in der Angelegenheit kein Haar breit nachgeben möchte. Selbst Belgien, wo eine Partei den

Fanatismus im katholischen Preußen nach Kräften zu nähren suchte, lieferte auch solche Zuschriften, die den Obskuranten entgegenarbeiten sollten. Da vergaß man aber wieder, daß die preußische Regierung nicht sowohl gegen den Obskurantismus, sondern vielmehr nur für die Unumschränktheit ihrer „Staatsgewalt" kämpfte. Hätte sie dem Obskurantismus entgegenarbeiten wollen, so hätte sie auch den Gesandten von Bunsen nicht erst wieder nach England, sondern am besten gleich in ein Irrenhaus schicken sollen. — Das schlaue Rom, welches sich von jeher den Rücken freihielt, um fort und fort seine freche Stirn zeigen zu können, hatte gegen den westfälischen Frieden, gegen die Beschlüsse des Wiener Kongresses und überhaupt stets gegen Alles protestirt, was nicht ganz in seinem Sinne und zu seinem Vortheil war, und die Regierungen waren hinterdrein doch — nicht etwa feig, bornirt oder heuchlerisch, sondern — artig genug, Konkordate mit dem schlauen Rom abzuschließen. Auch jetzt ließ es die Sache lieber ein wenig ruhen, um sie nicht etwa zu einem unvortheilhaften Abschluß kommen zu lassen, und die preußische Regierung war wieder — artig genug, sich den Waffenstillstand gefallen zu lassen, statt der babylonischen Hure ein für allemal energisch die deutsche Thür zu weisen. In der letzten Abtheilung dieses Buches wird noch einmal von der Kölner erzbischöfflichen Angelegenheit die Rede sein müssen. —

VIII.

Fromme Erscheinungen im katholischen Deutschland.

„Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte Leute — —
Blase jeder, was er kann,
Lichter aus und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!"
A. v. Chamisso.

In Baiern waren im Laufe von noch nicht zehn Jahren, bis 1835, bereits 55 Klöster entstanden und der Papst konnte sich daher über die Aufhebung derselben in dem gottlos gewordenen Spanien schon ein wenig trösten. Eine besondere Freude erlebte München in dem genannten Jahre, denn es wurde ihm befohlen sein altes bis 1808 giltiges Stadtwappen: ein Mönch mit dem Evangelienbuch, wieder anzunehmen. Im August wurde daselbst sogar eine Klostererrichtungscommission (weil man noch nicht genug hatte) organisirt, und in Augsburg eröffnete man eine Subscription für ein den Jesuiten zu errichtendes Denkmal. Wallfahrten zu Wunderbildern, Ablaßhandel und Begeisterung für die Jesuiten wurden auf's eifrigste genährt und gefördert. Freilich konnt' es in dem überdies zum großen Theil protestantischen Lande nicht fehlen, daß auch viele Beschwerden über die Begünstigung all jener schönen Sachen laut wurden. So ging z. B. bei den Ständen im J. 1837 gegen die Consistorien zu München und Speier eine Beschwerdeschrift von mehr als 200 Predigern und Laien ein, um über den Glaubenszwang

und die gesetzwidrige Begünstigung des Mysticismus durch die kirchlichen Behörden Klage zu führen. Die guten Leute hätten sich die Mühe sparen können. — Im J. 1838 wurde in München ein Garnisonprediger seines Amtes entlassen. Der Mann hatte in einer Predigt geäußert, daß man es dahin gestellt sein lassen möge, ob Christus vom Teufel in tiefsteigener Person, oder von einem vielleicht von der Priesterschaft gedungenen bösen Menschen versucht worden sei. Diese Aeußerung war nun schon freigeisterisch genug, noch schlimmer aber eine andre: daß man die Heiligenbilder verschwenderisch putze und die Armen darben lasse. Der gute Prediger hatte freilich gegen die Wahrheit gesündigt, wenn er Zweifel an der Person des Teufels äußerte, während dieser doch sichtbar genug in ganz Baiern sein Wesen trieb. Viel böses Blut erregte damals bei der protestantischen Bevölkerung die Weisung, daß, so oft die Monstranz auf der Straße erschiene, der Soldat, auch wenn er Jude oder Protestant, sein Knie beugen solle. Es protestirten gegen den Götzendienst auf Kommando außer Protestanten und Juden selbst katholische Offiziere und man ermäßigte darauf den Zwang insoweit, daß Nichtkatholiken sollten abtreten dürfen, wenn es in die Kirche selbst ginge. Die Kniebeugung blieb aber. Die protestantische Landwehr weigerte sich derselben (1839), und man erklärte der Landwehr, es handle sich um keine gottesdienstliche Handlung ihrerseits, sondern nur um ein militärisches Salutiren. Das war nun freilich eine ganz neue köngl. baiersche Erfindung, daß die Soldaten das Gewehr auf den Knien präsentiren sollten! Besonders eifrig protestirte, trotz aller Gegenreden, die

Regensburger Landwehr, welche in der Sache auch das Münchner Oberconsistorium um Rath fragte, von diesem aber keine Antwort erhielt. Dasselbe Oberconsistorium erließ damals ein Rescript, worin nur Solche einer pfarramtlichen Anstellung für fähig erklärt wurden, welche sich ohne irgend eine Abweichung zu dem altlutherischen Lehrbegriff bekennten. Den protestantischen Landwehrmännern gestattete man endlich, daß sie sich loskaufen könnten, was in Regensburg sogleich etliche hundert thaten, bis sie am Schlusse des genannten Jahres von der Regierung solcher Pflicht enthoben wurden. Die censirte baierische Presse benahm sich dazumal äußerst artig gegen die Protestanten. Eine in Regensburg erschienene Brochüre verglich die Protestanten mit Hunden, vor die man das Heiligthum nicht werfen dürfe, und die Erziehung der Kinder in der protestantischen Konfession nannte sie eine schreckliche Sünde, eine schauderhafte Handlung. Sehr streng verfuhr man dagegen wider alle in protestantischem Sinne geschriebene Schriften. In München bildete sich damals ein Missions-Ludwigs-Verein, um den katholischen Glauben in Asien und Amerika auszubreiten, wozu jeder Theilnehmer wöchentlich einen Kreuzer zahlen sollte. „Einen dritten Theil davon (schrieb man) erhalten die Franziskaner in Jerusalem, und die Münchener Bäckergesellen führten zum Besten dieser einen Tanz auf, für welchen die Mönche einmal Messe lesen wollten." In Regensburg zündeten die Franziskaner öffentlich ein Feuer an, damit die Bauern Stöcke hineinhalten könnten. Ins Feld gesteckt sollten diese gegen den Hagel schützen. In

München entstand eine Fabrik, welche nichts als Ablaßringe fertigte, daß Stück zu 6 Kreuzer.

Auch in Oesterreich zeigte sich der katholische Eifer in seiner Glorie und Josef II. Toleranzedikt existirte nur noch dem Namen nach. Katholische Pfarrer weigerten sich geradezu, gemischte Ehen einzusegnen, und daß man in der kölnischen Angelegenheit für den Erzbischoff Partei nahm, bedarf kaum der Erwähnung. Im Octobr. 1838 wurde sogar eine Kommission zur Prüfung von Josef II. Verordnungen in Betreff der gemischten Ehen niedergesetzt, und gleichzeitig fanden die Jesuiten kräftigen Vorschub, die sich bereits in Linz, Innsbruck, Lemberg und Grätz eingenistet hatten.

In der folgenden Abtheilung dieser Geschichte wird sich noch viel Erbauliches über die fortschreitende und wachsende Frömmigkeit der Deutschen sagen lassen. Gegenwärtig wird es indeß nöthig, den Blick wieder einmal verschiedenen rein weltlichen Angelegenheiten zuzuwenden, welche dem deutschen Michel von der Vorsehung vielleicht nur deßhalb gegeben wurden, um ihn nicht gar zu tief in Frömmigkeit und Kirchlichkeit versinken zu lassen. —

IX.

Die Hannoversche Verfassungsangelegenheit.

„O armer Gaul aus edlem Sproß,
Wie bist du zugeritten!
Wie hast du, einst ein Feuerroß,
So ruhig dies gelitten!
Ein jeder hat an dich jetzt Recht
Und übt es aus mit Prügeln,
Und hält für dich noch manchen Knecht,
Um tüchtig dich zu striegeln."

Im J. 1837 starb Wilhelm III., der König von England und Hannover, und da die weibliche Linie im deutschen Königreiche nicht succedirt, so mußte Hannover nunmehr einen eigenen König erhalten und dieser war der Bruder des verstorbenen, der Herzog Ernst von Cumberland. Dieser reiste am 25. Juni von London ab nach Hannover, wo er am 29. die Ständeversammlung sogleich vertagte und am 5. Juli ein Patent erließ, des Inhalts: „daß das Staatsgrundgesetz von 1833 seinen auf das Wohl der getreuen Unterthanen gerichteten Wünschen nicht entspreche, daß er in formeller wie in materieller Weise sich dadurch nicht gebunden erachte, daß es daher sein Wille sei, die Frage, ob es modificirt oder durch die frühere Verfassung wieder ersetzt werden solle, genau prüfen zu lassen, und dann die gemeinen Stände einzuberufen, um ihnen seine Entschließung zu eröffnen. Dies Patent hatte keiner der auf die Verfassung verpflichteten Minister mitunterzeichnet; letzteres Amt hatte dagegen ein Herr von Scheele übernommen. Für nöthig mochte

der neue König doch halten, eine Erläuterung über sein Recht, die Verfassung umzustoßen, zu veröffentlichen, und dies geschah am 19. Juli. Die Erläuterung berief sich auf die angeblich mangelhafte Art, wie die letzte Verfassung ins Leben getreten sei; der König habe als Herzog von Cumberland keine Accessionsurkunde ausgestellt, es seien von verschiedenen Seiten her dagegen Protestationen erfolgt, und so sei der Status quo von 1819 schon unmittelbar selbst dadurch geboten, so daß die damals thätig gewesenen Stände nun jetzt Vorschläge zu einer neuen dritten Constitution thun müßten. Zur Unterstützung dieser Rechtsfrage wurde auch sofort eine Commission niedergesetzt, an deren Spitze jener Herr von Scheele stand.

Dieser Schritt des Königs, welchen man nicht anders als Willkür nannte, erregte das größte Aufsehen in ganz Deutschland und wenn bei den Deutschen etwas nur großes Aufsehen erregt, so haben dieselben schon genug gethan. Daß die Erläuterung (insofern der König z. B. bemerkte, seine Zustimmung als Herz. von Cumberland zur Verfassung sei nicht eingeholt worden) meist Unsinn enthielt, mit welchem man Hannover und ganz Deutschland abzuspeisen beliebte, brachte keine bessere Wirkung hervor, als großes Aufsehen! Der König mußte wohl wissen mit wem er's zu thun hatte.

Mehre deutsche Ständeversammlungen (Baden, Sachsen, Baiern) ergriffen allerdings das Wort in Betreff dieser Angelegenheit; allein, daß dies die Sache nicht ändern konnte, versteht sich von selbst. Man wußte es inzwischen in Hannover so einzurichten, daß die zur Prü-

fung niedergesetzte Commission entschied, der König sei nicht an das Staatsgrundgesetz gebunden. Am 4. October erschien eine Proclamation, wodurch die am 19. Juni vertagte Ständeversammlung nun aufgelöst wurde. Zugleich wurde durch ein Patent das Kabinetsministerium aufgehoben. Beide Documente hatte der Herr von Scheele unterzeichnet. Ein drittes Patent motivirte jene königlichen Befehle dadurch, daß die Verfassung von 1833, laut der Erklärung, welche die 1819 gebildete Ständeversammlung noch am 30. April 1831 beim Kabinetsministerium eingereicht habe, durch einhelliges Zusammenwirken des Königs und der Stände hätte zu Stande gebracht werden sollen; allein dies einhellige Zusammenwirken habe gefehlt, folglich sei die Verfassung von 1819 nicht rechtlich aufgehoben, wohl aber der Artikel 56 der Wiener Schlußakte von 1820 verletzt worden. Er, der König, habe sie wiederholt zu unterzeichnen verweigert, weil sie seine agnatischen und Regierungsrechte sogar beeinträchtigte, (da sieht man also, daß ein Fürst nicht da ist, um zum Besten eines Volks zu regieren, sondern daß das Volk da ist, um zum Besten eines Fürsten regiert zu werden! Dieser König sah allerdings, mit wem er es zu thun hatte!) und so könne er auch mit der aus ihr hervorgegangenen Ständeversammlung nicht über eine neue Verfassung berathen, sondern habe letztere auflösen müssen; doch sollten die daraus hervorgegangenen Gesetze und Verordnungen einstweilen in Kraft bleiben. Die Stände des Reichs von 1819 würden unverzüglich zusammenberufen und mit ihnen sollte berathen werden; künftig sollten diese alle 3 Jahre, 3 Monate zusammentreten.

Am 12. November fand eine neue Organisation des Kabinetsministeriums statt und es wurde ein neuer Dienst- und Huldigungseid ausgeschrieben, der nur auf den König und seine Nachfolger, nicht aber auf die Verfassung zugleich gerichtet war, und nun traten sieben Göttinger Professoren (die beiden Grimm, Albrecht, Ewald, W. Weber, Gervinus, Dahlmann) mit einer, versteht sich unterthänigen, Vorstellung gegen das Patent vom 1. November und der Erklärung auf: daß ihnen ihr Gewissen nicht erlaube, den abgeforderten Huldigungseid abzulegen. Diese ihre beim Curatorium eingereichte Schrift sollte ihnen zwar als unüberreicht zurückgestellt und der Schritt so ignorirt werden; allein sie beharrten dabei, Deutschland wagte zu applaudiren und die Göttinger Studenten brachten ihnen ein Vivat. Die Universität überhaupt folgte hernach dem Beispiele der Sieben. Als ihre Entlassung verlangt wurde, erklärte man ihnen (11. December), daß sie verabschiedet wären. Jakob Grimm, Dahlmann und Gervinus als Ausländer mußten binnen drei Tagen das Land verlassen, obwohl sie darin weit heimischer waren, als der zum deutschen König gewordene englische Herzog Cumberland, der freilich ein königlicher Ruhestörer war und daher das Bestehende willkürlich und ungezüchtigt umstoßen durfte. Zahlreiches Militär verhinderte ein weiteres Vivat für die Scheidenden. Deutschland jubelte indeß den Sieben allenthalben Beifall zu und veranstaltete eine Subskription für dieselben. Dies Vergnügen konnte der König von Hannover den Deutschen schon gönnen, der, wie gesagt, recht gut wußte, mit wem er's zu thun hatte.

Der gnädige König verhieß übrigens seinen Unterthanen

vom 1. Juli 1838 an einen Steuererlaß von 100000 Thalern, und da die ständische Steuerverwilligung nur bis zum 30. Juni 1838 ging, so verschenkte der huldreiche König also etwas, was noch gar nicht da war. Hinsichtlich der Steuerverwilligung hatte er aber, wie man schon gesehen hat, den deutschen Bundestag auf seiner Seite. Wenn eine solche Ersparniß möglich war, so hätte sich alsdann der Erlaß eigentlich von selber verstehen müssen; das eigentliche Verständniß der Dinge darf aber in dem durch Uneigentliches reich gesegneten Deutschland nicht gedeihen. Gleichwohl erlaubten sich einige Unterthanen auch einige halbe Gegenmaßregeln; da einmal das Bestehende vom König gestürzt war, so hätten sie weiteres Umstürzen vor Gott und ihrem Gewissen verantworten können; allein in Deutschland steht ein König einmal noch über Gott und Gewissen. Einige Städte (Osnabrück, Emden, Stade) leisteten zwar den Huldigungseid, aber „mit Vorbehalt aller gesetzlichen Schritte zur Aufrechthaltung des Staatsgrundgesetzes," weil sie von dem Eide, den sie auf dieses geleistet, nicht entbunden werden konnten. Aehnliches geschah auch an andern Orten. Der König mochte indeß all dies als Possenspiel betrachten; er blieb fest und waltete unumschränkt — und warum nicht, da man unumschränkt über sich walten ließ? Die „ohne Urtheil und Recht abgesetzten" Professoren mochten immerhin protestiren.

Uebrigens schloß der König, ebenso eigenmächtig d. h. ohne ständische Einwilligung, ein Zollkartell mit Preußen, dem auch Braunschweig beitrat. Als die Universität am 17. September ihre erste Sekularfeier hielt, überreichte man dem König eine Bittschrift zu Gunsten der

seit sieben Jahren eingekerkerten politischen Gefangenen, worauf jedoch abschlägliche Antwort erfolgte; vielleicht weil ein Gewähren hierin wie eine captatio benevolentiae ausgesehen hätte, die der König nicht für nöthig hielt.

Am 7. Jan. 1838 berief derselbe für den 20. Februar die Ständeversammlung nach der Verfassung von 1819, um einen neuen Verfassungsentwurf zur Berathung und Annahme vorzulegen. Der Entwurf (aus 142 § bestehend) gestand den Ständen gewissermaßen Steuerbewilligung, außerdem aber nur Zuratheziehung zu; die Domänen und Regalien bildeten ein Fideicommiß des Königs, aus welchen er 2300000 Thaler als Beitrag der Staatsbedürfnisse zu geben versprach; die Minister waren nur ihm verantwortlich; der Kronprinz hatte eine Accessionsurkunde auszustellen, doch von der Zustimmung der Agnaten war keine Rede. Anleihen könnten zwar nur mit Bewilligung der Stände gemacht werden, aber in außerordentlichen Fällen hatte der König das Recht, bis zum Betrage einer Million borgen zu können; die Domänen und Regalien sollten nicht mit Schulden belastet werden können, insofern sie nicht zur Bestreitung außerordentlicher Ausgaben als Hypothek eingesetzt würden. Der Druck der Protokolle der Sitzungen durfte nur die Angabe der Tagesordnung, die zur Diskussion gestellten Anträge und das Resultat der Abstimmung enthalten. Die Zahl der Deputirten aus den Städten (37, ungerechnet 9, die der König ernannte,) wurde von der Zahl derer aus dem Bauernstande (38), welche von ihren Grundherren sehr abhängig waren, leicht überstimmt, und in der ersten Kammer hatte kein Bürgerlicher Zutritt.

Es fehlte, wie der Verlauf der Geschichte der ersten Ständeversammlung zeigt, nicht an Protestationen u. s. f. Allein mit Protestationen ist freilich wenig geändert, wenn der Protestirende nicht etwa zugleich ein so mächtiger Mann wie der heilige Vater in Rom ist, mit dem man trotz aller Uneinigkeit hinterdrein doch noch Koncordate abschließt.

Mit Mehrheit einer Stimme ging am ersten März ein Antrag auf den Druck der Verhandlungsprotokolle durch. Der Deputirte von Göttingen sprach sich gleich zu Gunsten des Staatsgrundgesetzes von 1833 und also der Incompetenz der jetzigen Ständeversammlung aus. Mehrere Deputirte verließen die „incompetente" Versammlung bald wieder. Diese beschloß in der Noth, die Competenzfrage auf sich beruhen zu lassen, und nachdem sie vorläufig ihren Hauptzweck erfüllt, d. h. nachdem sie provisorisch (nach Maßgabe der Verfassung von 1833) die Steuern auf ein Jahr bewilligt hatte, wurde sie auf 14 Tage vertagt. (Hätte man eine längere Frist gestellt so würden die Wähler Zeit erhalten haben, neue Wahlen zu treffen u. s. f.) Schon vorher (9. März) hatte Osnabrück bei der Bundesversammlung eine Vorstellung eingereicht, welche Wiederherstellung der Verfassung von 1833 oder wenigstens die Verfassung von 1819 in ihrer Integrität beantragte. Man genehmigte den versprochenen Steuererlaß mit der Bemerkung, daß S. Majestät künftighin die verfassungsmäßige Rücksprache mit den Ständen vor Erlassung eines solchen Versprechens zu nehmen — verpflichtet sei? — nicht doch! geruhen möchte. Nach Ablauf der Ferien sah man in der ersten

Sitzung der zweiten Kammer von 73 nur 29 Mitglieder, während doch zur Fassung eines Beschlusses mindestens 37 nöthig waren. Es konnte daher blos ein Kabinetsschreiben vorgelegt werden, welches nur summarische Zusammenstellung der Verhandlungen in der Hannöv. Zeitung gestattete. Am 3. Mai stieg die Zahl der Abgeordneten endlich auf 37. Der Abgeordnete der Stadt Hannover gab sogleich die Erklärung der Stadt zu Protokoll, daß dieselbe keinen Rechten von 1833 entsage und kein Grundgesetz anerkenne, als das von 1833, bis letzteres durch ein andres auf gegenseitige Vereinbarung begründetes ersetzt sei. Noch mehrere Abgeordnete hatten sich allmälig eingefunden, als urplötzlich am 26. Juni die Vertagung der Stände von Osnabrück aus erfolgte, wohin sich der König begeben hatte, nachdem die zweite Kammer am 25. Juni den Beschluß gefaßt, daß eine Aenderung oder Aufhebung des Grundgesetzes nur mit Einwilligung der grundgesetzlichen Stände möglich sei. Gleich nach ausgesprochner Vertagung unterzeichneten 28 Abgeordnete eine Vorstellung an die Bundestagsversammlung, und sendeten dieselbe Tags nachher ab. Sie rechtfertigten ihre ganze Handlungsweise, indem sie theils das willkürliche Verfahren des Hannoverschen Kabinets schilderten, theils eine Eingabe der Hannoverschen Bundestagsgesandtschaft als Ursache ihres Schrittes bezeichneten, da diese unterm 25. Mai die opponirenden Mitglieder der Ständeversammlung als im Dunkeln schleichende Feinde des Rechts und der Ordnung geschildert hatte, diese Eingabe aber sogleich zur Veröffentlichung gekommen war. Ebenso wurde gerügt, daß die Kammer 34 königliche Diener als

Abgeordnete hatte aufnehmen müssen. Mehrere Wahlkorporationen hatten nur hierauf gewartet, um ebenfalls ihre Beschwerden an den deutschen Bund zu senden; dieser aber antwortete ihnen am 6. September, daß er ihre Berechtigung zu solchen Beschwerden nicht für begründet halte, doch sprach er zugleich gegen den König den Wunsch aus, alle Zerwürfnisse baldigst beseitigt zu sehen.

Wie mißlich sie auch zusammengekommen und obwohl sie nicht als rechtlich begründet zu betrachten war, so war diese Ständeversammlung doch faktisch vorhanden gewesen. Der König hatte in seiner kurzen Eröffnungsrede versichert: „daß ihm Willkür fern und der vorzulegende Verfassungsentwurf auf die Grundsätze gebaut sei, bei welchen deutsche Völker so lange glücklich gewesen wären.“ Obwohl es Thronreden überhaupt, zumal deutschen, nie an ironischem Humor fehlt, so war diese Hannoverische doch humoristischer als irgend eine.

Am 15. Februar 1839 traten die Stände wieder zusammen, doch waren fast sämmtliche Mitglieder der Opposition vom vorigen Jahre ausgeblieben. Die Verhandlungen leitete ein königliches Schreiben ein, worin erklärt wurde: daß der Wille des Königs wohlüberlegt und unerschütterlich sei. Keinerlei Berathung über den Verfassungsentwurf sei ferner gestattet; nur die Verfassung von 1819 bestehe, sowohl nach der königlichen Erklärung bei Antritt der Regierung, wie in Folge der Adresse und des Zusammentritts der Stände selbst vom 9. März 1838, worin sie bekannt hätten, nach Maßgabe der Verfassung von 1819 versammelt zu sein. Die Landeseinkünfte würden künftig in eine königliche und eine Generalsteuerkasse fließen, erstre

aber nur unter königlicher Administration stehen und 365000 Thaler zum Militäretat zuschießen, obschon eine Verbindlichkeit nicht vorhanden sei." In der zweiten Kammer fanden sich 23 Abgeordnete gar nicht ein; eine neue Protestation gegen die Beschlüsse der vorjährigen Versammlung ward beim Bundestag eingereicht, und unter solchen Umständen vertagte der König die Stände schon am 2. März wieder auf unbestimmte Zeit, indem er die nichterschienenen Abgeordneten zugleich als solche erklärte, die resignirt hätten und also durch neue Wahlen zu ersetzen seien.

Man muß den guten Hannoveranern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie bei den nun vorgeschriebenen Wahlen sich bemühten ihr Recht — besonders durch Nichtwählen — zu wahren; ja die Regierung leitete sogar eine Untersuchung wegen Wahlumtriebe ein. Nach unendlicher und vergeblicher Mühe, neue und zwar der Regierung günstige Wahlen zu erzielen, berief der König die Stände im Mai wieder zusammen. Sie sollten am 28. Mai zusammentreten, hauptsächlich der Steuerbewilligung wegen. Indeß wollte man ihnen auch erlauben, den allgemeinen Wunsch des Landes zu einer Vereinbarung, weitern Ausführung und Ergänzung der in dem königlichen Patente vom 7. September 1819 enthaltenen Bestimmungen auszusprechen, welcher denn gern berücksichtigt werden würde. Nur unter denselben mißlichen Umständen wie früher wurde die Kammer am 6. Juni (statt am 28. Mai) mit genauer Noth vollzählig gemacht, und sie votirte schnell das Budget. Um dieselbe Zeit hatte der König den Stadtdirektor Rumann in Hannover, der ihm von

Anfang an mißliebig gewesen, seines Amtes enthoben und statt seiner einen königlichen Kommissar zum Vorsitz im Stadtrath ernannt. Diesen Kommissar warf man jedoch, als er sein Amt wirklich antreten wollte, zum Fenster hinaus. Es herrschte damals außerordentliche Gährung, besonders in der Stadt Hannover, wo auch der Magistrat in Anklagestand versetzt wurde. Deutsche Gährung will jedoch in dieser neuen Zeit nicht viel sagen. Beim Bundestage fanden die Hannoveraner nichts weniger als Vorschub und trotz alles Protestirens und Tobens that der König, was er wollte. Viele Ortschaften weigerten sich unter solchen Umständen, die Steuern zu zahlen und mehrere Facultäten erklärten, daß man zu dieser Weigerung berechtigt sei. Es handelte sich aber nicht um ein Recht, sondern um den Willen des Königs, und wer gegen diesen sein Recht sucht, der brütet nach Erklärung des Königs von Preußen (s. oben) auf Untreue. Man pfändete diejenigen aus, welche Steuerzahlung verweigerten und wendete überdies militärische Hilfe gegen sie an. Der König errichtete damals, statt des bisherigen geheimen Rathscollegiums, einen Staatsrath. Uebrigens kann bemerkt werden, daß die Regierung dieses protestantischen Königs den Weihbischoff und dessen ganzen Klerus in Osnabrück, obwohl dieser in der auffälligsten und ärgsten Weise gegen den Protestantismus schmähte, äußerst freundlich behandelte, weil — diese Geistlichen gegen das Staatsgrundgesetz minirten.

Zwar trat in dem Hader zwischen Volk und König noch sobald keine Pause ein; indeß mag hier wenigstens in der Erzählung eine solche eintreten, indem das weitere

der folgenden Abtheilung verspart bleibt. — Obwohl die deutschen Fürsten eigentlich keiner Lehre bedürfen und ihre Selbstständigkeit auch in jener Zeit genügend bewiesen, so ist doch wahr, daß sie zum Theil durch das Jahr 1830 ein wenig eingeschüchtert worden waren; um so freudiger war daher das Erscheinen des Herzogs von Cumberland zu begrüßen, der den fürstlichen Herren in Deutschland zeigte, wie man mit dem deutschen Volke umspringen kann, wenn man nur den rechten Willen hat.

X.

Zeichen des Fortschritts.

Bald wird das vereinigte Volk der Germanen
Umschlingen dasselbe Bruderband,
Dieselbe Linie von Douanen,
Die Zöllner reichen sich zärtlich die Hand.

H. Heine.

Abgesehen von der rebellischen Zeit der Jahre 1830 bis 31 zeichneten das mit 1839 zu Ende gehende Jahrzehnt in Deutschland drei besonders wichtige Erscheinungen aus. Von zwei derselben, der kölnischen Erzbischoffsangelegenheit und der Hannoverschen Verfassungsfrage ist hier zum Theil bereits gesprochen worden; die dritte ist die Gründung des großen deutschen Zollvereins. Die Anfänge dieser von Preußen ausgehenden Schöpfung sind

auch bereits beiläufig früher erwähnt worden. Nach zahllosen Verhandlungen und während es immer neu auftauchende Hindernisse zu besiegen gab, kam endlich mit Ablauf des Jahres 1833 eine umfassendere Vereinbarung deutscher Staaten zu einem gemeinschaftlichen Handelssystem unter dem Namen deutscher Zollverein zu Stande. Freilich konnte auch in dieser Hinsicht noch nicht von deutscher Einheit die Rede sein, denn die österreichischen Bundesländer, Hannover, Oldenburg, Braunschweig und mehre andere Länderchen traten dem Vereine nicht bei, aber ein Schritt zur (wenn auch noch sehr einseitigen) Einheit war denn doch gethan und von der Nordsee bis zum Bodensee fielen nun die Schlagbäume.

Schreitet Deutschland in gleicher Weise, wie von 1815 bis 1834, auch in künftigen Zeiten der Einheit näher, so darf man hoffen, daß nach Ablauf des dritten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung jene Einheit vollständig erlangt sein werde.

Die Opposition deutscher Kammern concentrirt nicht immer ihre Kraft auf solchen Punkten hinlänglich, wo es dem Vortheil des deutschen Volkes am zuträglichsten wäre, und sie kämpft bisweilen sogar gegen jenen Vortheil. So geschah es z. B. in Baden (und auch in andern Staaten) wo man den Anschluß an den Deutschen (oder, wie man ihn immer nannte, den preußischen) Zollverein durchaus nicht wollte (1835.) Eine zur Begutachtung des Anschlusses niedergesetzte Kommission war fähig, denselben zu — verwerfen! Als aber am 2. Juli 1835 die Sache zur Abstimmung kam, wurde der Anschluß genehmigt. Der Großherzog war allerdings schon ohne die Stände

am 12. Mai provisorisch dem Zollverband beigetreten und einige, sonst ehrenwerthe Oppositionsmitglieder konnten nur nicht begreifen, daß etwas rechtes und nützliches auch ohne ihre Zustimmung geschehen könnte. Während sich, wie erwähnt, die meisten kleinern Staaten dem Verein nach und nach anschlossen, trat Braunschweig und Hannover, nebst Oldenburg, zu einem besondern Zollvertrag zusammen, (21. Jan. 1835). Unter den freien Städten trat im Februar 1836 Frankfurt dem großen Verein bei, während sich Bremen und Hamburg fortwährend auf sich allein verlassen wollten, und ihre Abgeschlossenheit der deutschen Einheit vorzogen.

Auf die letztere wirkten, abgesehen vom Zollverein, einzelne deutsche Fürsten in gütiger Vorsorge auch noch dadurch hin, daß sie sich entweder gar nicht oder doch nicht standesgemäß vermählten und also der Hoffnung größern Raum ließen, daß sich in Ermangelung von Erbprinzen bald einige der Städtchen verschmelzen könnten. Eine noch schönere Hoffnung gewähren aber deutsche Fürstenhäuser ihren Völkern dadurch, daß sie sich mehr und mehr mit ausländischen Regentenfamilien, besonders mit der russischen, verschwägerten, und man darf sich daher schon an dem erhebenden Gedanken weiden, daß Deutschland, vielleicht in nicht ferner Zukunft, in eine einige russische Provinz werden verwandelt werden. Vielleicht widerfährt schon den Enkeln solches Heil — und wir Jetztlebenden können uns inzwischen mit dem Heile trösten, daß die russische Herrschaft dann über unsern Gräbern walten wird.

Seit dem Jahr 1836 begann sich Deutschland rasch

mit Eisenbahnen zu bedecken, welche nicht wenig zur Förderung der Einheit beitragen mußten — Freilich auch zur Förderung des Kosmopolitismus, dessen Beute, einer alten Sage zu Folge, Deutschland werden soll.

Nachdem ein großer Theil des Gesammtvaterlandes hinsichtlich des Zollsystems bereits unter einen, freilich noch nicht gegen jeden Windstoß gesicherten, Hut gebracht war, begann man auch ernstlicher an eine Vereinbarung hinsichtlich der Münzen, Maaße und Gewichte zu denken. Bereits im Sommer 1836 wurden deshalb Conferenzen zu München von Abgeordneten aller Vereins-Staaten gehalten, doch kam man noch nicht sogleich zum Ziele. Ähnliche Münzkongresse fanden 1837 wieder zu München und 1838 zu Dresden statt. Hinsichtlich des Münzfußes einigte man sich endlich, wie die Folge lehren wird, denn sogleich war dies nun einmal nicht möglich, weil es in Deutschland heißt: Gut Ding will Weile haben. Auch hinsichtlich der Ellen und Metzen blieb vorläufig noch jedes Deutschländchen souverän und nur der Bundestag mißt alles nach der seinigen.

Preußen mußte, abgesehen von andern Ursachen in seinen östlichen Provinzen fort und fort durch die russische Gränzsperre leiden. Daher ließ man es sich auch im Innern doppelt angelegen sein, allerhand Verbesserungen einzuführen. So verfügte z. B. 1835 das Obercensurcollegium in Berlin, daß über die verstorbenen Regenten (hinsichtlich der Lebenden verstand sich's von selbst,) keine ungünstigen oder nachtheiligen Urtheile mehr gefällt werden dürften, und vermuthlich hat auch der liebe Gott (welcher, wie man sagt, über Verstorbene einige Macht besitzt,)

jene Verfügung sogleich in den obern und untern Regionen bekannt machen lassen.

Von der Thätigkeit der baierschen Regierung ist bereits in vielfacher Hinsicht die Rede gewesen; außer dem Erwähnten geschah nun aber auch in Baiern vieles, was in den gegenwärtigen Abschnitt gehört. So erfreute der kunstliebende König im Jahr 1835 z. B. das ganze Land durch ein neues Reichswappen. Ferner entstand der Plan zu dem bedeutenden Werke, die Donau mit dem Rhein durch einen großen Kanal zu verbinden. Die Vollendung dieses und ähnlicher Werke gehört indeß erst der letzten Abtheilung unsrer Geschichte an, und es mag daher hier nur daran erinnert werden, daß bereits Karl der Große daran gedacht hatte, Rhein und Donau zu verbinden. (Im J. 793 brachte er den ganzen Sommer in seinem Pallaste St. Kilian bei Würzburg zu, um das Werk unter seiner Leitung entstehen zu lassen. Ein Kanal, 300 Ellen lang, sollte die Regnitz, welche in den Main und also in den Rhein geht, mit einem der Donau zuströmenden Flusse, welchen Eginhard Almonus nannte, verbinden. Verschiedene Umstände vereitelten jedoch das begonnene Werk und dieses gerieth endlich gänzlich in's Stocken, als der Kaiser durch die Kriege mit Sachsen, Sarazenen und Hunnen aufs Neue ins Feld gerufen ward.) Im nämlichen Jahre (19. October 1835) wurde auch die Pinakothek in München, eine treffliche Gemäldesammlung, eröffnet. Unter den mancherlei Kunstwerken, welche während dieser Periode in Baiern entstanden, sei hier nur noch der im October 1839 enthüllten Reiterstatue Kurfürst Maximilian I. erwähnt. Dieser verdiente

in Baiern gewiß ein Denkmal, denn „er betrieb die Bekehrung der Protestanten mit verfolgendem Eifer und wendete Millionen auf, alle Arten von Mönchen, besonders Kapuziner und Jesuiten, zu nähren und zu domiciliren. Tausende wurden aus ersterem Grunde von Haus und Hof vertrieben, denn Duldung schien ihm verdammungswürdiger Frevel. Er lieferte nach der Eroberung von Heidelberg die kostbare Bibliothek nach Rom aus (1623). Seine Maulesel transportirten sie über die Alpen und jeder Ballen hatte die Inschrift: Sum de Bibliotheca, quam Heidelberga capta Spolium fecit et Pontifici Maximo, Gregorio XV. trophaeum misit axi-milianus utriusque Bavariae Dux S. R. J. Elector.“

Viele der andern deutschen Staaten trugen ebenfalls das Ihre zum allgemeinen Besten bei. Koburg setzte im Jahr 1837 seine in ganz Deutschland berühmten Sechser außer Kurs. In Mainz wurde im nämlichen Jahre (August) unter großen Festlichkeiten Gutenbergs Denkmal enthüllt. Um dieselbe Zeit aber unterhandelte man noch immer umsonst mit den Holländern um die freie Rheinschifffahrt. Vielleicht zum Troste dafür und zugleich zur Ehre Gutenbergs erließ am 9. November die deutsche Bundesversammlung einen Beschluß zu Gunsten des literarisch-artistischen Eigenthums, insofern dies auf mechanischem Wege vervielfältigt werden kann und sicherte das Eigenthumsrecht wenigstens auf 10 Jahre zu, ein Zeitraum, welchen Preußen sogleich als zu kurz bezeichnete und auf 35 Jahre innerhalb seiner Gränzen erweiterte.

Eines der großartigsten Kunstwerke dieser Zeit sollte

in einem der kleinsten deutschen Länder entstehen. Es wurde nämlich beschlossen, in Lippe (Detmold) dem deutschen Helden Hermann, dessen Ruhm und Patriotismus freilich ein Bischen zweideutig ist, ein großes Denkmal zu setzen. Dieser Hermann war ein Rebell, wie sie in neuerer Zeit häufig erschossen und eingesperrt worden sind, und gleichwohl dachten die deutschen Fürsten so liberal, das Unternehmen seiner Verherrlichung zu billigen und zu fördern. Hermanns Gestalt, aus Kupfer getrieben, ist vierzig Fuß hoch und der Arm mit ausgestrecktem Schwert noch vierzig Fuß höher. Das Ganze steht auf einem thurmähnlichen Unterbau von 90 Fuß Höhe. Zehn Säulen reihen sich um den Thurm, durch Kreuzgewölbe verbunden, eine Krone bildend. Das Ganze, 165 Fuß hoch, ziert die alte Grotenburg, die Spitze des Teutoburger Waldes, 1246 Fuß über der Meeresfläche, nahe bei Detmold. Das heißt freilich: soll zieren, denn noch ist das seit 1838 begonnene Werk, zu welchem ganz Deutschland Beiträge zu steuern begann, nicht vollendet und wir werden desselben spätere Schicksale an geeigneter Stelle nachtragen.

XI.

Geschichte der einzelnen deutschen Staaten in den Jahren 1835—1840.

In den letzten Abschnitten sind großentheils Ereignisse und Erscheinungen erwähnt worden, welche mehr oder

minder das ganze Deutschland angingen und dabei konnte man sich in den süßen Traum wiegen, daß die deutsche Einheit so gut wie schon vollendet sei. Aber nachdem das Allgemeinere dieser Abtheilung erschöpft ist, wollen noch verschiedene Dinge erwähnt sein, welche nur einzelne Deutschländer angehen und man ist genöthigt, sich zu erinnern, daß die Karte von Deutschland ein sehr schönes buntes Ansehen hat. Da singt nun auch noch ein böswilliger Jemand:

„Ihr preist im Odenton
Die deutsche Nation —
Erlaubt mir nur den Einwand:
Ist denn Charpie noch Leinwand?"

Nun, betrachten wir denn die fernere Geschichte der Charpie und zwar, gleichsam zur heilsamen Selbsttäuschung, das größte Stück, welches, so gut wie jeder andre Fetzen, ein Ganzes für sich bildet, zuerst, nämlich Oesterreich.

In der Nacht vom 1. zum 2. März 1835 starb Kaiser Franz der Erste. Dabei ist weiter nichts zu erwähnen. Ihm folgte der zeitherige Kronprinz und König von Ungarn, Ferdinand, wobei noch weniger zu erinnern ist. Oesterreich steht unter der Regentschaft des Fürsten Metternich und ein Wechsel der Throninhaber konnte also wenig ändern, so lange nicht ein neuer Josef II. kam, und dieser kam allerdings nicht. Am 1. September desselben Jahres begab sich der Hof- und Staatskanzler Metternich, vom Kaiser begleitet, nach Teplitz, wo eine Zusammenkunft mit dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland stattfinden sollte.

Die letztern hatten einander schon in einem großen bei Kalisch gehaltenen Lustlager gesprochen und von dort trafen nun eine große Anzahl hoher Herrschaften in Teplitz ein. Dieser Ort sah damals auf einmal 49 Fürsten und 80 Prinzessinnen, welche sich eine Woche lang daselbst erlustirten und (29. Sept.) den Grundstein zu einem Denkmale General Ostermanns bei Kulm legten. Jedenfalls besprachen außerdem aber auch die Vertreter der drei Großmächte noch mancherlei sehr gewichtige Dinge bei dieser Zusammenkunft, wo der russische Kaiser den deutschen Fürsten verschiedene gute Hausregeln mitgetheilt haben mag. Incognito reiste Kaiser Nikolaus sodann noch geschwind nach Wien, um an Kaiser Franzens Gruft — andächtig zu beten.

Nach der Thronbesteigung Ferdinands zeichnete sich die österreichische Regierung indeß gegen frühere Zeit dadurch aus, daß man gegen politische Gefangene größere Milde zeigte und viele derselben sogar in Freiheit setzte. Im J. 1836 ließ sich Ferdinand, mitten unter den Schrecken der ausgebrochenen Cholera, als König von Böhmen krönen. (Damals starb zu Görz in Steiermark an der Cholera auch der achtzigjährige französische Exkönig Karl X.)

Um diejenigen Ereignisse, mit denen es die österreichische Regierung um jene Zeit in ihren nicht deutschen Provinzen zu thun hatte (z. B. mit den ungarischen und siebenbürgischen Ständen, den wilden Bosniern an der Südgränze, dem Räuber Schobri in Ungarn u. s. f.) können wir uns natürlich nicht kümmern. Eisenbahnen und ähnliche Dinge wurden sehr gefördert, freilich auch der Jesuitismus. 400 Tyroler Protestanten aus dem

Zillerthale wanderten 1837 wegen Bedrückung von Seiten des katholischen Klerus nach dem preußischen Schlesien aus. Im nämlichen Jahre fand auch wieder ein Ministerialkongreß zu Teplitz statt, dessen Verhandlungen aber sehr geheim gehalten wurden. Im J. 1838 begab sich der Kaiser nach Mailand, um sich dort unter großem Gepränge krönen zu lassen. Unterwegs ward in Innsbruck die Erbhuldigung von Tyrol angenommen und hier war es, wo, nach dem Berichte einer deutschen Zeitung, „die Allerhöchsten Herrschaften geruhten, dem Höchsten ihren Dank darzubringen." —

Auch von Preußen ist nachträglich noch einiges aus dieser Zeit zu erwähnen. Im J. 1835 zog das große Lustlager bei Kalisch, welches freilich auch seinen ernsthaften Zweck hatte, die Aufmerksamkeit auf sich. 40,000 russische Garden rückten von Petersburg gegen Polen hin und am 1. August landeten deren über 6000 in Danzig, um nach dem Lager bei Kalisch — welches auch Frankreich viel näher liegt, als Petersburg, — zu marschiren. Kalisch, so sagte man, hatte sich während der Revolution 1830—31 durch Treue und Ergebenheit ausgezeichnet und also jetzt die Gnade verdient, zum Mittelpunkt des großen Lagers erlesen zu werden. Eine ziemliche Anzahl Truppen gingen aus Preußen dorthin ab; zugleich auch Schauspieler, Schenkwirthe in Menge, Zelter, Breterhäuser und einige tausend Zentner Champagner. Die russischen Truppen sammelten sich im Lager vom letzten August an, während die russ. Regierung, zur Erhöhung der Feierlichkeiten vermuthlich, das Gerücht verbreitete, die revolutionäre Propaganda (eine der übrigen

Welt gar nicht mehr bekannte Dame) habe eine Anzahl Meuchelmörder zu einem Attentat gegen das Leben des Kaisers dahingesendet. Der letztere landete indeß in Danzig, um sich nach Kalisch ins Lager zu begeben, dessen Kosten zu 5 Mill. Thaler veranschlagt waren. Wie viele arme Schächer müssen schwitzen und arbeiten, bevor eine solche Summe mit einem Lustlager verschleudert werden kann! Am 31. Aug. kam der Kaiser mit Preußens König in Liegnitz zusammen, der zwischen dieser Stadt und der Festung Schweidnitz das 3. und 4. Armeekorps versammelt, nach Kalisch selbst aber ein preuß. Corps von Eliten, 6000 Mann stark, gesendet hatte, welches durch die Prosna vom russischen Heere getrennt war, und „den Bund der Fürsten zu einem Bündnisse der Krieger selbst machen sollte." Also wieder ein Pröbchen von heiliger russischer Allianz! Allmälig sammelten sich von allen Seiten die Fürsten und Gewaltigen in der Stadt Kalisch. Da war der Herzog von Nassau, der Erzherzog Johann von Oesterreich, der Herzog von Holstein-Glücksburg, der Fürst von Lobenstein-Ebersdorf u. s. f. Da gab es Manöver von Kirgisen, Kurden, Tscherkessen; da wurden die Gäste mit unendlicher Pracht bewirthet (die armen Teufel, die das Geld zu dergleichen verdienen müssen, hungerten vielleicht inzwischen geradezu), und es gab Ueberfluß an allen Freuden, Tanz, Musik, Feuerwerk, Theater. Von den russischen Soldaten machten sich viele das Extravergnügen, die Nähe der Gränze zur Desertion zu nützen; allein die meisten wurden wieder eingefangen und ihrer viele hängten sich lieber in den Wäldern auf, um nur nicht wieder in das schöne Rußland zurück zu müssen. Ein prachtvolles,

wenn auch halb mißrathenes Feuerwerk, welches die Einnahme einer Festung vorstellte, schloß das kostbare Lustlager bei Kalisch.

Kurz vorher, am 3. August, dem Geburtstage des Königs, gab es in Berlin tumultuarische und blutige Auftritte, wie es scheint, nur deshalb, weil man dem Volke nicht erlauben wollte, Schwärmer und Kanonenschläge loszulassen. —

In Baiern kamen 1835 die letzten baierischen Truppen aus Griechenland wieder an. Von 3200 fehlten 1000. Im folgenden Jahre wurde das Schicksal eines der noch aus der Hambacher Demagogenzeit her verhafteten politischen Gefangenen, der mit am meisten gelitten, entschieden, nämlich des wackern, damals zwei und sechzigjährigen Bürgermeisters Behr von Würzburg. Derselbe mußte gar arger Dinge angeklagt sein, denn er wurde „wegen Hochverraths und Majestätsbeleidigung" zur Abbitte vor dem Bilde des Königs und unbestimmter (mindestens sechszehnjähriger) Festungsstrafe verurtheilt und daher am 22. Juni nach Passau abgeführt. Der König war aber sehr gnädig, denn man erließ dem ehrwürdigen Greise in Passau das Abscheeren der Haare, die Gefangnenkost und die Arbeit, so lange er sich „solcher Gnade würdig zeigen würde." Dergleichen Dinge weist die Geschichte des „herrlichen deutschen Volkes" auf! Ueberfluß an Herren hat es allerdings. Gleiches Schicksal (jedoch mit Abzug jener Gnade) traf den Buchdrucker Thein aus Würzburg und den Arzt Dr. Eisenmann. — Im folgenden Jahre (1837) verlangte man von den baierischen Ständen, für die Unterstützung des Königs von Griechenland die

Appanage fortzuzahlen, welche er als baierischer Prinz bezog und die gegen 80,000 Gulden betrug. Man opponirte zwar, willigte aber dennoch ein, weil — dem Prinzen die Appanage, laut Traktat vom 2. Mai 1832 mit den Mächten von Rußland, Frankreich und England zugesichert worden war! — Im November 1837 wurde plötzlich der Minister Fürst von Oettingen-Wallerstein entlassen und im Februar des folgenden Jahres ganz verabschiedet. Im März kam derselbe mit der Bitte ein, auf alle Titel, Orden und die ihm zugewiesene Pension von 3000 Gulden zu verzichten und letztere zur Deckung der ihm zur Last gelegten unrichtigen Verwendung von Staatsgeldern anweisen zu dürfen, wegen deren eine Untersuchung eingeleitet war. Hinsichtlich der letztern ließ der Beklagte das bitterste Gefühl über ein ihm unverschuldet zur Last gelegtes Vergehen laut werden. Während er vielfache Beweise der Achtung und Zuneigung erhielt, wurde statt seiner der Staatsrath v. Abel Minister des Innern. Bald nachher beraubte ein Ministerialrescript (vom 13. August 1838) die Baiern des Prädikates Staatsbürger, das ihnen durch Titel IV. §. 1 der Konstitution gewährt ist. Sie sollten fortan nur Unterthanen heißen, und man muß die baiersche Regierung für solche Offenherzigkeit loben, die das Kind beim rechten Namen genannt wissen wollte, und nicht heuchlerisch, gleich manch andrer Regierung, solche Personen Staatsbürger nannte, denen man nur Pflichten aufbürdet, aber keine Rechte zugesteht. Im nämlichen Jahre starb der baiersche Feldherr Fürst von Wrede, der abwechselnd für und gegen Napoleon gefochten, und ein Verwandter des letztgenannten, Herzog Max von Leuchten-

berg, wurde russischer Generalmajor und Schwiegersohn des Czars! —

In Würtemberg erregte eine am 16. Jan. 1838 eröffnete Ständeversammlung große Aufmerksamkeit. Man zog hier die hannöverische Verfassungsangelegenheit in Betracht und gab fast einstimmig zu Protokoll, daß da eine offenbare Rechtsverletzung vorläge und der deutsche Rechtszustand dadurch gefährdet würde. Was hat der deutsche Michel nicht schon Alles zu Protokoll gegeben! — Vorzüglich hatten es diese Stände mit einem Strafgesetzbuch zu thun, in welchem man die unmoralische Todesstrafe nicht strich. Viel Worte gab es auch über das bekannte Gespenst, welches Hochverrath heißt, und über den „nähern" und „entfernteren" Versuch zu demselben. Trefflicher deutscher Michel! Auch Stockprügel konnten noch in dem Strafgesetzbuch paradiren. Im nämlichen Jahre erschien ein provisorisches Gesetz gegen den Nachdruck, über welches letzterer sich freuen konnte, denn es erlaubte jeden fortzusetzen, der bei Publikation des Gesetzes schon begonnen war, und verlangte nur, daß jeder vorräthige gestempelt wurde. Dafür wurde aber auch im folgenden Jahre zu Stuttgart des oft nachgedruckten Schillers Statue enthüllt. Weil dieser die Götter Griechenlands gepriesen hatte, erklärten die pietistischen Geistlichen die ganze Feierlichkeit für Götzendienst (für einen andern als den ihrigen nämlich) und wollten das christliche Glockengeläute dabei nicht erlauben.

Auch in Baden wurde (13. Febr.) 1838 ein außerordentlicher Landtag eröffnet, wo am 5. März der Abg. v. Itzstein die hannoverische Sache zur Sprache

brachte. Auch die kölnische Angelegeuheit wurde (durch v. Rotteck) erwähnt; allein man machte seitens des Ministeriums die Kammer darauf aufmerksam, daß die Stände nicht wegen solcher Allotria, sonden nur wegen einer Eisenbahn zusammen berufen wären. Heftig stritt man auch in der Ständeversammlung des folgenden Jahres über Hannover, aber der Minister (von Blittersdorf) sprach der Kammer alle Competenz ab. Gleichwohl sprach die Kammer die Erwartung aus, die Regierung werde zu Gunsten Hannovers beim Bundestage wirken. Außerdem beklagte man sich damals, wie noch oft nachher, sehr über Preßzwang.

Im Königreich Sachsen starb der König Anton am 6. Juni 1836. — Auch in diesem Lande brachten die Stände (1839) die hannoversche Angelegenheit zur Sprache und richteten damit gerade so viel aus, wie anderwärts. In demselben Jahre hielt man in Sachsen wieder eine dritte Secularfeier, die der Reformationseinführung; aber an eine Fortsetzung jener Reformation dachte man dabei nicht. —

In dem glücklichen Kurhessen war am 7. April 1835 die Ständeversammlung urplötzlich geschlossen worden. Die Stände hatten daher den Minister v. Hassenpflug wegen verletzter Verfassung verklagt, doch sprach diesen das Oberappellationsgericht im nächsten Jahre frei. Später hatten die Stände dieses Landes noch ihre große Noth mit der Regierung wegen der schon erwähnten Rothenburgischen Erbschaft. Die Stände wollten die Einkünfte jener Landgrafschaft für die Staatskasse haben, während der Kurfürst-Mitregent die Erbschaft für Do-

mäne erklärte. Die Sache blieb einstweilen in Suspenso, bis sich beide Theile am 21. Decemb. 1837 dahin vereinigten, daß die Regierung das Rechtverhältniß nochmals selbst prüfen zu lassen versprach und den Ständen alle Ansprüche reservirte. Die am 23. Juni vertagten Stände traten am 5. October wieder zusammen und erlebten da die Freude, ein Deficit in der Einnahme gegen Ausgabe von 354000 Thalern zu entdecken. In der Zwischenzeit war der Minister von Hassenpflug verabschiedet worden, der beim Regenten selbst in Ungnade gerathen zu sein schien. Die Ständeversammlung zog sich noch bis ins folgende Jahr (1838) hinüber, und es wurde auch wieder über die Sache der (seit 25 Jahren auf Entscheidung harrenden) westfälischen Domänenkäufer gesprochen. Die Stände verlangten, jene sollten durch Leibrenten oder Erbverleihung oder auch baar abgefunden werden. Was die Rothenburger Angelegenheit betraf, so erklärte der Regent nun als Resultat der angestellten Prüfung, daß jene Dominalien zum Hausfideicommiß gehörten. Die Stände widersprachen und führten die Einnahme jährlich im Budget als rückständig auf. Zwei Wochen darauf (am 10. März) erklärte der Regierungscommissar der Ständeversammlung, daß das Kabinet das Finanzbudget nie annehmen würde, wenn die Einkünfte aus jener Quelle darin eine Stelle fänden. Die Stände beharrten bei ihrem Beschluß und nun verlas der Landeskommissär sofort eine Vollmacht, wodurch die Versammlung aufgelöst und die Wahl einer neuen angeordnet wurde, die binnen sechs Monaten zusammentreten sollte. Die neuen Wahlen jedoch trafen fast durchgängig Mitglieder der Opposition.

Die Sitzungen begannen bereits am 30. April wieder und mit ihnen der alte Streit. Diesen unterbrach die Regierung, indem sie am 12. Juli die Stände entließ. Sie wurden bedeutet, daß Alles einer künftigen Versammlung vorbehalten bleiben sollte, und im Rescripte des Regenten getadelt, daß sie ihre verfassungsmäßigen Befugnisse gänzlich verkannt hätten, so wie benachrichtigt, daß sie nur aus landesväterlichen Rücksichten mit einer strengen Ahndung verschont blieben! Diese Stände waren also weder vertagt noch aufgelöst, sondern — etwas ganz neues — entlassen und nützten nun ihre Muße zu einer Beschwerde beim Bundestag. Du lieber Gott! — Uebrigens hatten die Stände doch das Vergnügen, am 23. November 1839 wieder zusammenberufen zu werden. Im Februar des letztgenannten Jahres machte auch noch die plötzliche Entlassung des geachteten Minsters und Kammerherrn v. Lepel großes Aufsehen. Man vernahm aber, daß derselbe dem kurhessischen Gesandten beim Bundestage eine auf Giltigkeit des hannoverschen Staatsgrundgesetzes von 1833 lautende Instruktion gegeben hätte, während diesem Gesandten auch eine im ganz entgegengesetzen Sinne abgefaßte unmittelbar aus dem Kabinette zugegangen war. —

Im Großherzogthum Hessen waren, seit wir zum letzten Male der politischen Geschichte dieses Landes gedachten, die ständischen Versammlungen ziemlich ruhigen Charakters gewesen. Dagegen machte im J. 1837 ein anderes Ereigniß sehr unangenehmes Aufsehen. Es starb nämlich, angeblich als Selbstmörder, der Pfarrer Weidig aus Butzbach zu Darmstadt im Gefängniß, in welchem er seit zwei Jahren gesessen hatte, weil er an-

geblich der Verführer aller Frankfurter Gefangenen war und das Attentat daselbst 1833 veranstaltet hatte! Sein angeblicher Selbstmord soll indeß nur Folge von schmählichen Mißhandlungen gewesen sein, wogegen der Instruktionsrichter lebhaften Widerspruch erhob und die That (den angeblichen Selbstmord) als Folge des Schuldbewußtseins darstellte; was indeß von letzterer Ansicht zu halten, geht am besten aus dem Umstande hervor, daß, laut ärztlichen Zeugnissen, der betreffende Richter, Georgi mit Namen, unter die Kategorie jener liebenswürdigen Biedermänner gehörte, welche man in schlichtem Deutsch Säufer zu nennen pflegt, und daß selbiger auch seiner Zeit am delirium tremens, d. h. am Säuferwahnsinn, laborirte. Versteht sich, daß sich der Herr Richter gegen alle derartigen Angaben zu vertheidigen strebte, was ihm um so leichter werden mußte, da er von der Regierung belobt wurde und, als er später seinen Sitz in der Ständeversammlung einnahm, von den übrigen Mitgliedern derselben geduldet ward. Heil dir, mein Vaterland! — Für sogenannte politische Verbrecher sorgte man in Hessen überhaupt auf die liebenswürdigste Weise und es wird sich später Gelegenheit bieten, noch einmal auf diesen Punkt zurückzukommen. Auch diese hessischen Stände versuchten (1838) ein Wort zu Gunsten der Hannoveraner laut werden zu lassen, wurden aber von der Regierung väterlich zurechtgewiesen. —

Mecklenburg, welches nicht zum Zollvereine trat, schloß vielmehr mit Frankreich einen Handelstraktat. Es werden in Mecklenburg viel französische Weine getrunken und die mecklenburgischen Edelleute und Krämer, welche

theils als Genießende, theils als schachernde sehr dabei interessirt sind, würden ihren Vortheil als Zollvereinsmitglieder freilich nicht so gut gefunden haben. Uebrigens haben sie ganz recht; was sollen sie theuern Wein trinken, wenn sie ihn billig haben können! — Das Herzogthum Altenburg hatte viele Europamüde und es wanderten dort zu verschiedener Zeit zahlreiche Schaaren nach Amerika aus, wie aus den meisten deutschen Staaten; zum großen Theil wanderten auch diese Leute (wie in Sachsen) der Religion wegen fort, und daher gebot das Altenburger Consistorium unter des Superintendenten Hesekiel Einwirkung: die eigenthümlichen „Grund- und Kernlehren" auf der Kanzel und in der Schule einzuprägen; nämlich jene tiefsinnigen Lehren, die von „Vater, Sohn und Geist, von dem sündlichen Verderben des Menschen, von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu, vom Mittler- und Versöhnungstode, von der Unzulänglichkeit unsrer Werke zur Seligkeit, von der Auferstehung und dem jüngsten Gericht, von Himmel und Hölle" und ähnlichen schönen Sachen handeln, mit Nachdruck vorzutragen!

Zu Ende des Jahrzehnts erfreute der Hohe Bundestag die deutsche Welt noch durch ein außerordentliches Lebenszeichen, indem derselbe einen Beitrag zur deutschen Literatur zu geben geruhte. Er ließ nämlich (1839) eine Schrift über die in Deutschland stattgehabten politischen Umtriebe erscheinen; dieselbe ging aus der Bundespräsidialdruckerei hervor und zeigte, daß bis dahin in drei und zwanzig Bundesstaaten etwa 1800 Angeschuldigte gewesen waren. — —

Der letzt erwähnte Umstand kann als Anlaß zu eini-

gen ersprießlichen Betrachtungen benutzt werden, mit denen, nach alter biederer Sitte, als angehängter Moral, diese Geschichtsabtheilung füglich schließen mag. Nöthig ist es fürwahr, wenigstens hinsichtlich vieler der vorerwähnten Erscheinungen, daß man die Moral geflissentlich und ausdrücklich anhängt, denn von selbst würde sie sich schwerlich daraus ergeben, so eigenthümlicher und schwer zu begreifender Art waren viele jener Dinge.

Achtzehn hundert politischer Vergehen Angeschuldigte zählte Deutschland in dem kurzen Zeitraume von etwa zwanzig Jahren und es läßt sich — unbeschadet des Fleißes und der vortrefflichen Spürkraft der Untersuchungscommission — doch wohl annehmen, daß noch eine starke Anzahl von Demagogen der Anschuldigung glücklich entgingen. Und trotz dieser „wühlerischen" Schaaren ist das gute Deutschland nicht umgestürzt worden, sondern blieb fest stehen und überstand all die kleinen Erschütterungen, ohne sich dadurch irre machen zu lassen. Gleichwohl fühlt man sich von bangem Staunen ergriffen, wenn man bemerken muß, daß die ganze Gestaltung dieser Geschichte vielleicht nur an einem Fädchen des Zufalls hing und daß es nur eines leisen Windhauchs bedurfte, um die achtzehnhundert angeschuldigten Rebellen in achtzehnhundert gefeierte Helden verwandelt zu sehen, denen wir gegenwärtig auf Subscription freiwilliger Beiträge ein schönes Denkmal errichteten, wie z. B. der König der Franzosen den Grundstein zu einem solchen (1831) auf dem Bastillenplatze für die im Kampfe gegen die alte Herrschaft Gefallenen legte. Wie kommt's, daß die französischen Rebellen gefeierte Helden wurden, während deutsche Rebellen immer nur der Na-

tionalkokarde beraubte Zuchthäusler werden? Wie kommt's daß Frankreich und England durch Revolutionen freie Verfassungen erringen konnten, während andre Völker, z. B. die Polen, für ihre Revolution mit Schmähungen und Leiden überhäuft wurden? Ein Narr kann freilich mehr fragen, als zehn Kluge beantworten können. Was Deutschland betrifft, so läßt sich indeß die Sache noch am leichtesten aus des guten Michels Charakter erklären, von welchem man folgendes Mährchen liest, welches auch nicht einmal Mährchen, sondern Wahrheit sein soll. Sobald dem guten Michel wieder ein neues Malheur passirt (was, wie man sah, oft genug vorkommt,) wenn man ihn pufft, stößt, ins Gesicht schlägt und schmäht, so sieht er dies sehr ruhig eine Zeitlang mit an, bis er durch einen allzuharten Stoß aufgebracht wird und außer sich geräth. Alsdann „fährt er aus der Haut," um sich zornigen Blickes und grimmig — daneben zu setzen. Es sind das stets gar unheilschwangere Augenblicke. Allein irgend einer von Michels zahlreichen Vormündern verfehlt dann nie, zu ihm hinzutreten, und ihn etwa folgenderweise anzureden: „Lieber, wohlgeborner, insonders hochzuverehrender Michel! Du bist so frei gewesen, aus der Haut zu fahren; aber's ist windig, bedenke, Du wirst Dich erkälten, den Schnupfen kriegen — besinne Dich geschwind, oder es soll gleich ein Schockdonner —." Von solcher liebreichen Predigt fühlt sich Michel tief gerührt, er merkt sogleich, daß ihn bereits friert, und flugs nimmt er seine alte Haut wieder her und fährt hinein. Der Vormund gibt ihm einige zärtliche Backenstreiche und Michel ist wieder gut Kind und sagt: „Will's nicht mehr

thun!" — Daher läßt man in Deutschland auch die Bastillen als ehrwürdige Denkmäler der schönen alten Zeit stehen und braucht keiner neuen Denkmäler für die Rebellen; d. h. man ist in Deutschland auf das Nützliche bedacht und gibt den Rebellen lieber freie Wohnung und Kost, als ein ungenießbares Monument. Indem man nun die deutschen Helden dieser neuen Zeit gar häufig mit solcher freien Wohnung beehrte, so nannte man das allerdings *Strafe*, und vorlaute Zungen meinten, es stände *da* schlimm um das *Recht*, wo die *Strafe* zur *Ehre* gereicht; — doch wir wollen uns in diesem Werke voll deutscher Gründlichkeit und Tiefe nicht um vorlaute Zungen kümmern! — Uebrigens ist man in Deutschland auch in dieser Hinsicht keineswegs etwa pedantisch, wie wir gesehen haben; es werden auch Rebellen Denkmäler gesetzt, wie z. B. dem berühmten Hermann dem Cherusker, der sich gegen die Römer weit ärger versündigt hatte als z. B. die Polen gegen die russische Herrschaft. Damit aber einem Rebellen ein Denkmal gesetzt werden könne, ist vor allen Dingen stets erforderlich, daß ihm sein Unternehmen gelang. Hätten die Römer den Hermann geschlagen, so wär's ihm wahrscheinlich schlechter gegangen, als dem würtembergischen Leutnant Koseritz, und wäre des Letzteren Unternehmen gelungen, so bekäm' er vielleicht jetzt schon ein Monument, noch einige Ellen höher als das des Cheruskers im Teutoburger Walde. Mit einem Wort: wir sehen allenthalben, daß nur der Ausgang über den Werth einer That entscheidet. Daher will auch ich mich durchweg an die Ausgänge halten, weil ich dann hoffen kann, daß die im Eingange

des vorliegenden Werkes erwähnten 1000 königl. preußischen Preisthaler den Ausgang meines Buches bilden werden. —

In Betracht der vielen Eisenbahnen und mancher ähnlichen Werke, welche im Laufe des zuletzt geschilderten Jahrzehents zu entstehen begannen, könnte ein Uebelwollender wohl behaupten, Deutschland sei in dieser Zeit, gleich andern Nationen, dem leidigen Materialismus anheimgefallen. Zum Glück liegen aber da die Gegenbeweise nicht fern. Man denke nur an die baierschen Klöster, an die großen Profeten Hesekiel, Krummacher, Stephan — vor allen aber auch an das herrliche Lustlager bei Kalisch, wo die preußischen und russischen Soldaten wieder zu Brüdern geweihet wurden — man denke an die Beförderung der Jesuiten in Oesterreich — nein, Deutschland konnte nie den materiellen Interessen zur Beute fallen. Unterhielt man nicht fortwährend viele sehr kostspielige Dinge, die nur prächtig, aber außerdem gar nicht nützlich sind? So z. B. stehende Heere, mit denen es Deutschland selbst den Russen zuvor zu thun strebte. Ein Land, wo man schöner Paraden wegen, also aus ästhetischen Rücksichten, die Steuern um das doppelte und dreifache gesteigert läßt, und sogar Schulden deswegen macht, kann nicht dem Materialismus verfallen sein. Zu Anfange des Jahrzehents standen in ganz Europa wohl dritthalbhundert Millionen Soldaten unter den Waffen und das herrliche Deutschland konnte davon wohl allein mindestens den fünften Theil für sich in Anspruch nehmen. Wahrhaft lumpig nehmen sich, solcher Herrlichkeit gegenüber, z. B. die Nordamerikanischen Freistaaten aus, deren stehendes

Heer nur wenige tausend Mann zählt und deren Präsident sammt seinen Sekretären wenig mehr kostet, als ein einziger europäischer Minister. Dort ist man materiell, aber in Europa, besonders in Deutschland, nicht. Wir könnten Handelsfreiheit haben und die Zolleinkünfte könnten alsdann ganz in Wegfall kommen, und folglich könnten wir auch dann die meisten Lebensbedürfnisse um ein bedeutendes billiger kaufen; — allein was sollte alsdann, wo die Staatseinkünfte natürlich auch geringer wären, aus der Pracht uud dem Schmucke des Landes, den stehenden Heeren, werden? was sollte alsdann aus den reichen Fabrikanten werden, wenn mit ihrer schlechten Waare die ausländische bessere (blos zu Nutz und Frommen des Volkes) frei concurriren könnte? was sollte aus den vielen Zöllnern werden, die jetzt so behaglich leben und sich „wichtig machen" dürfen? Gründe genug, daß man das Volk nicht auf dem billigsten und besten Markte, sondern nur auf dem inländischen, sei dieser auch der schlechteste und theuerste, kaufen lassen darf. Dabei haben wir noch obendrein den Trost: kaiserliche, königliche, großherzogliche u. s. w. Unterthanen zu sein, während die armseligen Amerikaner auch nicht einmal fürstliche oder gräfliche sondern gar keine Unterthanen sind. Mit welcher Würde und welchem Selbstbewußtsein kann ein Deutscher z. B. sagen: Ich bin königlich preußischer Zoll- oder Steuerbeamter! dabei fühlt der Mann doch Halt und Gewicht in sich! Wie nüchtern und windig klingt dagegen des Amerikaners: „Ich bin freier Bürger." So ein Mensch gehört nicht einmal jemand an.

Auf diesen traurigen Standpunkt hätten auch die

Deutschen gelangen können, wenn die revolutionären Bestrebungen zu Anfange dieses Zeitraums vom Erfolg gekrönt worden wären; — aber das liebreiche Geschick bewahrte die Deutschen vor so Etwas und sie wurden, wie man sah, wieder fromm, thaten Buße und ließen Alles mit sich vornehmen, was die hohen Herren für gut fanden. Die Landstände ließen sich allenthalben mehr und mehr belehren, wozu sie da wären und wozu nicht, und übten sich im Vorbringen gerechter und wohlgefälliger Bitten so sehr, daß es ihnen schon häufig gelang, statt strengtadelnder Zurechtweisung ein freundliches Versprechen, daß man „die Sache in Betracht ziehen" werde, zu erzielen. Wenn ich einem deutschen constitutionellen Volke einen Rath geben dürfte, so würd' ich ihm vorschlagen, daß es bei seinen Vertretern eine Petition einreichte, des Inhalts, die hohe Kammer möge die hohe Staatsregierung ersuchen, daß dieselbe mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften beim hohen Bundestage dahin wirke, daß derselbe (nicht blos, wie zeither, für sich allein, sondern auch) für das ganze Deutschland die Einführung des dolce farniente beschließen möchte, nämlich nur hinsichtlich der Theilnahme der vulgo Unterthanen genannten Staatsbürger an Staatsangelegenheiten, (denn schon der Steuern wegen wär' es ja unmöglich daß Schneider und Handschuhmacher in ihren Werkstätten auch feierten;) diese Bitte würde bei den hohen Herren nicht allein ein gnädiges geneigtes Gehör, sondern auch Gewährung, ja sogar Belobigung obendrein finden, während die ewigen oft und zum Ueberdruß vernommenen Bitten um Preßfreiheit und hundert ähnliche Freiheiten

doch nie frucht- und freudebringend sein können. Ueberhaupt bittet und bettelt das deutsche Volk allzuviel und dies ist doch wahrlich keine noble Eigenschaft; vielmehr müssen sich die Deutschen derselben schämen und sie abzulegen streben. Geben ist seliger denn nehmen, und die einzige noble Form der Bitte ist ja doch die, wenn man etwa sagt: „Ich bitte Sie, gütig annehmen und nicht verschmähen zu wollen, was ich Ihnen hiermit unterthänigst zu bieten wage" — dann darf man frisch weg wagen, so viel man will, und kühn sein. Und in solcher Weise dürfen sich auch die Deutschen als kühne Wagehälse benehmen. Wagen dürfen sie ferner, die Pferde von einem allerhöchsten Fuhrwerk und sich selbst an die Stränge zu spannen. — Selbst sehr lautes Geschrei dürfen sie wagen, aber es muß ein Vivat für den Allerhöchsten sein — und ebenso dürfen sie kühn das Licht verbreiten, nämlich durch eine Illumination oder einen Fackelzug für den Allerhöchsten. Sehr, sehr viel dürfen die Deutschen — Aber ich besinne mich zum Glück noch zur rechten Zeit, daß ich hier nicht räsonniren und phantasiren darf, da es sich hier um Geschichte und nicht um Betrachtungen handelt. Sicherlich war es nur die patriotische Begeisterung, von welcher sich der Schreiber hinreißen ließ. Ich schließe daher die Abtheilung und füge nur noch das Bruchstück eines Briefes, den mir vor Jahren jemand schrieb und den ich theilweis schon einmal mittheilte, hier an: — Ich habe erkannt und erfahren, daß man in unsern Tagen ein gescheidtes Wort für sich behalten müsse. Ich fiel nämlich neulich in offenbaren Schaden, weil ich es wagte, einen patriotischen

Vorschlag laut werden zu lassen. Es war in unserm Gasthofe in * *, und der furchtbar beleibte Wirth daselbst war Beleidigter, Kläger, Zeuge und Richter alles auf einmal in seiner Person, und wahrhaftig! vier gewöhnliche Personen hatten auch zur Gnüge Platz in seiner Haut. Man sollte, sagt' ich gegen den Mann, den Bewohnern eines Staates gesetzlich vorschreiben, wie viel jeder wiegen dürfte in Bezug auf seine Körpermasse. Als z. B. festgesetzt wären 150 Pfund, die jedem frei passirten; aber was darüber wäre, das wäre vom Uebel, und für jedes Pfund über die 150 müßte der Inhaber einen Thaler Steuer in die Staatskasse zahlen. Die nun solchergestalt erhaltenen Gelder würden etwa zur Erhaltung des Pflasters, der Brücken, Straßen u. s. f. verwendet, weil alle diese mehr durch korpulente Personen leiden — oder, und das fiel mir gerade noch zur rechten Zeit ein und wäre auch viel gerechter: die Gelder würden verhältnißmäßig unter diejenigen vertheilt, die schwerer Arbeit und Armuth wegen allzu schattenhaft im Lande (zur offenbaren Schande desselben) umherliefen. Unter diese würde das Geld vertheilt, damit sie Korpulenz erlangten, bis sie selbst steuerpflichtig würden; und Leibsteuer wäre ohnehin vernünftiger, als Kopfsteuer, wobei der Beste oft frei ausgeht, während der Strohkopf sein Stroh mit Gold aufwägen nicht nur darf, sondern sogar muß, u. s. w. Sehen Sie, verehrtester Herr Wirth, sagt' ich, auf solche Weise würde am besten und leichtesten ein wohlthätiges Gleichgewicht herzustellen sein. — Da schnitt mir aber der Mann, mein guter Wirth, ein grimmiges Gesicht, und verwandelte den Tag seiner vorigen Freundlichkeit in zornige

Nacht, d. h. er drehte seine ungeheure vordere leuchtende Halbkugel von mir ab, und wandte mir dafür die hintere gleichfalls wohlgerundete Schattenseite zu. Aber die eigentliche Nacht- und Schattenseite des Vorfalls erblickt' ich erst eine halbe Stunde später, als ich die bestellte Rechnung erhielt. So muß man für wohlgemeinte — weder überspannte noch wühlerische — Vorschläge büßen. Der meine fiel durch, und der Himmel bewahre mich nur vor der Würde eines Redners beim Landtage. Die Stände in X, Y und Z. hätten meinen Antrag sicherlich ebenfalls verworfen, denn die werden sämmtlich nach dem Gewichte gewählt. Indeß will ich nur ganz offen gestehn, daß auch in der That nichts bei all solchen wohlgemeinten Vorschlägen herauskommen kann. Hätte (dacht' ich einmal) der Fürst von Oberscheerau mit denen von Mittel- und Niederscheerau, ferner der von Flachsenfingen und die übrigen sammt ihren Familien und den betreffenden Hofstaaten alle zusammen eine Art von Phalansterium bezogen, worin sich auch noch ein Kämmerchen für die Bundesregierung finden konnte: welche Summen wären dadurch dem Reiche erspart und wie viele Unterthanen wären dadurch in Stand gesetzt worden, sich in ihrer bescheidenen Lage selbst wie kleine Fürsten zu fühlen! — Es taugt das Alles aber, wie gesagt, nichts, denn die deutsche Romantik erhielte einen harten Schlag damit, besonders weil das Reich alsdann zum Theil die Eigenschaft einbüßte, welche seinen Nationalstolz bedingt und rechtfertigt und seinen Hauptvorzug vor Frankreich, England, ja selbst vor der Türkei und Rußland ausmacht: nämlich daß es reicher an Fürsten und Hofstaaten als jene Länder, die

sich sämmtlich nicht schämen, mit einem einzigen auskommen zu können.

Nein, ich will lieber keine patriotischen Vorschläge mehr machen. Denn was ist Patriotismus? „1808—13," les' ich da, „hieß Verstümmlung und Ermordung Gefangener in Portugal, Spanien, Tyrol und Rußland Patriotismus." Unter Napoleon baute man für 6 Millionen Francs die Citadelle von Antwerpen, und das hieß Patriotismus; — 1832 schoß man für etwa 12 Millionen Francs diese Citadelle ein, und das hieß Patriotismus. Söhne des Vaterlandes schickte man später gegen hungernde Weber, um deren Hunger durch Bajonette und Bleikugeln zu stillen, und das war auch Patriotismus; gleichzeitig tanzte man auf Bällen für dieselben hungernden Weber, und das hieß auch Patriotismus. Als im Birmanenlande den jungen Prinzen die Ohrläppchen durchstochen wurden, befahl man dort dem Volke, sich deßhalb 49 Tage lang herzlich zu freuen, und diese siebenwöchentliche ohrläppische Freude hieß auch Patriotismus. Wenn sonst der türkische Sultan eine Prinzessin erdrosseln ließ, mußten sich seine Umgebungen freuen aus — Patriotismus; und als endlich der Sultan dieses Erdrosseln abschaffte, mußten sie sich ebenfalls freuen aus — Patriotismus. Die deutschen Burschen trugen schwarz-roth-goldne Bänder aus Patriotismus, und die deutschen Regierungen confiscirten diese Bänder auch aus Patriotismus. Vorliegendes Buch wird geschrieben aus reinstem Patriotismus und der Fürst von Reuß-Ebersdorf wird es confisciren lassen ebenfalls aus deutschem Patriotismus. O, du lieber Gott! und wenn nur vollends ein so philosohi-

scher und tüchtiger Kopf wie der berühmte Lichtenberg erst noch fragen konnte: „ich möchte was darum geben genau zu wissen, für wen eigentlich die Thaten gethan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären für das Vaterland gethan worden?" dann bin ich gewiß entschuldigt, wenn ich es aufgebe, den Begriff des Patriotismus zu definiren.

Dritte Abtheilung.

Von der Herstellung des offiziellen Patriotismus im Jahr 1840 bis zur Gegenwart.

Einleitung.

„Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein.“ (Becker.)
„Der freie Rhein, der Brutus der Flüsse,
Er wird uns nimmermehr geraubt:
Die Schweizer binden ihm ja die Füße,
Die Holländer halten fest sein Haupt.“
(H. Heine.)

Geschah es, und zwar aus gerechtem Grunde, schweren Herzens, daß ich die vorhergehende Abtheilung schloß, so geschieht es nun aus nicht minder gutem Grunde, wenn ich recht leichten und fröhlichen Herzens diese dritte und letzte Abtheilung beginne. Den guten Grund hat, der geehrte Leser bereits auf vorstehendem Titelblatte selbst entdeckt: Derselbe gelangt nämlich nun mit mir zu dem glückseligen Zeitpunkte, wo ein offizieller Patriotismus ausdrücklich eingeführt (eigentlich wieder eingeführt) wird und wo man also endlich wieder weiß, was man zu thun und zu glauben hat! Das schmerzliche Problem ist gelöst zu allgemeiner Freude und Wohlgefallen und vor allem gebührte diesmal (hinsichtlich des Patriotismus) wieder Preußen der Ruhm, den Anstoß gegeben zu haben.

Obwohl wir nun in diesem letzten Zeitraume eigentlich „kein Oesterreich und kein Preußen" mehr, sondern nur noch „ein einiges freies Deutschland" haben, so gebieten uns verschiedene kleine Nebenumstände doch, allerlei Ereignisse noch als preußische, österreichische, sächsische u. s. w. u. s. w. aufzuführen und diese Dinge werden in besondern Abschnitten, wie es auch in den frühern Abtheilungen geschah, schlicht und erbaulich erzählt werden. Dagegen gibt es nun auch sehr viel Allgemeines, Großes und Herrliches zu betrachten, als z. B. die Hoffnung auf deutsche Flotte und Flagge und Kolonien — allgemeine Kundgebungen des Patriotismus bei Gelegenheit des Rheinliedes, des Hamburger Brandes, der schleswig-holsteinischen Angelegenheit u. s. f. — die kirchlichen und religiösen Bestrebungen, den heiligen Rock, den Deutschkatholizismus, den Gustavadolfverein und die protestantischen Freunde — das sehr um sich greifende Vereinswesen — das Gutenbergsjubiläum und die Feier des 1000 jährigen Bestehens des deutschen Reichs u. s. w.

Bei allen diesen und andern trefflichen Dingen muß sich natürlich das süße Gefühl, an einer Preisschrift zu arbeiten, stärken. — Mancher andre, minder gründliche und einsichtvolle Geschichtschreiber wird sich vielleicht darüber wundern, daß hier ein so großes Gewicht auf den offiziellen Patriotismus und dessen Wiedereinführung gelegt worden ist, und gleichwohl liegt die Erklärung so nahe, daß es fast überflüssig scheint, sie noch besonders hier auszusprechen. Es tritt nämlich von dieser Zeit an das Volk mehr und mehr selbsthandelnd auf, wenigstens versucht es eifriger und allgemeiner als früher, Theil an allem

Oeffentlichen zu nehmen und in politischen und kirchlichen wie in gesellschaftlichen Angelegenheiten sucht es seine Stimme geltend zu machen. Da ihm als ganzes Volk ein solches Auftreten nie oder doch nur selten und ungenügend gelingt, hauptsächlich deshalb, weil es nie ganz einig ist, so erstrebt es seinen Zweck in Gestalt der sogenannten Parteien oder es gründet für besondre einzelne Zwecke Vereine. Zugleich weiß es die Presse, so sehr diese auch gefesselt ist, und noch manchen andern Umstand zur Kräftigung und Erhöhung seines Einflusses zu nützen. Diesem Streben nach Selbstständigkeit auf Seiten des Volkes suchen nun, wie natürlich, die Regierungen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln entgegen zu wirken und da die Umstände darnach sind, daß Gewaltmittel selten oder doch stets nur mit sehr ungenügendem Erfolg anwendbar sind, so nehmen die Regierungen ihre Zuflucht auch zu den sanften Mitteln der List und unter diesen sanften Mitteln ist eines der bedeutendsten der Patriotismus, von welchem oben die Rede war und den wir für geeignet hielten, um den Beginn dieser Periode damit zu bezeichnen.

Greift in euren Busen, ihr „radikalen liberalen" Parteimänner, und sucht euch im Geiste einmal an die Stelle der deutschen Fürsten und Edelleute zu setzen. Es leben der letztern noch viele, die in der Zeit geboren wurden und aufwuchsen, wo sie noch Alles galten und das Volk gar nichts; und die Söhne und Enkel dieser Herren müssen ja natürlich noch die lebendige Erinnerung an jene schöne Zeit geerbt haben. Selbst noch in der neuern Zeit, welche in der ersten und zweiten Abtheilung dieser Geschichte

meinen Krieg verwickelt werden. Am schwersten hätten diesen zunächst Preußen und Oesterreich (also Deutschland überhaupt) empfinden müssen, während für beide Mächte dabei nichts zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren war. Die kriegslustige Partei Frankreichs aber (zu welcher Louis Philipp gar nicht gehörte,) wollte die Gelegenheit nützen, um die Verträge von 1815 zu vernichten und die Rheingränze zu erobern. Dies ist der Punkt auf welchen es uns hier allein ankommt. Die orientalische Frage wurde durch die vier verbündeten Mächte, halb durch Gewalt (auch (1500 Oesterreicher nehmen Theil am syrischen Kampfe) noch einmal beseitigt oder vertagt, obwohl nicht eigentlich geordnet und gewiß nicht gelöst. Das französische Geschrei nach der Rheingränze verhallte am Ende auch wieder, zum Theil wohl mit deshalb, weil man von deutscher Seite ebenfalls ein bedeutendes Geschrei erhob. Ein preußischer Rheinländer, Niklas Becker, hatte kurz vorher ein Liedchen drucken lassen, welches sagte, daß die Franzosen den Rhein nicht haben sollten. Dieses Lied wanderte nun durch alle Zeitungen und wurde berühmt und einige hundert Mal componirt. Der gute Dichter wurde gar hoch geehrt und ganz besonders auch vom neuen König von Preußen, welcher ihn reichlich beschenkte. Es war zwar nicht der alte Franzosenhaß in Deutschland erwacht, doch aber der patriotische Unwille gegen die Anmaßung der französischen Kriegspartei, und die deutschen Regierungen, vorzüglich die preußische, ließen es sich sehr angelegen sein, diesen Patriotismus, den neuerwachten Nationalstolz, zu nähren und zu fördern. Ueberall wurde zugleich die Ausfuhr der Pferde nach Frankreich

verboten, damit dieses seine neuen Reiterregimenter nicht beritten machen konnte, und überall rüstete man sich mit großen Kosten, um etwaigen Ereignissen gewachsen zu sein, nicht um dieselben heraufzubeschwören. Dies hieß ein bewaffneter Friede. —

I.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und nächstfolgende Ereignisse.

„Zwar Despot ist er ein wenig,
Doch Despot mit zartem Geist,
Mit Geschmack und gutem Vortrag,
Viel bewandert, viel gereist.“
(Chines. Marseillaise von H. Marggraff.)

Die Jahreszahl vierzig sollte sich, wie schon in frühern Jahrhunderten, auch im neunzehnten als bedeutungsvoll für Preußen bewähren. Am 30. Mai hatte man die vor hundert Jahren erfolgte Thronbesteigung Friedrich II. gefeiert und am 1. Juni ließ zu einer Reiterstatue desselben der König Friedrich Wilhelm III. den Grundstein legen. Kurz nachher, am 7., starb nach langem Siechthum im 70. Jahre der König, umgeben von den Gliedern seiner Familie. Sofort erfolgte die Huldigung seines in der Ueberschrift genannten Nachfolgers. An letztern hatte der Verstorbene bereits am 1. Dez. 1827 zwei Schreiben gerichtet, wovon das eine als sein letzter Wille

bezeichnet war. Er empfahl seinem Nachfolger, „seinem lieben Fritz“, die „Neuerungssucht und unpraktische Ideen“ zu meiden, aber auch nicht „die Vorliebe für's Alte“ zu weit zu treiben und die Eintracht mit Rußland und Oesterreich zu erhalten; „Gott (schloß er,) behüte und beschütze das theure Vaterland; Gott beschütze und behüte unser Haus jetzt und immerdar! Er segne Dich, mein lieber Sohn, und deine Regierung und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu und gebe Dir gewissenhafte treue Räthe und Diener und gehorsame Unterthanen!“

Von Friedrich Wilhelm IV. wußte man gar bald eine Menge von Bonmots, witzigen und geistreichen Reden zu berichten, die er allenthalben, wo er sich nun in seiner neuen Würde zeigte, zum Besten gab. Die undankbaren Unterthanen aber begannen gar bald das Talent zu verkennen, indem sie es bekrittelten, statt es zu bewundern. Sie sprachen von hohlen Phrasen, von Deklamationen, und wo sich ein großer Geist kundgab, wollten sie weiter nichts als ein Komödiantenspiel erblicken. Niemand konnte aber läugnen, daß der neue Monarch gar viele Tugenden entwickelte, welche einen ritterlichen Fürsten des Mittelalters geschmückt haben würden. Friedrich Wilhelm IV. zeigte sich selbst ritterlich, galant, dem Romantischen außerordentlich zugeneigt, scharf witzig und sentimental zugleich, was überhaupt (man lese nur Glaßbrenners Schriften), ein Charakterzug der Berliner zu sein scheint, und vor allen Dingen sehr fromm. Was wollte man mehr? Die Sprache, wenigstens die Regierungssprache, verdankt diesem Könige auch manche Bereicherung, nicht an Wörtern, sondern an Redensarten. So nannte man z. B.

die Presse der liberalen Opposition jetzt mit bewundernswerther Kürze die „schlechte Presse." So lahme Ausdrücke, wie z. B. freimüthige Besprechung u. dergl. vertauschte man mit dem weit kräftigern: „Frecher und unehrerbietiger Tadel", u. s. f.

Am 12. August trat der neue König eine Reise an, um sich in Breslau und Königsberg huldigen zu lassen. Vorher waren alle in Haft und Untersuchung befindlichen Demagogen unbedingt freigesprochen worden. Die Deutschen lobten solche Maßregel gar sehr, die doch etwas unbegreiflich war; war die Unschuld der Demagogen erwiesen, warum waren sie dann in Haft gewesen? war ihre Unschuld nicht erwiesen, wie konnte man sie dann frei lassen? Auch der Posener Bischof Dunin war so begnadigt und daher illuminirten die frommen Posener vor Freuden. Auch die beiden, gleichsam im Vaterlande in Verbannung lebenden M. Arndt und Jahn wurden jetzt wieder in ihre alten Rechte eingesetzt, freilich nun als Greise. Bei der feierlichen Huldigung in Königsberg baten die Stände den Monarchen, eingedenk zu sein des von seinem Vater 1815 gegebenen Versprechens: dem Lande eine Verfassung zu verleihen, und der König versprach, so weit es die Landeswohlfahrt gestatten würde, auf die Bitte Rücksicht zu nehmen. Den Königsberger Festlichkeiten folgten nun noch weit größere in Berlin. Ueberall Leben, Pracht und Jubel; man freute sich, weil man hoffte — allein mit der Verfassung ward es noch nichts, denn der geist- und gemüthvolle König wußte recht wohl, daß das beste Glück eben im Hoffen und Sehnen, weit weniger aber in der Erfüllung beruht. Un-

muth erregte die Creirung eines neuen Güteradels, der nur giltig sein sollte, so lange der Vater dem Sohne ein bestimmtes Quantum von Gütern überläßt. Noch mehr Unmuth nach dem gränzenlosen Jubel erregte aber die Anstellung verschiedener Männer, welche zu der großen Partei der Mystiker gehörten (euphemistisch sagte man: „die einer streng religiösen Richtung zugethan sind.") Der König selbst bewies sich als „einer streng religiösen Richtung zugethan", und so mußten demnach alle sein, die da befördert werden wollten. Unter die neu angestellten oder beförderten „frommen" Biedermänner gehörten zunächst General Thiele I., der Fürst v. Stollberg, Hassenpflug (den wir bereits als Hessenfluch kennen lernten und der aus kurhessischem in siegmaringenschen und dann in luxemburgischen Dienst gekommen war, bis sein Stern in Preußen steigen sollte.) — Daß eine Regierung, welche an Frömmigkeit die vorhergehende noch unendlich übertraf, die gottlose Preßfreiheit nicht fördern mochte, versteht sich schon von selbst. Ein Oberzensurgericht sollte indeß Schriftsteller gegen Uebergriffe der Zensoren schirmen; obwohl den Autoren nun damit, schon der Verzögerung wegen, wenig geholfen war, so benahm sich das Oberzensurgericht doch über Erwarten liberal und gab der Regierung manchen Anlaß, die Errichtung desselben zu bereuen. Der Kultusminister Altenstein war zu Anfang des Jahres gestorben und an seine Stelle kam der Geheimerath v. Eichhorn, welcher ebenfalls sehr die „streng religiöse Richtung" förderte.

So schön nun all diese Dinge waren, so war jetzt doch, wie in der Einleitung schon angegeben, die gute

alte Zeit vorüber und es kam bereits das Unerhörte vor, daß ein Minister (Justizm. Mühler) sich gegen öffentlich in Zeitungen wider ihn ausgesprochene Anschuldigungen ebenfalls öffentlich in Zeitungen zu vertheidigen suchte, statt blos vornehm die Polizei für sich fechten zu lassen.

Alles, was fromm war, besonders die Altlutheraner (die seit Einführung der Union als „Sekte" galten), regte sich indeß nun wieder im vaterländischen Sumpfe gar lustig und auch die katholische Klerisei hob wieder kecker ihr Haupt. Die sämmtlichen kirchlichen Angelegenheiten mögen indeß besondern Abschnitten vorbehalten bleiben.

Ein regeres Leben denn früher begann sich jetzt auf den Provinziallandtagen zu entwickeln und obwohl denselben im Grunde weiter nichts gestattet war, als in wohlmeinenden Ausdrücken zu kannegießern, so erhielten sie doch ein größeres — Petitionsrecht! Noch mehr: die Verhandlungen sowohl, wie die königlichen Vorschläge, durften durch den Druck veröffentlicht werden. Leider mißbrauchte man hier und da das erweiterte Recht, um Mißfälliges laut werden zu lassen. So zog sich z. B. der Breslauer Magistrat die königliche Ungnade zu, weil er durch seinen Landtagsabgeordneten an die Reichsstände hatte erinnern lassen. Großes Aufsehen erregte dazumal die (ohne Zensur gedruckte) Schrift des Königsberger Arztes Dr. Jacoby: Vier Fragen eines Ostpreußen, welche dem Verfasser einen Criminalprozeß zuzog, weil in der Schrift in sehr energischer Weise ähnliche Erinnerungen enthalten waren. Derselbe wurde vom Criminalsenat des Kammergerichts „wegen Majestätsbeleidigung so wie wegen frechen und unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze" zu

2½ Jahren Festungsarrest und zum Verlust der Nationalkokarde verurtheilt; jedoch vom Appellationssenat desselben Gerichtshofes wurde er zu Anfang des J. 1843 durch überwiegende Stimmenmehrheit gänzlich freigesprochen. Dieser Dr. Jacoby sowohl, als viele andere Leute und besonders auch die Provinzialstände haben gleiche Bitten und Forderungen später öfters wiederholt. Wir äußerten in Bezug hierauf an einem andern Orte: „Eine von Dr. Jacoby den preußischen Ständen überreichte Denkschrift stellte ebenso gründlich als bündig dar, wie, laut eines königlichen Versprechens, Preußen Anspruch auf Einführung der Reichsstände zu machen habe. Freilich, ein Versprechen muß gehalten werden, und man hat das Recht, auf Erfüllung desselben zu dringen; also hat auch in Folge jenes Versprechens das preuß. Volk ein Recht, die reichsständische Verfassung zu verlangen. Wichtiger ist denn aber doch wohl der Grund, daß eine solche Verfassung der Vernunft nach keinem Volke, also auch dem preußischen nicht, entzogen oder vorenthalten werden darf. Wenn Jacoby das königliche Wort Friedrich Wilhelm III. anführt, welches feierlich die Repräsentativverfassung in der gewünschten und nothwendigen Form und Ausdehnung verhieß, und nunmehr Erfüllung dieses Wortes verlangt, so ist Grund und Folgerung an sich vollkommen richtig und kann vernünftigerweise nicht bestritten werden. Mißlich scheint uns dabei nur, wenn man Wohl oder Weh eines Volkes vom Wort eines Einzelnen abhängig macht. Der Freiheit ist damit kein besondrer Dienst geleistet. Denn darf man nach Jacobys Sätzen nicht ebenso gut behaupten: Hätte Friedrich Wilhelm IV. eine Verfassung

nicht versprochen, so hätten die Preußen auch kein Recht, eine solche zu verlangen; — das wär' in der That nach Jacoby nicht minder richtig. Aber nein, eines Volkes Wohl und Weh ist zu bedeutsam, zu heilig, um es vom Wort eines einzelnen Menschen abhängig zu machen. Das wahre Recht ist in der Vernunft und in der Natur begründet, und Preußen hat, wie jedes Volk, vollen Anspruch auf eine zeitgemäße reichsständische Verfassung, ganz gleichgiltig, ob ihm eine solche von jemand versprochen oder verweigert worden. Jacobys Schrift ist demnach kein Wort der Freiheit, sondern ein Wort der unbegreiflichsten Selbstbeschränkung." Um dieselbe Zeit erklärte ein hochstehender Mann: „daß Preußen, seit Friedrichs des Großen Zeit geistig und materiell heraufgebildet, mündig gesprochen, und statt des Beamtenstaates ein Staat von Bürgern errichtet werden müsse, die Antheil an der Regierung nehmen, sich besteuern und die Gesetze, denen sie gehorchen sollen, anerkennen; Ansichten, die nicht der Ausdruck eines wüsten Geschreies von Menschen sind, die Lust an Unordnungen und selbst nichts zu verlieren haben, — sondern vielmehr die Sprache gereifter Männer, die, wohlerprobt im Felde wie im Rath, die treuesten und ergebensten Diener ihres Königs sind."

Die preußische Regierung charakterisirte sich indeß bald durch ganz andre Dinge, als die im vorstehenden angedeuteten Herrlichkeiten. So kam z. B. (1844) der Fall vor, daß der gesammte Verlag einer Buchhandlung (Hoffmann und Campe in Hamburg) verboten wurde, was mehr ist, als Zensur, Nachzensur und Konfiskation, weil sich ein solches Verbot sogar auf Zukünftiges noch

gar nicht zu Beurtheilendes erstreckt. Nehme man indeß an, die weise preuß. Regierung vermochte auch Ungebornes zu beurtheilen. Unerklärlich bleibt dann noch immer ihr späteres Verfahren, als sie bei Gelegenheit des Hamburger Brandes (s. u.) jenes Verbot wieder zurücknahm. Konnten denn Schriften, die man einmal als unmoralisch oder staatsgefährlich erkannt hatte, dadurch besser werden, daß ihr Verleger seine Habe durch Brandunglück verlor? oder, waren sie wirklich verderblichen Inhalts, durfte man dann einer ganzen Nation das literarische Gift frei geben, nur aus dem Grunde, um sich einer Person gnädig zu erweisen? Doch durfte man sich darüber nicht wundern, da gleichzeitig ein Mann, der weiter nichts konnte, als recht fertig Klavierspielen, den Orden des Verdienstes empfing, während Männern (wie z. B. Uhland), die der Nation theuer sind, solches Verdienst nicht zuerkannt wurde. Im October 1842 wurde eine Revision des Zensurwesens verheißen und vorläufig den Schriften, die über 20 Druckbogen umfassen, die Zensur erlassen, unter der Bedingung jedoch, daß von jeder solchen Schrift vier und zwanzig Stunden vor ihrer Austheilung ein Exemplar bei der Polizeibehörde niedergelegt wird; d. h. Verfasser und Verleger verwenden alle Mühe und Kosten auf ein Werk, welches ohne Zensur gedruckt wird, um vier und zwanzig Stunden nach der Vollendung mit Beschlag belegt zu werden. So gab der bekannte Geist des Riesengebirgs gern goldne Geschenke, die am nächsten Morgen nur Kohlen waren. Eine andre gleichzeitige Kabinetsordre befahl, „der Tendenz des schlechten Theils der Tagespresse, die öffentliche Meinung über allgemeine Ange-

legenheiten durch Verbreitung von Unwahrheiten oder entstellten Thatsachen irre zu leiten, dadurch zu begegnen, daß jeder solchen falschen Mittheilung augenblicklich die Wahrheit durch Berichtigung der Thatsachen in denselben Blättern gegenüber gestellt werde, welche sich der Verfälschung schuldig gemacht haben." Während so schöne Ordres erschienen, steigerten sich die Klagen über Zensurdruck mehr und mehr. Verbote von Büchern und Beschlagnahmen von Zeitschriften folgten rasch auf einander. Als vorläufige Erleichterung aber durften (1842) Bilder, insofern sie nicht mit Schrift versehen waren, zensurfrei erscheinen und in Folge dieser Erlaubniß erschienen bald eine Menge Karikaturen in Bezug auf öffentliche Zustände und Verhältnisse; besonders war „der deutsche Michel" der Held mehrer solcher Zerrbilder, die zum Theil nicht ohne Witz und Geist waren. Auch religiöse Fragen der Zeit wurden Gegenstand derselben; allein da die Karikaturen bald witziger wurden, als man wünschte, so nahm man ihnen die Zensurfreiheit wieder. Nur das ganze Deutschland hat die (seine einzige) Freiheit, als Karikatur dazustehen, behauptet.

Große Opposition erregte (1842) der Entwurf eines Ehegesetzes, der, wie man sagte, sein Entstehen dem frommen Ritter Dr. Bunsen verdankte und also aus den Elementen des katholischen Kirchendogmas und der englischen Gesetzgebung zusammengebraut war.

Im Aug. des nämlichen Jahres berief ein Befehl die Ausschüsse sämmtlicher Provinzialstände nach Berlin zu einer Generalversammlung. Sie sollten nämlich, laut der am 18. October gehaltenen Eröffnungsrede, „die ab-

weichenden Ansichten der Landtage einzelner Provinzen vermitteln, über etwaige, bei der weitern Berathung der Gesetze in den höhern Instanzen der Legislation hervorgetretene neue Momente sich nochmals gutachtlich äußern, bei den Vorbereitungen allgemeiner Gesetze, sowohl über deren Nothwendigkeit, als über die bei ihrer Abfassung zu befolgende Richtung, ihr Gutachten abgeben, und auch bei solchen Angelegenheiten, die bisher in der Regel an die Provinzialstände nicht gelangt waren, von dem Standpunkte der praktischen Erfahrung und der genauen Kenntniß der provinziellen Interessen, die Regierung mit ihrem Rathe unterstützen." Später erklärte in der Abschiedsrede der König: „mit dem Worte Vertrauen sei Heutzutage ein großer Mißbrauch getrieben!"

Als der König im nämlichen Jahre von einer Reise nach Rußland zurückgekehrt war, äußerte er bei einem militärischen Feste in Brandenburg: „Wir dürfen nie vergessen, welchen Dank Preußen (nämlich das Königl. Haus!) an Rußland schuldet. Der Kaiser von Rußland ist nicht allein mein Verwandter, er ist auch der innigste und beste Freund, den ich habe, er ist ein wahrer Freund Preußens!" Das bewies der Kaiser von Rußland unter anderm auch durch die strenge Gränzsperre. Im nächsten Jahre (1843) hatten die beiden Monarchen wieder eine etwas auffällige Zusammenkunft, die vielleicht ein absichtliches Gegenstück zu einer gleichzeitigen der Souveräne Englands und Frankreichs sein sollte.

In Vorstehendem haben wir das Wichtigste alles dessen erwähnt, was die Regierung des neues Königs (abgesehn von den noch folgenden kirchlichen Angelegenheiten,

und einigen andern ganz Deutschland betreffenden) bis zum Ablauf des Jahres 1843 aufzuweisen hatte. Ungeheure Hoffnungen und Erwartungen auf Seiten des Volkes hatten seinen Regierungsantritt begleitet, und bereits nach drei Jahren sah dasselbe Volk ein, daß — Resignation das rathsamste sei. Zum Schlusse des letztgenannten Jahres geschah indeß noch Etwas — nämlich die Erneuerung des alten vor 400 Jahren zuerst gestifteten Schwanenordens; und ebenso darf nicht unerwähnt bleiben, daß eine neue Bekleidungsart des Heeres eingeführt wurde, welche in andern Staaten bald Nachahmung fand. Das Verdienst, auf die Verdrängung des häßlichen Fracks hingearbeitet zu haben, sichert allein schon Friedrich Wilhelm IV. eine rühmliche Stelle in der Geschichte.

II.

„Kein Oesterreich und kein Preußen — ein einiges freies Deutschland."

Welchen außerordentlichen Aufschwung das deutsche Nationalbewußtsein seit 1840 nahm, wurde bereits in der Einleitung angedeutet, und das Erfreulichste dabei war natürlich, daß die patriotische Begeisterung die allerhöchste Concession hatte. Der Rheinliedspatriotismus durchdrang zwar alle Stände, aber er beruhte auf keiner „hohlen Theorie und unpraktischen Ideen", er ging keineswegs von Leuten aus, die nur Freude am Lärm und „selbst nichts zu verlieren haben." Auch war er sehr

nachhaltig, denn er wirkte noch stark im nächsten Jahre nach, als der rheinsüchtigste Franzose, der Expräsident Thiers, eine Reise durch Deutschland machte. Die Deutschen schwankten an manchen Orten damals, ob sie diesen Franzosen auspfeifen oder ob sie ihm ein Vivat bringen sollten, aus Dankbarkeit dafür, daß er ihren Nationalstolz geweckt hatte. Der Unterschied zwischen Vivat und Pereat ist den Deutschen überhaupt noch nie recht klar geworden, zumal seit sie während der Franzosenkriege daran gewöhnt worden waren, beiderlei Demonstration nach Befinden für ein und dieselbe Person, aber jedesmal aus Herzensgrunde, von sich zu geben. Jetzt aber sollte der conzessionirte Patriotismus auf einmal sehr reichliche Nahrung finden und man wollte den Deutschen beweisen, daß man das treffliche Wort „Gesammtvaterland" nicht umsonst für sie erfunden hatte. Zu diesem Zwecke benutzte man unter anderm den Ausbau des unvollendeten Kölner Domes, der seit einiger Zeit, obwohl ohne Erfolg, von einigen Personen angeregt worden war. Der König von Preußen vor allen ließ sich diesen Bau angelegen sein und der deutsche Patriotismus erhielt Erlaubniß und Aufmunterung, sich dafür zn begeistern. Allenthalben suchte man in den verschiedenen „engern Vaterländern" Beiträge für das „Nationaldenkmal" — ein römisch-katholisches Bethaus! — zu sammeln. Hatten doch derartige Werke auch den Nutzen, den deutschen Michel von solchen Dingen abzulenken, für die er sich nicht interessiren sollte. Leider bildete sich bald eine Opposition, die da meinte, man brauche ganz andere Nationaldenkmäler, als solche romantische Steinhaufen. Indeß

legte der romantische König von Preußen am 4. Sept. 1842 höchst eigenhändig den Grundstein zum Vollendungsbau. Damals gab es in Köln große Festlichkeiten und große Worte. Die in unsrer vorstehenden Ueberschrift genannten soll beim Festmahl der mitanwesende Erzherzog Johann von Oesterreich gesprochen haben und dieselben wurden bald zu einem Schlagwort für die gesammtvaterländischen Geister. Doch stellte man die Sache nachher in Abrede, um den Erzherzog nicht vor'm gestrengen Fürsten Metternich in Verlegenheit zu bringen.

Als die Begeisterung für den Dom nicht mehr widerhalten wollte, bot sich zum Glück gleich wieder etwas Neues. Es erschien nämlich mit dem Jahr 1843 das tausendjährige Reich in Deutschland. Leider aber that diese Herrlichkeit niche die erwünschte Wirkung. Bis 1843 hatten deutsche Fürsten auch zugleich über Frankreich und Italien, als über Provinzen, geherrscht. Wenn sich die Deutschen einmal vornehmen, recht frei zu sein, oder wenn sie zur Behauptung ihrer Nationalität kommandirt werden, so lassen sie bekanntlich jedesmal einige ihrer schönsten Provinzen zum Henker fahren, um die Feierlichkeit zu erhöhen. Der Tag nun, an welchem vor 1000 Jahren Deutschland sich dafür entschieden hatte, sich der Oberherrschaft über die genannten schönen Länder zu begeben, wurde auf allerhöchsten Befehl zu einem Nationalfeste verwendet. Der 6. August war dazu bestimmt. Von allen Kanzeln (das Fest war blos für fromme Kirchgänger), wurde da den Deutschen zu ihrer nicht geringen Verwunderung gesagt, daß ihre dermalige Herrlichkeit doch schon eine hübsche Weile, nämlich genau in runder Summe

1000 Jahre gedauert hätte. Für die meisten im Volke war das etwas Nagelneues, aber überall, vorzüglich in Berlin, beeiferte man sich, wie befohlen, von Grund aus national zu sein.

Auch das Hermannsdenkmal gehörte in die Reihe der nationalen Hilfsmittel und es wurde rüstig daran gearbeitet und sogar, um es ganz deutsch zu machen, eine lateinische Inschrift dafür erkoren. Daß gerade um dieselbe Zeit, wo man in Ermangelung politischer Einheit doch eine 1000jährige Jubelfeier dieser Einheit feierte, das Hermannsdenkmal in Schulden gerieth und sich daher verpfänden lassen mußte, das schadete nichts. Fröhlich war man in Deutschland trotzdem und hatte auch noch Geld genug, denn mit wahrer Wuth begann man überall Denkmäler zu bauen für Verstorbene und zugleich schenkte man den Lebenden goldne und silberne Pokale (wie wir noch weiter sehen werden), so daß Deutschland einerseits das Ansehen eines Gottesackers voll Leichensteine gewann, und auf der andern Seite doch auch bewies, daß die Deutschen noch immer die großen Trinker, wie vor Alters waren.

Ein Fest hätten die Deutschen gern ohne offiziellen Anlaß im J. 1840 als Nationalfest gefeiert, nämlich die vierte Säkularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Das war nun freilich nicht im Sinne der allerhöchsten Herrschaften, die sich nur (und auch nur ungern) dazu verstanden, daß man das Fest allein als ein gewerbliches beging. Ohne Preßfreiheit war's kaum anders möglich. Daß Gutenbergs Erfindung dereinst die Ketten der Pfaffen zerbrochen, daß sie die Freiheit des Bürgers

vermittelt hatte, das durfte nicht zur Sprache kommen. Für die deutschen Regierungen hat die Erfindung hauptsächlich nur deshalb Werth, weil sie das Mittel gewährt, um — Bibeln und Steckbriefe zu verbreiten. Ominös genug ist's, daß im nämlichen Jahre auch die Jesuiten ihr 300jähriges Jubiläum feierten, insofern sie nämlich 1540 vom Papst Paul III. bestätigt worden waren. —

Unter den hiehergehörigen Nationaldenkmalen müssen wir noch einmal der baierischen Walhalla gedenken, welche, nach ihrer endlichen Vollendung, am 18. October 1842 vom König Ludwig eingeweiht wurde. Der königliche Schriftsteller ließ auch ein Werk (in Prosa) erscheinen unter dem Titel „Walhallas Genossen". Dasselbe enthält 159 biographische Skizzen derjenigen Männer, deren Büsten in der Walhalla aufgestellt wurden. Was den Styl betrifft, so ist das Büchlein allen zur Lectüre zu empfehlen, die an Zahnweh leiden. Am 19. October legte der König den Grundstein zu einer „Befreiungshalle" bei Kelheim. Beim Festmahl brachte er den Toast: „Unserm gemeinsamen deutschen Vaterlande, das keinem andern Lande nachsteht, das sich zu fühlen anfängt, das sich von keinem Fremden mehr wird unterdrücken lassen!" Den Buchhändler Palm, den Napoleon 1806 erschießen ließ, weil derselbe die Schrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" versendet hatte, ehrte Ludwig dadurch, daß er ihm (1842) eine Gedächtnißtafel in Erlangen errichtete und seinen Sohn zum Hofbuchhändler ernannte. Die Tafel sagt: „Johann Palm, Buchhändler, wohnte hier, der ein Opfer fiel Napoleonischer Tyrannei." Baiern war Bundesgenosse des Tyrannen Napoleon gewesen!

Man sieht, daß der offizielle Patriotismus auch durch Baiern nunmehr gefördert wurde.

Während sich Deutschland so mehr und mehr zum „Vaterlande" heranbilden sollte, nahmen seltsamerweise doch die Auswanderungen ungemein überhand. Aber auch in dieser Hinsicht suchte man nunmehr patriotisch zu Werke zu gehen. Die Deutschen sollten sich nicht mehr spurlos in alle Welt zerstreuen, sie sollten endlich auch Kolonien bilden. Dieser schöne Plan kam leider nicht sofort zur Ausführung. Der Bundestag und die großen deutschen Regierungen hatten nicht Zeit, sich darum zu bekümmern; auch sind sie so uneigennützig, alles Treffliche und Große, was die Deutschen etwa leisten können, diesen selbst zu überlassen; die Regierungen beschäftigen sich dagegen hauptsächlich damit, was die Deutschen nicht sollen und das ist sehr viel. Vereine zum Besten der Auswanderer bildeten sich zwar, vermochten jedoch keine Kolonie zu Stande zu bringen. Indeß hoffte man, daß dies noch geschehen würde und daher begann man einstweilen immer von einer deutschen Flotte zu träumen und H. Heine sang:

„Auch eine Flotte will Gott uns bescheeren;
Die patriotische Ueberkraft
Wird rüstig rudern auf deutschen Galeeren;
Die Festungsstrafe wird abgeschafft."

Allein, wie gesagt, im Jahr 1842 hatten die deutschen Regierungen noch zu viel zu verbieten, als daß sie die Entfaltung einer deutschen Flagge hätten gebieten können; ihr Losungswort war noch immer: Du sollst

nicht; doch traf dies Wort keineswegs Alles; auf Steuerbewilligungen und Aehnliches bezog man es nie.

Der große Zollverein gewann übrigens mehr und mehr an Kraft und an Achtung im Auslande. Manches merkwürdige kam indeß auch dabei vor. So wurde z. B. ein Congreß desselben 1842 in Stuttgart gehalten, wo man die Verhandlungen so geheim betrieb, daß man in Deutschland zuerst aus englischen Zeitungen Kunde davon erhielt. Von Grundsätzen der Handelsfreiheit wollte der deutsche Zollverein nichts hören. —

Eine eigenthümliche Erscheinung der Zeit war es, daß, während die Pflanze der deutschen Einheit so trefflich gedieh, eine Menge kleiner Vereine und Gesellschaften für hundert und aber hundert besondere Zwecke entstanden. Kaum irgend ein Zweig des Wissens, oder irgend ein Gewerbe war da, welches nicht einen Verein gründete. Für Tugenden und gegen Laster, oder auch umgekehrt, für alle denkbaren Verhältnisse und Unternehmungen entstanden Vereine. Ein Dombauverein, Auswanderverein, gegen Kleider- und andern Luxus, Mäßigkeitsvereine, Antithierquälervereine, ein Adelsverein u. s. w. u. s. w.

Ein Verein von andrer Art als diese machte um jene Zeit (seit 1840) den Behörden besonders in Norddeutschland viel zu schaffen, nämlich ein Bund von Maurergesellen, welche diejenigen Meister und selbst ganze Städte in Verruf erklärten, die sich ihren Bedingungen nicht fügten. Seinen Mittelpunkt scheint dieser ausgebreitete Bund besonders in Bremen gehabt zu haben und er wußte seine Gewalt so geltend zu machen, daß oft Städte in Verlegen-

heit geriethen, wenn in Folge des Verrufs keine Gesellen dahin gingen. Manche Meister hatten sich mit großen Summen aus dem Bann loskaufen müssen. — —

Für eine Demonstration zu Gunsten deutscher Einheit gab übrigens das Jahr 1842 noch besondere Gelegenheit durch seine Unglücksfälle und zwar ganz besonders durch den großen Brand von Hamburg. Der Sommer des genannten Jahres zeichnete sich im Allgemeinen, auch außerhalb Deutschland, durch außerordentliche Dürre aus. Brunnen und Teiche trockneten aus, und abgesehn von Theuerung und ähnlichen trüben Folgen hatte jener Umstand auch die, daß dadurch Waldbrände und andre Feuersbrünste sehr begünstigt wurden. Unter die zahlreichen Städte, welche von letztgenanntem Unglück damals heimgesucht wurden, gehörte vor allen Hamburg. Am 5. Mai, am Himmelsfahrtstage, in den ersten Morgenstunden, brach dort ein Feuer aus, welches drei Tage lang, den 5. 6. und 7. Mai, währte und erst am 8. sein Ziel fand. Allenthalben, und nicht in Deutschland allein, that sich sofort die thätigste Theilnahme an dem Unglück der großen Handelsstadt kund und allenthalben veranstaltete man mit erfreulichstem Erfolge Sammlungen für die Abgebrannten. So viel diese Sammlungen auch, besonders in der Bedrängniß des Augenblicks, leisten mochten, so würde Hamburg selbst vielleicht doch reich genug gewesen sein, um durch eigene Kraft allein den ungeheuren Schaden zu ersetzen; die hilfreiche Theilnahme Deutschlands sollte jedoch mehr als eine materielle Hilfe leisten, sie sollte eine Kundgebung des deutschen Gemeingefühls sein, und daß sie dies sei, darüber belehrte auch die Li-

teratur, in Prosa und in Versen, die lieben Deutschen zur Gnüge. Im folgenden Jahre sendete Hamburg an alle diejenigen Staaten, welche sich bei dem Brandunglück hilfreich erwiesen hatten, sehr geschmackvoll ausgestattete Dankadressen oder Denktafeln. Auf der nach Frankreich abgegangenen Denktafel bemerkte man, daß die bildliche Darstellung die Westgränze Frankreichs durch den Rhein und die Stadtwappen von Straßburg und Kolmar bezeichnete. Nun, Hamburg hat (so lang' es nämlich, abgesehn vom Bundestag, den Franzosen, den Engländern oder Russen gefällt,) seinen republikanischen Senat und seinen freien — Krämerzopf, der nicht mit abgebrannt ist, und folglich braucht es nicht zu wissen was deutsch oder „gesammtvaterländisch" ist. —

III.

Geschichte der einzelnen deutschen Staaten in den Jahren 1840 — 1843.

Bevor noch Weiteres und Größeres als in vorstehendem von dem großen Gesammtvaterland gesagt werden kann, wird es nöthig, Einiges aus den verschiedenen Gesammtvaterländern, die noch immer fröhlich gedeihen, nachzuholen. Wir gehen damit vorläufig bis zum Jahre **1843**, um in einem später folgenden Abschnitte diese Specialgeschichten bis zur freudenreichen Gegenwart fortzusetzen. Wer an die unbegreifliche Dreieinigkeit nicht glauben will, möge sich, nur die Mühe geben, die deut-

sche Geschichte zu studiren: da wird er noch mehr begreifen lernen, die Vieleinigkeit.

Oesterreich huldigte dem Fortschritte in dieser Zeit zwar nicht durch Anlegung von geistigen Siebenmeilenstiefeln, aber doch durch den Bau von Eisenbahnen. Dieses große Reich mochte sich nicht mit dem Ruhme jenes mittelalterlichen Königs brüsten, der da stolz sagte: „in meinem Gebiete geht die Sonne nie unter!" Die österreichische Regierung ließ es sich vielmehr angelegen sein, daß in ihrem Gebiete die Sonne nie aufging.

Von Preußen ist das Wichtigste bereits berichtet worden. Wenden wir uns daher gleich nach Hannover, um die erbauliche Verfassungsangelegenheit weiter zu betrachten. Am 10. Febr. 1840 erschien dort ein Patent, welches die Stände wieder auf den 19. März einberief, indem es ihnen sagte, daß 1) die Verfassung von 1819 nie auf rechtmäßige Weise beseitigt und durch das Staatsgrundgesetz von 1833 nur faktisch unterbrochen worden sei. Indeß 2) habe die zur Vereinbarung zwischen den Ständen und der Regierung in Betreff einer neuen Verfassung niedergesetzte Kommission ihre Arbeiten vollendet und der Entwurf davon solle nun den Ständen vorgelegt werden. Es möchten also die Corporationen, welche es im Jahr zuvor unterlassen hätten, 3) jetzt ihr Wahlrecht ausüben, und am wenigsten sich durch eine dadurch geschehene vermeinte Anerkennung der Verfassung von 1819 abhalten lassen, denn 4) das rechtliche Bestehen derselben sei außer allem Zweifel und bedürfe weder einer stillschweigenden, noch ausdrücklichen Anerkennung. Zur Begründung dieses Satzes war die Beschlußnahme des

deutschen Bundes, daß mit den dermaligen Ständen des Königreichs von der Regierung verhandelt werden möge, aufs Neue angeführt, indem keine andre als die von 1819 rechtliche Giltigkeit hätten, und daher auch nur nach dem Patent vom 7. Decemb. 1819 bisher die Ständeversammlungen einberufen worden seien. — Die Wahlen machten abermals große Noth und nur durch Drohungen und Gensdarmen kamen manche zu Stande; auch ließ man die Minoritätswahlen gelten, und durch solche und ähnliche Auskunftsmittel kam es wirklich (19. März) zu einer Ständeversammlung, deren gewonnene und gepreßte Mitglieder dem vorgelegten Verfassungsentwurfe ihren — achtungswerthen Beifall schenkten, auch das Budget und dergl. genehmigten. Viele Corporationen protestirten gegen alle diese Dinge und wendeten sich — die Armen! — noch einmal an den Bundestag! Hameln verlangte (9. März) eine authentische Erklärung über einen Bundestäglichen doppelsinnigen Ausspruch vom 5 Septemb. 1839 und wollte wissen, ob der Bundestag die Verfassung von 1819 oder die von 1833 für rechtsgiltig halte? Selbst der katholische Klerus in Osnabrück und Hildesheim protestirte. Alles hatte indeß nur den Erfolg, daß am 2. Aug. eine Deputation der sogenannten allgemeinen Ständeversammlung in feierlicher Audienz für die so beschaffene neue Verfassungsurkunde eine weitläufige schwülstige Dankadresse dem König überreichte, der selbige huldreichst entgegennahm und am folgenden Tage die Versammlung auflöste. Freilich liefen nun zahlreiche Petitionen ein, diese Verfassung doch ja nicht zu publiciren, allein sie wurde am 8. August doch publicirt

und war auch vom blinden Kronprinzen unterschrieben. An die Stadträthe und Bürger, welche dagegen protestirt hatten, ergingen unmittelbar darauf sehr ernste königliche Rescripte, welche ihnen ihre „Anmaßung," ihr „gänzliches Verkennen der Landes- und Bundesgesetze, ihr verblendetes Urtheil" rügten, und „mit der ganzen Strenge der Gesetze gegen verfassungswidrige Renitenz" drohten. Man schickte dagegen wieder Proteste an den Bundestag, die ad Acta gelegt wurden. Zu Anfang d. J. 1841 richteten aber die Osnabrücker Provinzialstände eine Petition an den König, die Stände nach dem Staatsgrundgesetz von 1833 einzuberufen; solche Eingabe (15 Beschwerdepunkte enthaltend) ward anfangs gar nicht erbrochen und am 4. Mai mit einem nachdrücklichen Verweise vom Kabinet abgefertigt. Der neue von den Provinzalständen zu wählende Schatzrath oder das Schatzkollegium war gleichsam die Probe der neugegebenen Verfassung, denn er machte einen wesentlichen Theil der Verfassung von 1819 aus und hörte mit dem Staatsgrundgesetze von 1833 von selbst auf, um jetzt in der neuen Verfassung sehr ausgedehnte Befugnisse zu erhalten. Ihm lag nämlich die Verwaltung und Oberaufsicht der Landeskasse ob und bei der Ständeversammlung hatte er stets Sitz und Stimme. Eben deshalb hing nun mit seiner Wahl die Anerkennung der neuen Verfassung zusammen. Die Ständeversammlung nach der neuen Verfassung ward am 2. Juni 1841 eröffnet, nachdem durch die einmal festgesetzten, giltigen Minoritätswahlen, wo allenfalls drei Wahlmänner zur Erwählung eines Deputirten hinreichten, dafür gesorgt worden, daß sie vollzählig war.

Indeß fehlte es doch nicht an Opposition. Solche that sich auch gleich am 14. Juni in einer Adresse an den König kund und indem sich eine Kommission bildete, um die Beschwerden des Landes zusammenzustellen. In der Adresse wurde bemerkt, daß die (zweite) Kammer ihre Pflicht zu verletzen glaube, wenn sie es unterließe, von der Stimmung des Landes ein offenes und wahres Zeugniß vor dem König abzulegen. Nur Wenige im Lande, soweit denselben Einsicht und Unabhängigkeit der Gesinnung und Stellung beiwohne, seien von der Rechtsbeständigkeit der Schritte überzeugt, die vom 1. Nov. 1837 an geschehen waren, um die Verfassung von 1833 abzuändern; nur Wenige, daß durch die Wahlen von 1838, 1839 und 1840 oder durch die des laufenden Jahres die Rechtsbeständigkeit der Zustände anerkannt sei, welche die Folgen jener Schritte gewesen wären; nur Wenige, daß durch den Inhalt des Landesverfassungsgesetzes vom 16. Aug. 1840 den Erwartungen genügt sei, welche die Bundesversammlung am 10. Sept. 1839 über eine Vereinbarung zwischen Ständen und Krone ausgesprochen habe. Das Rechtsgefühl des Volkes sei durch Schwächung, sogar durch theilweise Entziehung des Rechtsschutzes, im tiefsten Grunde verletzt, alten verbrieften Rechten der Korporationen die Anerkennung versagt, die Belastung der Unterthanen nicht erheblich erleichtert, vielmehr durch Ausdehnung der Exemptionen weniger erträglich geworden u. s. f., alle diese Uebel aber seien nur darin zu suchen, daß die rechtlichen und faktischen Verhältnisse der Unterthanen Sr. Maj. nicht in Wahrheit und Reinheit vorgelegt, die Stände folglich um so mehr verbunden wären,

offen und ehrerbietig zu sagen: daß die Rathgeber der Krone das Vertrauen des Landes nicht besäßen. Die erste Kammer trat dieser Adresse nicht bei, welche den König so in Harnisch brachte, daß er am 30. Juni die ganze Ständeversammlung mittels Dekret aufhob, worin die „Unfähigkeit" der zweiten Kammer sehr stark gerügt wurde, und dem am 14. Juli ein ausführliches Patent folgte, worin besonders der „wahrhaft aufrührerische Behelf" hervorgehoben ward, „unter Betheuerungen der Liebe, Treue und Verehrung für die Allerhöchste Person sich in Schmähungen gegen die vertrautesten Diener zu ergießen," denn freilich: den Sack schlägt man, den Esel meint man. Wegen der bevorstehenden Wahlen zu einer neuen Ständeversammlung erging bald nachher (22. Juli) ein neues Patent, das alle, die sich Wahlumtriebe zu Schulden kommen lassen würden, mit der härtesten Ahndung bedrohte, und die Behörden anwies, polizeilich oder kriminell einzuschreiten. Die Majorität der aufgelösten zweiten Kammer wendete sich dagegen wieder mit einer Eingabe an die deutsche Bundesversammlung, nicht um einen Antrag zu machen, sondern ihr nur „eine klare Einsicht in die unheilvollen Zustände ihres früher so glücklichen Vaterlandes zu verschaffen." Während sie von dorther eine Antwort erwartete, arbeiteten manche Behörden aufs Volk, um diesem zu beweisen, daß das neue Landesverfassungsgesetz vom Staatsgrundgesetz nur in der Form abweiche. Man mühte sich, die Möglichkeit einer künftigen Opposition im Voraus zu vereiteln. Besonders geschah dies, als im November die Wahlen zur Einberufung einer neuen

Ständeversammlung angeordnet wurden. Es erging zu dem Zwecke (6. Nov.) eine königliche, das Wahlgesetz ergänzende oder abändernde Verordnung, laut welcher der gewählte Deputirte bei Annahme seiner Wahl zu erklären hatte, daß er für alle seine Handlungen die Verfassung von 1840 als unbedingt verbindliche Vorschrift anerkenne und jeden Versuch, die Wirksamkeit derselben in den Kammern zu hemmen, als verfassungs- und pflichtwidrig ansehe. Demnach war jeder Opposition in den Kammern vorgebeugt. Die Leitung der Wahlen selbst ward gewandten, tüchtigen Kommissarien anvertraut, welche darauf zu sehen hatten, daß keine vorläufigen Besprechungen stattfinden konnten. Nachdem nun noch Sorge dafür getragen war, daß manche dem Hofe gefälligen Kandidaten den Wählern bezeichnet, dagegen die „unfähigen," welche sich dessen ungeachtet eingeschlichen hatten, in die Ständeversammlung nicht zugelassen würden, ward diese am 2. Decemb. vom Fürsten Bernhard v. Solms-Braunfels im Namen des Königs eröffnet. — Im nämlichen Jahre war mittels Patent (17. Juli) die Art festgesetzt worden, wie der präsumtive (blinde) Thronfolger dereinst seine Unterschrift glaubwürdig zu geben habe. Das Volk hatte nun also die neue Verfassung annehmen müssen und der ganze Vorgang war nicht blos für Hannover, sondern für Deutschland überhaupt sehr ersprießlich; man wußte nun doch wieder, was deutsche Protestationen und Beschwerden zu bedeuten haben und vor Allem, was der Bundestag dem deutschen Volke nützt.

Andre deutsche Ständeversammlungen bemühten sich indeß noch immer, ein Wort zu Gunsten des hannov.

Volkes laut werden zu lassen. So in Baden, wo **1840** v. Itzstein einen derartigen Antrag stellte. Auch Rotteck sprach in dieser Angelegenheit — zum letzten Male — denn er starb noch im Nov. desselben Jahres, nachdem er nebst seinem Freunde Welcker, noch die Genugthuung erlebt hatte, seine „Reactivirung“ bewerkstelligt zu sehen. Große Differenzen erhoben sich hier zwischen Regierung und Ständen im nächsten Jahre, wo mehrern gewählten Staatsdienern der Urlaub verweigert wurde. Der Streit darüber dauerte bis in's Jahr **1842**, wo er am **19.** Febr. damit endete, daß die Versammlung aufgelöst wurde. Bei den nun folgenden neuen Wahlen erlaubte sich die Regierung, nicht unähnlich der hannoverschen, Wahlumtriebe, um Mitglieder der Opposition fern zu halten, wogegen dann in der zweiten Kammer eine heftige Mißbilligung laut wurde. Beim Schluß der Sitzungen erklärte der Staatsrath von Rüdt: „daß nur aus Gnaden eine abermalige Auflösung unterblieben sei.“ — Für Hannover wurde auch in der Ständeversammlung des Königr. Sachsen (**1840**) sehr warm gesprochen. Eine deshalb beauftragte Deputation entschied hier gegen das hannov. Kabinet, „weil dem Regenten jedenfalls die Pflicht oblag, die Handlungen seines Vorgängers anzuerkennen.“ Die angebliche Kränkung der agnatischen Rechte des Königs könne denselben höchstens zu einem privatrechtlichen Anspruche befähigen, und was den Bundestäglichen Ausspruch in dieser Sache beträfe, so lasse er eine verschiedene Auslegung zu, mithin sei eine authentische Erklärung desselben zu wünschen. In Betreff der Folgen, welche die ganze Sache herbeizuführen geeignet wäre, ließe sich

nicht verkennen, daß der Grund und Boden aller deutschen Verfassungen erschüttert sei, und ein ständiges, unabhängiges und unabsetzbares höchstes Gericht in Deutschland nöthig sein dürfte, da das bisherige Bundestägliche Schiedsgericht nur auf Anrufen einer Regierung wirke und immer bloß für drei Jahre dasselbe bleibe. Die Deputirten stellten daher die Anträge an die Regierung, daß diese 1) Für Wiederherstellung des hannov. Staatsgrundgesetzes nach Kräften wirksam sein, 2) eine authentische Erklärung des Bundestäglichen Ausspruches: der König möge „mit den dermaligen Ständen verhandeln," veranlassen, und 3) die Einsetzung eines Bundesstaatsgerichtshofes zu bewirken suchen möge, wo jede Korporation, selbst jeder Einzelne, Recht gegen den Fürsten finden könne. Alle Glieder der zweiten Kammer (in der Hauptsache auch die der ersten) stimmten dem Deputationsgutachten bei; mehrere aber traten noch auf, diese Grundsätze näher zu entwickeln und namentlich äußerte sich der Abgeordnete Todt hierbei so nachdrücklich, daß der Minister von Zeschau die Sache in geheimer Sitzung zu verhandeln beantragte, und der Kammerpräsident dem Redner seine Rede nicht fortzusetzen gestattete, die der Minister für „revolutionär und aufregend" erklärte, weil der Sprecher Schillers Worte aus Tell anführte: Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden u. s. f. Der Minister gab übrigens wenig Hoffnung auf Realisirung der betreffenden Anträge, und es verstand sich die Nichtrealisirung im Grunde schon von selbst. „Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden," so behält er in Deutschland auch das Schwert in — der Scheide!

Einen eigenthümlichen Konflikt gab es (1841), gerade während noch sehr vom freien deutschen Rhein gesungen wurde, zwischen dem Großherzogthum Hessen und Nassau. Nassau hatte vor Jahr und Tag bei Biberich im Rhein einen Damm angelegt, die Versandung des Stromes hier zu hindern und diesen Punkt selbst zur Aufnahme von größern Schiffen geeignet zu machen, die dann nicht nach Mainz zu fahren nöthig hatten. Darüber gerieth man hier in Sorge und legte oberhalb Biberich auf hessischem nicht nassauischem Gebiete einen Gegendamm an (2. März), indem man unterhalb Mainz eine Anzahl Schiffe mit Steinen ablud und letztere versenkte, um somit eine Versandung tiefer unten bei Biberich, mithin die Unmöglichkeit eines Fahrwassers dort zu erzielen. Gegen 110 Schiffe kamen vom Neckar und gaben, bei der Mainzer Brücke befragt, an, daß sie Steine zum Kölner Dombau führen, während sie dann jene Steine in den Rhein senkten, und zwar in solcher Menge, daß in wenig Stunden ein Damm, von 16 — 20 Fuß Basis, 5 Fuß Breite aber oben, und 4 Fuß über dem Wasser, zum Schrecken der Einwohner von Biberich dastand, welche mit Mühe abgehalten wurden auf der Stelle an den Baaenden Rache zu nehmen, die beim Bauen das „Sie sollen ihn nicht haben!" sangen. Der Herzog eilte sogleich nach Frankfurt am Main, um dort Hilfe bei der Bundestagsversammlung zu suchen und bewirkte auch soviel, daß schon am 18. März Steine herausgeholt werden mußten, denn die Insel der Petersau, an deren Ende der Bau geschehen war, gehörte zum Rayon der Festung und das Ganze konnte auch dem Ver-

theidigungssystem dieser nachtheilig werden. Bis zum 9. Mai konnten bereits wieder die Dampfboote in Biberich einlaufen und durch Vergleich ward in der Folge das „Mißverständniß" zwischen beiden Ländern gehoben. Im J. 1841 wurden im Großherz. Hessen auch noch eine Anzahl junger Leute „wegen politischer Umtriebe" zu Zuchthausstrafe verurtheilt. Eine besondere Erscheinung war ein politischer Proceß, welcher gegen Ende d. J. 1842 vor dem Zuchtpolizeigericht in Mainz verhandelt wurde und über welchen man Folgendes vernahm. Am 16. Nov. begannen die öffentlichen Versammlungen in dieser Sache. Die Anschuldigung war gerichtet auf Mitwissenschaft um ein, für den Umsturz der bestehenden Regierung und Staatsverfassung bestehendes Komplott, ohne davon in der durch den Art. 103 des Strafgesetzbuches bestimmten Frist von 24 Stunden die Behörden in Kenntniß gesetzt zu haben. „Auf der Bank der Angeschuldigten," berichtete man, „saßen 26 wohlgekleidete Männer, alle über die Jahre der ersten Jugendhitze hinaus, größtentheils zwischen 30 — 35 Jahr alt, einige auch älter. Dem Stande nach waren sie keine Proletarier, gehörten nicht zu jenen Besitz- und Besinnungslosen, die bei einem Umsturze des Bestehenden nur zu gewinnen haben. Jeder von ihnen konnte auf die Frage des Präsideuten nach seinem Stande ein ehrenwerthes, seinen Mann nährendes Gewerbe nahmhaft machen. Sie standen alle nach den Zeugnissen ihrer Ortsbehörden im Rufe des Fleißes und der Berufsthätigkeit und galten als rechtliche Männer, geachtete Bürger, Familienväter." Die in Rede stehende Verbindung war der „deutsche

Bund der Geächteten," und der davon wenig unterschiedene „deutsche Bund der Gerechtigkeit." (Also gab es doch einen solchen in Deutschland!) Zweck derselben war Umsturz der deutschen Throne und Herstellung einer ganz Deutschland umfassenden Republik durch Wort und Ueberredung. Ein dritter Bund, der „Verein der Deutschen," hielt die Verwirklichung dieser Zwecke ohne Heeresmacht für unmöglich und wollte die Bildung einer solchen dadurch vorbereiten, daß er seine Mitglieder verpflichtete, sich durch Anschaffung einer Muskete, eines Bajonet und Pulver für fünfzig Schüsse jeden Augenblick schlagfertig zu halten. An der Spitze des Bundes der Geächteten stand die Nationalhütte, später der Brennpunkt genannt. Wo er seinen Sitz hatte und wer seine Mitglieder waren, blieb den übrigen Theilnehmern unbekannt. Er verhandelte mit denselben durch Bevollmächtigte, die ein Losungswort kenntlich machte. Was schriftlich niedergelegt werden mußte, ward es zum Theil in geheimer Schrift. Unter dem „Brennpunkte" wirkten die „Kreislager," unter diesen die „Lager," unter diesen die „Zelte" oder „Hütten," die aus mindestens drei, höchstens zehn Personen bestehen und unter sich keine Verbindung unterhalten durften. Auf Bruch des Verschwiegenheitsgelöbnisses stand die Todesstrafe. Unsittlicher Lebenswandel zog die Ausschließung nach sich, die vom Brennpunkte verhängt ward. Jede untere Instanz hatte an die unmittelbar vorgesetzte vierteljährig Bericht zu erstatten über ihr Wirken, wozu auch das Beobachten von Männern gehörte, die im Rufe des Radikalismus stehen. In Mainz soll, wie die Anklage behauptete, nur ein oder mehrere „Zelte,"

in Frankfurt auch ein „Lager" bestanden haben. Der einleitende Vortrag der Staatsbehörde, mehrere prozessualische Fragen und die Verlesung der Bundesstatuten, so wie einer mit fourieristischen Ideen untermengten Erklärung der Bürger= und Menschenrechte, erschöpften die erste Sitzung. Am 1. Decemb. erfolgte nach 14 tägiger öffentlicher Verhandlung endlich das Urtheil in diesem politischen Prozeß, wornach sämmliche Angeschuldigte, in Ermangelung eines Complotts (als welches weder der Bund der Geächteten, noch der Bund der Gerechten noch der Bund der Deutschen anzusehen,) mithin auch in Ermangelung einer Pflicht zur Anzeige, — von der Anklage des hochverrätherischen Complotts und der Nichtanzeige freigesprochen wurden. Als Curiosität mochte diese Angelegenheit hier erwähnt sein, während es dahin gestellt bleiben mag, wer am meisten mystificirt war, ob die Untersuchenden oder die angeblich in obiger Weise Verbündeten durch sich selbst. —

Die meisten deutschen Ständeversammlungen bemühten sich seit jener Zeit besonders, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens, so wie genügende Preßgesetze in ihren betreffenden Staaten zu erzielen. In Baden trug man 1842 auf Einführung einer Criminalproceßordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und Anklageproceß an. Aehnliches geschah in Baiern 1843. Bei Gelegenheit eines Aktes von „Lynchjustiz" im Hannoverschen bemerkte man damals: Es lebt ein wenn auch noch unverstandener Drang nach Oeffentlichkeit, nach den alten Schöffen und nach dem Genossengericht im Volke. Auch in den sächsischen und braunschwei=

gischen und andern Volkskammern beschäftigte man sich eifrig, wenn auch vorläufig vergebens, mit jenen Gegenständen.

IV.

Angelegenheiten der katholischen Kirche.

Es ist nicht sowohl freie Wahl, als vielmehr Nothwendigkeit, was hier den Anlaß gibt, daß die kirchlichen Angelegenheiten getrennt von den rein politischen berührt werden. Die Vieleinigkeit Deutschlands erschwert indeß ohnehin eine wünschenswerthe allgemeine Uebersicht, und daher müssen auch hier Kirche und Staat je besonders betrachtet werden, so sehr auch die Angelegenheiten und Händel beider — vorzüglich in den Jahren seit 1840 — mit einander verwachsen sind. Während die Geschichte der politischen Ereignisse dieses Zeitabschnittes in zwei Hauptpartien abgehandelt wird, sollen die kirchlichen Erscheinungen ohne Unterbrechung sogleich bis zur jüngsten Zeit besprochen werden. Die katholische Kirche, als die ältere Schwester, hat füglich den Vortritt, und wir wollen dabei, so weit als möglich, chronologisch verfahren.

Es ist schon erwähnt worden, daß Friedrich Wilhelm IV. 1840 (4. Aug.) dem Posener Erzbischoff Dunin die Freiheit wiedergab. Auch der Kölner Erzbischoff erhielt damals größere Freiheit als zeither, nur sollte er ohne Erlaubniß nicht in seine Diöcese gehen; gleichzeitig

aber knüpfte man in seiner Angelegenheit durch den Grafen v. Brühl neue Verhandlungen mit Rom an. Böse Früchte trug sogleich die Befreiung Dunin's, welcher nicht, wie er versprochen, seine Untergebenen zu Friedfertigkeit und Ruhe ermahnte, vielmehr durch einen Hirtenbrief wieder gegen die gemischten Ehen predigte. Gleichwohl legte sich um jene Zeit der offene Streit hinsichtlich dieses Gegenstandes ein wenig, wobei freilich die Protestanten so gut wie nichts gewannen. Oesterreich unterhandelte in derselben Angelegenheit lange mit Rom, bis dort endlich im Sommer 1841 eine päpstliche Instruction, welche der Kaiser genehmigte, mitgetheilt wurde. Es hieß darin, er, der Papst, habe die gemischten Ehen stets für „grundverderblich und unerlaubt" gehalten und erklärt. Der apostolische Stuhl habe sie nur stets sehr ungern und immer nur aus triftigen Gründen und unter der ausdrücklichen Bedingung gestattet, daß kein Abfall des katholischen Gatten stattfinden könne, vielmehr dieser sich verpflichtet halte, den akatholischen von seinem „Irrthume" nach Möglichkeit zurückzuführen, und daß ferner die aus solchen Ehen erfolgenden Kinder beiderlei Geschlechts durchaus in der „Wahrheit" der katholischen Religion erzogen würden. Diese Bürgschaften seien schon in dem natürlichen, wie im göttlichen Gesetze selbst begründet! Erst kürzlich (d. h. doch schon seit Josef II.) habe er aber erfahren, daß in den zum deutschen Bunde gehörigen österreichischen Provinzen solche gemischte Ehen ohne alle vorläufige Bürgschaften und kirchliche Dispens eingesegnet würden, und so ergehe demnach nun die in der beikommenden Instruktion vorgezeichnete Weise der Duldung und Klugheit, mit

welcher vorkommenden Falles hier zu verfahren sei. Wenn allen pflichtmäßigen Abmahnungen von Seiten des Seelsorgers zum Trotze der Katholik oder die Katholikin auf ihrer Mischehe beharre, ohne die erforderlichen Bürgschaften zu geben, und die Sache nicht abgewendet werden könne, so solle und könne der katholische Pfarrer sie mit Ausschluß jeder kirchlichen Cermonie zum Abschluß bringen und den Act als giltig vollzogen ins Traubuch eintragen. Immer aber müsse er dahin arbeiten, den katholischen Theil vor Abfall zu bewahren, ihn anhalten, den akatholischen Gatten zu bekehren, indem er ihm namentlich vorstelle, wie er so „leichter die Verzeihung der begangenen Missethaten von Gott erhalten könne." Uebrigens klagte noch der heilige Vater bitterlich, „daß eine solche Duldung bei einem Staate vor- und zur Anwendung kommen müsse, der sich durch seine Anhänglichkeit an den katholischen Glauben so sehr auszeichne" u. s. f. Es wurde in der Instruktion ausdrücklich erklärt, daß der Papst solche „Mißstände" nur mit Nachsicht zu behandeln pflege, weil sie entweder gar nicht abzustellen sind, oder wenn man sie abstellen wollte, nur um so schlimmern Uebeln offnen Zugang bereiten würden.

Unterdessen hatte Graf Brühl für Preußen unterhandelt. Am 31. Jan. 1841 kam zu Münster der Bischoff von Eichstädt, Graf von Reisach, an, der vom Papst beauftragt war, mit dem alten Erzbischoff zu verhandeln. Dieser wies hartnäckig jeden Vergleich von sich und da der Generalvikar Hüsgen am 23. April starb, so war nun die ganze Diöces verwaist. Das Domkapitel wünschte direkt mit dem Erzbischoff zu verhandeln, doch wurde

dies nicht gestattet, und das Kapitel wählte nun den Domkapitular D. Müller, der in Berlin, aber nicht in Rom bestätigt wurde. Die Curie tadelte vielmehr das Domkapitel für diese Wahl und ernannte den Domkapitular Dr. Iven als Vikar und Administrator — gerade den Einzigen, der sich der Wahl Müllers widersetzt hatte! Anfangs wollte man in Berlin von ihm nichts wissen; allein die preußische Nachgibigkeit wich der römischen Hartnäckigkeit. Iven erhielt vielmehr bald die Erlaubniß zu ordiniren, zu administriren u. s. f., gleichsam zur Belohnung für seine Widersetzlichkeit gegen die Staatsgewalt. Der Erzbischoff aber erhielt hernach einen Nachfolger, einen Coadjutor, den Bischoff Geissel von Speier, indem er diesem gleichsam freiwillig seinen Sitz einräumte. Den Hauptgrund seiner Entfernung, die gemischten Ehen, hatte man bei Seite geschoben, d. h. man hatte den Zankapfel liegen lassen. Kein Wunder, daß Freund Dunin in Posen, solcher schwachen Nachgibigkeit gegenüber, die Intoleranz fort und fort auf's Aeußerste trieb; (dieser „Fromme" starb im Dec. 1842.) Diese Herrn wußten aber zu Zeiten auch Schlauheit unter der Maske der Loyalität als Waffe zu brauchen.. So schrieb z. B. der Bischoff von Ledebur in Paderborn kurz vor seinem Ende einen Brief an den König von Preußen, worin er diesen „frommen" Mann durch „loyale" und heuchlerische Declamationen für seine Sache zu gewinnen suchte. Die Hauptstelle im Schreiben dieses Sterbenden hieß: „Mein allergnädigster König und Herr, die Stiftungen, welche ich errichtet, empfehle ich Ihrem allerhöchsten Schutze und bitte demüthig und flehentlich, daß Ew. Majestät zu befehlen

geruhen mögen, daß mein letzter Wille in allen Punkten getreulich vollzogen werde. Insbesondre wage ich, Ew. Majestät anzuflehen, der Genossenschaft der barmherzigen Schwestern in Paderborn, welcher ich in meinem letzten Willen gedacht habe, Schutz und Gnade angedeihen zu lassen, die freie selbstständige Entwickelung dieses kirchlichen Instituts durch Fernhaltung hemmender Eingriffe huldreichst zu befördern und zu diesem Zwecke das Statut für die gedachte Genossenschaft Allergnädigst genehmigen zu wollen" u. s. w. Auch war Preußen so artig, den katholischen Bischöffen zu erlauben, da sie mit der römischen Kurie unmittelbar kommuniciren durften, was nicht einmal in Oesterreich gestattet war. Daß man gleichzeitig in Baiern alles Mögliche für den katholischen Klerus that und insbesondere nach Kräften gegen die gemischten Ehen eiferte, bedarf kaum erst der Erwähnung. Der Hofkaplan Eberhard in München wünschte auf der Kanzel den in gemischter Ehe lebenden katholischen Müttern, daß sie — Nattern gebären möchten! Es wurde dem Biedermanne eine Zeitlang die Kanzel untersagt und darnach kann man schließen, wie er gesprochen hatte. Selbst viele eifrige Katholiken nahmen Anstoß an diesem Prediger und selbst dem Papste konnte er nicht angenehm sein, denn — er heuchelte nicht, sondern sprach seinen consequent verfolgten fanatischen Unsinn ganz offen und unverholen aus. **1841** wurden zu den andern geistlichen Orden auch noch die jesuitischen Redemptoristen in Baiern aufgenommen und es kamen Wunder und Zeichen in Menge in diesem Lande vor, Kruzifixe verdrehten die Augen u. s. f. und ein sehr großes Wunder bei alldem war es, daß der

König einem Manne wie Jean Paul ein Denkmal setzen ließ (in Baireuth, enthüllt am 14. Dec. 1841.)

„Kirchliche Wirren“ sind eines von den Gewächsen, welche ganz besonders in Deutschland gedeihen und am Ende sollte es selbst in der alleinseligmachenden Kirche zu einem Schisma kommen, nachdem man die Kölner Angelegenheit fast schon vergessen hatte. Im Jahr 1844 stellte der Bischoff von Trier, Arnoldi, den dort befindlichen ungenähten Rock Christi (der sich übrigens in sehr vielen Exemplaren in dieser sündigen Welt befinden soll) zur Erbauung einer gläubigen Menge und zum besondern Nutzen der Gastwirthe in Trier aus. Weit über eine Million frommen Gesindels wallfahrtete dorthin, um die Reliquie zu schauen, die, versteht sich, so gütig war, einige Wunder zum Besten zu geben, deren sich der berühmte Bosko nicht hätte schämen dürfen. Es schien als sollte die Zeit der gottseligen Flagellanten zurückkehren. Die übrige, freilich gottlose, Welt staunte oder lächelte über das religiöse Schauspiel. Da trat plötzlich ein junger katholischer Priester mit einem kecken Wort in Form eines offnen Briefes gegen das heilige Werk auf, welches durch seine mangelnde Nath auch die deutschen Schneidergesellen schon gegen sich haben mußte. Das Sendschreiben jenes Priesters, Johannes Ronge in Schlesien, gab indeß der Empfindung aller Gegner des heiligen Possenspiels Worte und war in zahllosen Exemplaren bald allenthalben verbreitet, während es wie ein Blitzstrahl zündete.

Gleichzeitig mit diesem Rongeschen Sendschreiben wirkte in ähnlicher Weise ein anderes Ereigniß gegen das Papstthum. Nämlich die Bildung einer „apostolich-katholischen“

Gemeinde zu Schneidemühl in Posen, welche damals ihr antirömisches Glaubensbekenntniß veröffentlichte. An der Spitze dieser Gemeinde stand der Priester Czerski. Man hoffte damals, das Papstthum in kurzem völlig in Deutschland gestürzt zu sehen und daß alle deutschen Katholiken sich vereinigen möchten, „um sich der Herrschaft Roms zu entledigen und, frei von jedem fremden Einfluß, eine deutschkatholische Gemeinschaft zu bilden, welche, der alten Zwistigkeiten vergessend und von keinem egoistischen Pfaffenthum mehr aufgehetzt, in Frieden neben andern Konfessionen wohnen möchte.“ Ronge selbst erließ, kurz nachdem er seinen Brief veröffentlicht hatte, einen derartigen Aufruf an seine katholischen Glaubensgenossen in Deutschland. Im Laufe des nächsten Jahres schon (1845) fand das gegebene Beispiel in der That zahlreiche Nachahmung, aber freilich nur in denjenigen deutschen Gegenden, wo der Protestantismus überwiegend ist. In den ersten Monaten des genannten Jahres constituirte sich förmlich eine antirömische katholische Gemeinde deren Mitglieder, unter dem Namen Deutschkatholiken, von Tag zu Tag an Zahl zunahmen. Die Spalten deutscher Zeitungen entzogen den Familien-Angelegenheiten der Fürsten einen bedeutenden Raum und füllten diesen mit Deutschkatholicismus, während sich zugleich eine wahre Fluth von Broschüren mit dem Stoffe beschäftigte. Indeß wuchs trotz manichfacher Gegenbestrebungen die deutschkatholische Gemeinschaft mehr und mehr. Von allen Seiten, besonders aus allen Gegenden Deutschlands erhielten Ronge und Czerski Adressen und ähnliche Zeichen der Anerkennung und Aufmunterung. Der Letztere — der schon im De-

cemb. 1844 den Consens zu seiner Verheirathung erhalten und gleichzeitig den ersten Taufakt nach neuem Ritus vollzogen hatte — wurde unterm 23. Febr. vom Posener Domkapitel excommunicirt. Der Exkommunikationen sollten indeß bald so viele folgen, daß kein Mensch mehr darauf achtete. In den ersten Tagen des Jahres 1845 konstituirte sich die deutschkatholische Gemeinde zu Breslau und bald nachher traten auch mehrere katholische Geistliche zu dem neuen Bekenntniß über, z. B. ein Pfarrer Licht zu Leiwen bei Trier u. a. Schon zu Ostern des genannten J. zählte allein Schlesien an verschiedenen Orten zwei und zwanzig deutschkatholische Gemeinden. Gleichzeitig hielten zu Leipzig die sämmtlichen Gemeinden durch Abgeordnete eine Zusammenkunft, und auf diesem Concil vereinigte man sich zu einem gemeinsamen Glaubensbekenntniß und einer Kirchenverfassung. Mit diesem Schritte war die neue Kirche förmlich constituirt und es that derselben wenig Eintrag, daß sich in ihrem Schoße bereits wieder hier und da Spaltungen zeigten. Vortheilhaft für die Ausbreitung des Bekenntnisses aber waren Anfeindungen und tumultuarische Unternehmungen gegen die Anhänger derselben. Die Stifter der jungen Kirche sahen sich hier und da fanatischen Angriffen der römischkatholischen Menge ausgesetzt. So fanden z. B. in Posen im Juli, als Czerski daselbst Gottesdienst halten wollte, gewaltige Pöbelaufläufe statt und selbst (freilich keine zarten) Frauen und Mädchen zeigten sich bereit, den Ketzer zu steinigen. Allerdings mochte dort auch der polnische Patriotismus mitwirken. Auch in der schlesischen Stadt Tarnowitz kam im August ein arger Tumult vor, den die römisch-katho-

lischen Priester dort gegen Ronge anstifteten. Dreiviertel Jahre nach Gründung der ersten Gemeinden belief sich die Zahl aller Deutschkatholiken bereits auf ungefähr **50000**. Die deutschen Regierungen ließen im Allgemeinen der „Sekte" wohl Duldung widerfahren, doch hatte dieselbe Schwierigkeiten und Hemmnisse genug zu bekämpfen. Die deutschkatholische Angelegenheit beschäftigte aber, besonders in der ersten Hälfte des Jahres **1845**, die Gemüther allenthalben — freilich mußte die Religion auch diesmal wieder Anlaß geben, um Bürger gegen Bürger in Haß zu entflammen, und während sich sonst Alles zu vereinigen schien, um die lange Zeit zur Fabel gewordene deutsche Einheit zu einer Wahrheit zu machen, drohte kirchliche Parteisucht, wie vor Alters, das Werk zu untergraben. Während Ronge von seinen erklärten Anhängern und den Protestanten auf eine höhere Stufe gestellt wurde, als sie ihm vielleicht selbst begreiflich sein mochte, schleuderte man von ultramontaner Seite auf ihn und die Gleichgesinnten die heftigsten Schmähungen. Er hatte dagegen den Trost und Ruhm in Stahlstich und Lithographie allenthalben zu prangen, ja selbst auf tausenden von Pfeifenköpfen, welche überhaupt in späten Jahrhunderten ebenso gut als Hilfsmittel für Historiker dienen werden, wie für die Geschichte des Alterthums jetzt Münzen und ähnliche Gegenstände dienen müssen.

Sehr sorgfältig suchte Oesterreich seine Thüren dem Deutschkatholicismus zu verschließen, während es nach wie vor die Jesuiten begünstigte. Angenehm aber mußte im Grunde die ganze Angelegenheit den Regierungen der konstitutionellen Staaten sein, denn fast überall beschäftig=

ten sich ihrer Zeit die Kammern mit dem Deutschkatholicismus und behielten folglich zu andern, bedenklichern Geschäften um so weniger Zeit übrig.

V.

Angelegenheiten der protestantischen Kirche.

Ein weit verworreneres Bild zeigte die protestantische Kirche in ihren mannichfachen Spaltungen, obwohl im Grunde die Verhältnisse den katholischen sehr ähnlich waren. Was hinsichtlich der letztern der Papst, ist für jene Luther. Ein großer Theil der Nachfolger dieses großen Mannes verehren in ihm nicht den Reformator und nennen sich daher auch lieber Lutheraner oder Altlutheraner statt Protestanten, und wenn sie noch protestiren, so geschieht es nur gegen das Licht. Wohin dann und wann das sogenannte Altlutherthum, welches den Namen jenes Gefeierten schändet, führen kann, hat man bereits bei Gelegenheit der Mucker, der Stephanisten u. s. f. gesehen. Abgesehn von solchen einzelnen Richtungen theilten sich indeß auch die Glieder der protestantischen Kirche nur in zwei große Parteien; in die eine gehört Alles, was orthodor, mystisch, pietistisch, altlutherisch u. s. f. heißt, während wir in der andern Partei Alle umfassen, die sich Rationalisten, protestantische- oder Lichtfreunde u. s. f. nennen. Die deutschen Regierungen fanden durchweg für gut, die erstere Partei zu begünstigen und besonders fand diese jetzt, wie schon oben erwähnt, in Preußen ihre Pflege

seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. Seit Einführung der Union hatten die nichtunirten oder Altlutheraner dort nur als „Sekte" bestanden; nun aber fanden auch sie wieder Gnade vor den Augen des Herrn. Gegen heutiges Menschenwort eiferten diese Frommen gewaltig, aber heilig galt ihnen jedes vor 300 oder 2000 Jahren gesprochene Menschenwort, und wer der Vernunft folgen wollte, der mußte nothwendig ein arger Sünder sein. Alte verbrauchte und abgenutzte Gelehrte, wenn sie nur tüchtige Rückwärtsmänner waren, d. h. „fromme" und altgläubige, wurden jetzt mit Gnaden überschüttet, die man den Vernunftgläubigen entzog.

Indeß gewann die Partei der letztern doch mehr und mehr an Ausdehnung und that bald Schritte, (dahin gehören z. B. die Versammlungen der protestantischen Freunde), um dem Umsichgreifen und der wachsenden Macht der Partei der Dunkelmänner eine Schranke zu setzen. Besonders seit den Jahren 1844 und 45 gestalteten sich unter den Protestanten die Verhältnisse immer bewegter und auch hier blieb es nicht bei dem durch die Presse — in zahllosen Zeitungsartikeln und Flugschriften — geführten Kampfe, obwohl dieser ebenso zahlreiche als rüstige Kämpfer aufzuweisen hatte; aber man suchte jetzt auch mehr durch das unmittelbare mündliche Wort zu wirken, und man veranstaltete zu diesem Zwecke große Versammlungen. Unter den der protestantischen Kirche Angehörigen machten sich, wie oben erwähnt, durch ihre Bestrebungen jetzt vorzüglich die „Protestantischen Freunde", auch „Lichtfreunde" genannt, gegenüber den Altlutheranern, den Pietisten und allen Dunkelmännern bemerklich. Unter

denjenigen Geistlichen, welche man als Hauptwortführer der protestantischen Freunde betrachten konnte, zeichneten sich besonders Past. Wislicenus in Halle (hauptsächlich bekannt geworden durch ein Schriftchen, betitelt: Ob Schrift, ob Geist?) und Uhlich aus. Großes Aufsehen erregte es, als der erstere wegen seiner durch Schrift und Wort veröffentlichten Ansichten zur Verantwortung gezogen und in Folge der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung vom Amte suspendirt wurde. Man warf den rationalistischen Geistlichen vor: sie machten sich der Verletzung des auf die symbolischen Bücher geleisteten Eides schuldig. Dieser Umstand läßt sich nicht in Abrede stellen; da man die betreffenden Geistlichen aber damit nicht zugleich einer Verletzung dessen, was die Vernunft vorschreibt, beschuldigen konnte, so kann man auch nicht in Abrede stellen, daß diejenigen die meiste Schuld an den erregten Wirren trugen, welche auf der Leistung jenes mit der Vernunft nicht vereinbaren Eides bestanden. Die Altlutheraner aber erhielten (1845) in Preußen für ihre Gemeinschaft eine königliche „Generalconcession", während gleichzeitig die Absetzung des rationalistischen Predigers Rupp in Königsberg nicht geringes Aufsehen, wenn auch keine Verwunderung, erregte.

(Unter die Schöpfungen der protestantischen Kirche gehört auch der Gustav-Adolfs-Verein, welcher bereits — zum Gedächtniß des bekannten schwedischen Eroberers — in den ersten Jahren des vorhergehenden Jahrzehents zur Unterstützung hilfsbedürftiger Protestanten in katholischen Ländern gestiftet wurde. Dieser Verein wuchs von Jahr zu Jahr und war bald über das ganze

protestantische Deutschland ausgebreitet. Da jeder Mensch in seinem Innern glauben kann, was er will und das Aeußerliche bei der Religion doch nicht die Hauptsache ist, so darf der vernünftige Vaterlandsfreund allerdings klagen, daß die deutschen Länder durch diesen Verein beträchtliche Summen vergeuden, die nützlichern und humanern Zwecken dienen könnten. Allein, es ist einmal die Zeit der Vereine in Deutschland. Im Jahr 1846 machte dieser Gustav-Adolf-Verein besonders von sich reden, indem er den oben erwähnten Rupp ausstieß, weil dieser aus dem kirchlichen Verbande geschieden sei.)

Bei den vorerwähnten Umtrieben und Kämpfen, protestantischen sowohl als katholischen, war häufig von Jesuitismus die Rede, welcher die freien Bestrebungen zu vereiteln und zu hintertreiben suchte. Das Schlimmste aber dabei war, daß man allenthalben, auch da, wo Jesuiten nicht gesetzlich existiren dürfen, geheime Sendlinge derselben vermuthete. Wir haben an einer andern Stelle in Bezug auf diesen Umstand Folgendes geäußert. Ohne die mächtige Stütze des Jesuitismus würde das Papstthum vermuthlich längst untergegangen sein. Nur müssen wie sodann annehmen, daß Jesuitismus, nämlich das Wesen desselben, auch schon vor Loyola vorhanden war, und daß dieser nur das, was früher die Hierarchie gleichsam instinktmäßig leistete, in bestimmte Form brachte und zum bewußten System erhob. Denn ohne Jesuitismus im Allgemeinen ist gar keine Hierarchie denkbar. — Wie im Allgemeinen der Aberglaube — das innere Bedenken, die Feigheit der Menschen — der Hierarchie zur Grundlage ihres Baues dienen muß und auch dem Jesuitis-

mus dient, so ist es in Deutschland auch wieder die Romantik (die ohnehin die Schwester des Aberglaubens), welche als ein starkes Beförderungsmittel des kirchlichen Unwesens noch heute dienen muß. Allerdings wissen die Jesuiten auch den härtesten Boden für ihre Zwecke ergibig zu machen, aber wie trefflich müssen die Herren nicht erst wirken können, wo sie so fruchtbaren und empfänglichen Boden wie in Deutschland finden! Nichts ist dem Stehenbleiben oder Rückwärtsgehen, dem heillosen, widernatürlichen Conservatismus — der nur Mumien kennt, aber keine lebendigen Gestalten — nichts ist ihm so günstig, als die abergläubische Romantik der Deutschen. Man baut selbst Ruinen in Deutschland, — um den Widerspruch zwischen Leben und Moder auf die Spitze zu treiben. Es ist bereits oben angedeutet worden, daß wir den Begriff Jesuitismus in einem weiten Sinne fassen und unter Jesuiten nicht allein diejenigen verstehn, welche dem Orden wirklich und förmlich angehören. Es gibt heimliche Jesuiten und Gehilfen derselben, und in allen Ländern, in allen Verhältnissen des öffentlichen und des Privatlebens haben sie ihre Werkzeuge. Schlau genug wissen sie zu letztern oft Leute zu wählen, welche sich dessen, was sie fördern müssen, selbst nicht bewußt sind. Zahlreich besonders sind solche unwillkürliche und unbewußte Jesuitendiener unter den nichtkatholischen „Frommen", Mystikern, Pietisten, und wie sie alle heißen mögen. Das schleichende Jesuitengift, aus Dummheit, Sinnlichkeit und Servilismus gebraut, wissen sie geschickt allenthalben einzuflößen, und wie ihnen jedes Mittel willkommen ist, so treten sie bald als romantisch-poetische Schwärmer, bald als Pa-

trioten, als Almosenspender, barmherzige Brüder und Schwestern, Mäßigkeitsprediger, Stifter von Brüder- und Schwesternhäusern oder wohlthätigen Orden auf. Selbst für das Klosterwesen, diesen widernatürlichen Auswuchs, lassen sie in protestantischen Ländern protestantische Stimmen erschallen, so geschickt sind sie! Sie begeistern — wenn auch nur momentan — protestantische Bevölkerungen für den Wiederaufbau eines alten katholischen Doms; sie lassen bornirte Protestanten nach Wiedereinführung der Ohrenbeichte seufzen, — ja, darauf eben beruht ihre Hauptlist, daß sie scheinbare Gegner, bewußt oder unbewußt, für ihre Zwecke wirken lassen. — Der Deutsche ist sinnreich im Erfinden von neuen Wörtern; hat er sich einmal an einem Gerichte satt gegessen, so wird dafür ein Spottname erfunden, gleichsam um die Sache zu brandmarken, damit sich niemand mehr damit befassen soll. Solch ein Wort war zum Beispiel die „Franzosenfresserei"; — und nun warfen die Obskuranten den Andern, analog dem alten „Demagogenriecherei", Jesuitenriecherei vor. Nun wahrlich, man müßte das Geruchsvermögen verloren haben, wenn man nicht allenthalben die Nähe der infernalischen Gäste erkennen wollte. In allen Gewändern und unter allen Ständen lauern und arbeiten sie, und streben, bisweilen auf scheinbar weitem Umwege, doch immer auf ihr Ziel los. Die Welt wollen sie zu einem Treibhaus für die saubern Pflanzen Dummheit und Knechtschaft machen. —

Mit diesen Bemerkungen nehmen wir Abschied von den kirchlichen Angelegenheiten, um denselben nicht mehr Raum als billig zu gestatten. Manche dahin gehörige

Einzelheiten mögen indeß noch bei Gelegenheit der weltlichen Ereignisse, insofern sie mit diesen in zu innigem Zusammenhange stehen, berührt werden. —

VI.

Geschichte der einzelnen deutschen Staaten seit 1843.

Wohin ist sie geschwunden
Die alte gemüthliche Zeit,
Wo die Poeten gefunden
Am Hofe noch Topf und Kleid?

Jul. Mosen.

Deutschland zeigte sich von je als geistiger Tummelplatz für Alles, was die Welt bewegt und so gab es auch jetzt reichliche Gelegenheit, um die deutsche Vielseitigkeit — die nachgerade immer mehr in bequeme Charakterlosigkeit ausarten wollte — zu bewundern. Allein bei all den kirchlichen, socialistischen und andern Kämpfen, an denen sich der deutsche Michel zu betheiligen suchte, vergaß er doch die Loyalität nicht und freute sich herzlich, als Deutschland wieder um einige Grade höher unter den Völkern dadurch gestellt wurde, daß etliche deutsche Herzöge für ihren zeitherigen Titel „Durchlaucht" den neuerfundenen „Herzogliche Hoheit" annahmen. Die deutschen Zeitungen füllten sich an mit dieser großen deutschen Erscheinung, der „Hoheitsfrage!" und die deutschen Unterthanen lasen dankerfüllt, wie ihre Fürsten schon wieder so Großes zur Verherrlichung Deutschlands gethan. —

Die Politik mußte indeß im Jahr 1844 in den Hintergrund treten vor dem Lärmen, welchen einerseits kirchliche Wirren und andrerseits die sich vielfach geltend machenden materiellen Interessen erregten.

Dies war besonders auch in Preußen der Fall, wo vor Allem der bedrängte Zustand der Fabrikarbeiter die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Noth steigerte sich allenthalben mehr und mehr, bis das herrschende Elend auf verschiedenen Punkten Anlaß zu mehr oder minder heftigen Aufständen gab. So besonders unter den Spinnern und Webern des schlesischen Gebirges, zu deren Unterstützung sich an vielen Orten Vereine bildeten. Die Noth war jedoch zu groß, als daß eine schwache und momentane Hilfe hätte ausreichen können. Fast gleichzeitig brachen (am 4. Juni 1844) in den Fabrikorten Peterswaldau und Langenbielau (letzteres zählt ungefähr 12,000 Einwohner) ernstliche Unruhen aus. Mehrere Fabrik- und Wohngebäude wurden zerstört und nur mit Mühe vermochte das Militär die Unglücklichen auseinander zu treiben, wobei mehrere derselben getödtet und verwundet wurden. Versteht sich, daß man eine große Anzahl der Aufrührer einfing, um dieselben dafür zu strafen, daß sie laut gehungert hatten. Indeß warf man doch auch die Frage auf, wie dem Elend — und zwar gründlich — abzuhelfen sein möge. Man beschloß zu diesem Ende Vereine zu bilden, denn Alles will man ja durch kleine Staätchen im Staate machen — und auch das hat seinen nur zu triftigen Grund, nämlich weil der vorhandene Staat kein Gemeindestaat ist.

Auch mancher Wohlhabende vergeudete dazumal seine

Habe durch den Eisenbahnaktienschwindel, welchem amtlich durch Verordnungen wenigstens eine Gränze gesteckt wurde.

Preußen erlebte im Jahr 1844 außerdem noch ein Ereigniß, wie es bis dahin in seiner Geschichte nicht vorgekommen war. Am Morgen des 26. Juli versuchte der ehemalige Bürgermeister von Storkow, H. L. Tschech, wie man sagte, aus Rache wegen früher erlittener Kränkungen, den König zu erschießen, als dieser soeben in Begleitung der Königin vom Schlosse fuhr. Die beiden Kugeln des Mörders fehlten, (die „Frommen" meinten, durch ein Wunder), der Mörder ließ sich aber ohne Widerstand verhaften und wurde am 14. Dec. in aller Stille zu Spandau hingerichtet. In Folge seiner wunderbaren Rettung aber bewies sich der König (welcher den Mordanfall sehr geistreich als „dummen Spaß" bezeichnete) um so mehr den Nichtfrommen, d. h. den Rationalisten, den Lichtfreunden und dergleichen Leuten abgeneigt.

Eine angeblich auf gewaltsamen Umsturz der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse gerichtete Verschwörung kam im März 1845 im Hirschberger Thale in Schlesien zu Tage. Indeß erwies sich die Sache am Ende nicht so bedeutend, als sie ein als Spion gebrauchter Referendar gemacht hatte. Unruhige Scenen aber kamen an vielen Orten vor, z. B. in Berlin am 22. Juni wo das Volk einen Ball der vornehmen Welt gewaltsam störte. An verschiedenen Orten sahen sich arme Arbeiter (besonders die bei Eisenbahnen beschäftigten) zu gemeinsamen und gewaltthätigen Schritten veranlaßt, um höhern Lohn zu erzwingen. — Das unangenehmste Aufsehen durch ganz Deutschland erregte jedoch um jene Zeit die

Ausweisung der Herren v. Itzstein und Hecker, Mitglieder der badischen Ständeversammlung, aus Berlin, als dieselben, auf einer Erholungsreise begriffen, diese Stadt besuchten. Warum man sie auswies — das sagte man nicht; und doch befanden sich jene geachteten Männer nur innerhalb der Gränzen des Gesammtvaterlandes. Schuldig waren sie freilich, denn sie gehörten zur — liberalen Partei! und deshalb that wahrscheinlich auch der badische Gesandte in Berlin nichts für sie. Auch werden doch überhaupt deutsche Gesandte, die so sehr nützlich sind und überall so erstaunlich viel zu bedeuten haben, nicht dafür bezahlt, um sich um „Liberale" zu bekümmern.

Während im Osten des Landes verheerende Ueberschwemmungen den Wohlstand untergruben und hungernde Weber seufzten, bewies der König im Westen, am Rhein, daß das Nothgeschrei nur ein müßiges sein müßte und daß des Wohlstandes noch genug vorhanden sei, denn er gab der Königin von England Feste zum Besten, wo von den Kosten der Feuerwerke allein ein ganzes Gebirg voll Weber hätte Jahre lang leben können.

Um dem Volke eine Freude zu machen, gab der König demselben endlich das Gerücht, daß er mit nächstem dem Staate eine reichsständische Verfassung ertheilen würde. Ein Gerücht ist viel interessanter und auch viel romantischer, als etwas wirkliches, und somit bewies der Monarch durch jene Gabe auf's neue sein feines Gefühl für das Beste des Volkes.

Ein schweres Ungewitter begann seit Ende des Jahres 1845 im Osten emporzusteigen — eine polnische Ver-

schwörung, die sich zuerst in Posen kundgab und bald, besonders in Krakau und in Galizien, mehr oder minder heftig zum Ausbruch kam, ohne daß der polnischen Freiheit dadurch ein Dienst geleistet worden wäre. Zwischen Deutschen und Polen zeigten sich bei dieser Gelegenheit mancherlei Symptome nationaler Abneigung, wiewohl gar viele meinten, diese Abneigung sei weniger unter den Völkern wirklich vorhanden, als vielmehr von gewissen einzelnen Personen zu dem Zwecke als vorhanden geschildert, um bei den Deutschen einer zu starken Sympathie für die polnische Sache vorzubeugen. Diese Sympathie oder angebliche Antipathie bei dem deutschen Volke, so wie die nach den Gränzen stattfindenden Truppenmärsche sind das einzige, dessen hier zu gedenken ist; denn im Uebrigen hatte Deutschland mit jenem Ereignisse nichts gemein. —

Auch die unter österreichischer Herrschaft stehenden polnischen Landestheile (Galizien), betheiligten sich in ebenso heftiger als eigenthümlicher Weise bei der erwähnten Bewegung und es fand dort ein blutiger Bauernkrieg statt, dessen Schilderung uns indeß hier ebenso wenig beschäftigen kann. — Aber schon früher sollte das sonst so stille Oesterreich von ungewohnten Unruhen heimgesucht werden. Gleichzeitig mit den schlesischen Weberaufständen fanden ähnliche (Juli 1844) in Böhmen statt. Mangel an Verdienst und unnöthige Steigerung der Noth der Arbeiter durch unbarmherziges und eigenmächtiges Verfahren so mancher Fabrikherren war hier, wie dort, die Ursache, und Hunger und Elend, von gewissenlosen Brodherren selbst in die Hütten bedrückter Arbeiter geführt, waren die eigentlichen Aufwiegler. In Prag ließ man

gegen die aufrührerischen Fabrikarbeiter das Militär anrücken und viele Verwundete starben an ihren Verletzungen. So war ihnen der Hunger freilich gründlich gestillt. Auch in Reichenberg, dem Schauplatze der schlesischen Weberunruhen nahe liegend, fand am 3. Juli ein Aufstand der erbitterten Arbeiter statt, welche mehrere Fabriken zerstörten. Kurz nachher wüthete in den meisten österreichischen Staaten eine Rinderseuche, und kaum war dies Uebel verschwunden (1845) als ein großer Theil Böhmens von furchtbaren Ueberschwemmungen heimgesucht wurde. Zum Troste für Alles hatte der Staat die Freude, im Juni 1846 zu Wien ein großes Denkmal des Kaisers Franz errichtet zu sehen. —

Baiern zeigte gegen frühere Zeit wenig neue Seiten. Ein amtliches Blatt machte daselbst unterm 15. Februar 1844 folgendes königliche Rescript bekannt: „Die Ausdehnung und Wirksamkeit des zu Leipzig gegründeten und seither unter dem Namen: Gustav-Adolf-Stiftung weiter verbreiteten Vereins auf das Königreich wurde allerhöchsten Orts mit dem Beifügen verboten: daß 1) die von dem Vereine einzelnen baierischen Kirchengemeinden zugewendeten Unterstützungsbeiträge, wenn sie an ihren Bestimmungsort gelangen, mit der Warnung zurückgesendet werden sollen, künftighin solche Sendungen nach Baiern zu unterlassen, widrigenfalls die dahin gelangenden Unterstützungsbeiträge eingezogen und für irgend einen öffentlichen oder Stiftungszweck verwendet werden würden; 2) daß den baierischen Unterthanen jeder Verkehr mit dem besagten Vereine und jede Annahme einer Gabe von Seiten desselben, unter was immer für einer Form sie auch geschehen

möge, untersagt, gegen die Uebertreter aber die durch die Theilnahme an unerlaubten Vereinen begründete Bestrafung, bei Beamten und Geistlichen aber überdies die nach den Dienstverhältnissen zulässige Einschreitung veranlaßt werden sollte.“ O deutsches Gesammtvaterland! Gleichzeitig übernahm das Protektorat der in Baiern als demagogisch angeschwärzten Gustav-Adolf-Stiftung der — König von Preußen. Unruhige Auftritte sah auch Baiern damals und später noch einigemal, jedoch stets nur wegen — Erhöhung der Biertaxe. Viel Aufsehen erregte die baiersche Ständeversammlung durch freisinnige Kämpfe in der ersten Hälfte des Jahres 1846. Vorzüglich richteten sich diese Kämpfe gegen den Minister Abel, der allerdings, was zum Beispiel Klöster (gegen die Erbauung solcher liefen Petitionen ein) und andere baierische Herrlichkeiten der Neuzeit anlangt, sehr viel auf seinem Gewissen hat.

Das Großherzogthum Baden erlebte zu Anfang des Jahres 1846 eine Auflösung seiner Kammern. Dieser Umstand machte in Deutschland ziemliches Aufsehen, wie überhaupt Kammerauflösungen gewöhnlich; indeß muß man solches Aufsehen doch seltsam nennen, da man sich in Deutschland mit weit mehr Recht darüber wundern könnte, daß man Kammern überhaupt einberuft. Ein Schicksal theilte übrigens Baden damals mit dem ganzen freien Deutschland: daß es nämlich durch brutale Uebergriffe seines Militärs zu leiden hatte. Die Beispiele häuften sich um jene Ztit sehr, daß Soldaten ihre Ernährer mißhandelten, ja auch, mit oder ohne höhern Befehl, ermordeten. So geschah es in Mannheim, in Braun-

schweig, in Köln, in Leipzig und an vielen andern Orten im Gesammtvaterland.

In Kurhessen wurde 1845 nach fast zehnjähriger gerichtlicher Marter einer der politischen Angeklagten, Prof. Jordan, der durch sein Unglück in Jedermanns Mund gekommen, freigesprochen. Man hatte so lange Jahre hindurch also einen Unschuldigen durch eine unnütze Untersuchung gequält. Auch einer von den Fällen, die einem späten Geschichtsschreiber Gelegenheit geben werden, das heutige Deutschland zu verdammen und — auszulachen, daß es so naiv und verblendet sein konnte, seinerseits die alten Hexen- und Inquisitionsprozesse zu schmähen. O, über die heutige Welt, die sich in der Helle wähnt, weil sie ihr Dunkel vor lauter Nacht nicht sieht, die den Splitter in des mittelalterlichen Hexenrichters Auge sieht und den ungeheuren Balken in des heutigen Richters Dummkopf nicht! — So nämlich pflegen sich heutzutage gewisse Personen auszudrücken, welche die weisen Regierungen mit dem Namen „müßige Schreier" zu bezeichnen geruhen.

Im Königreich Hannover, über dessen Schicksal ganz Deutschland nicht in Harnisch, aber doch in Wortwechsel gerieth, dessen Schicksal selbst einen deutschen Grafen (v. Auersperg, in seinem nur handschriftlich in Umlauf gekommenen poetischen Zuruf an den vertriebenen Jac. Grimm,) staunen ließ:

— — daß einst ein Paar von kleinen Menschenlippen,
Geschaffen nur vom Herrn der Welt zu Kuß und Humpennippen,
Vielleicht auch noch zum Meineidspiel, ein Wort aussprechen möge,
Das dröhnend nachgehallt vom Belt bis zu den Alpen flöge!

— in diesem Hannover hallte und dröhnte jetzt nichts mehr, als höchstens ein Vivat für den Mann der eigenmächtig die Verfassung des Landes gestürzt hatte. König und Volk schienen in ein gar herzliches Einverständniß gerathen zu sein, alle Widersetzlichkeit war verschwunden, und das Volk zeigte sich so loyal, daß es z. B. (1845) denjenigen die Fenster einwarf, die zu Ehren des Königs nicht hell genug illuminirten. Der König war aber auch sehr gnädig, denn er ließ niemand erschießen, außer etwa armselige Wilddiebe; und einen seit 1831 gefangenen politischen Verurtheilten, den Dr. Seidenstícker, ließ er sogar unter der Bedingung frei, daß sich der Mann nach Amerika übersiedelte. Schönes Amerika! Deutschland ist so glücklich nicht, daß man in sein Gebiet solche Männer verweist. Freilich wäre die Strafe fast eben so hart, als das Knien vor dem Bilde jenes Königs.

Wie die meisten deutschen Staaten, soweit dieselben irgend an den Ereignissen der Zeit Theil nahmen, zeigte sich, besonders seit Ende des Jahres 1844, auch in Sachsen eine außerordentliche Aufregung. Der Grund derselben war im Allgemeinen wohl Mangel an Erfüllung längst gefühlter Wünsche und Hoffnungen; indeß waren es besonders und zunächst doch kirchliche Anliegen, welche als Grund der herrschenden Aufregung besonders in Sachsen im Vordergrunde standen. Wir sahen, wie ultramontane Uebergriffe und kecke Possenspiele der Pfaffen eine kräftige Opposition im Schooße der katholischen Kirche selbst hervorriefen und wie der erste Funke, welcher von freisinniger Hand unter die entzündbaren Gemüther geschleudert wurde, bald einen weit um sich

greifenden Brand veranlaßte. Für nichts ist das deutsche Volk so empfänglich, als für seine religiösen oder — kirchlichen Angelegenheiten, und so konnte man sich nicht wundern, wenn die neuauftretenden Wortführer kirchlicher Freiheit von allen Seiten mit Jubel begrüßt und mit beifälligen Adressen überschüttet wurden, wenn man überall Geldsammlungen für die jungen deutschkatholischen Gemeinden veranstaltete und mit Eifersucht jeden Schritt der Regierungen beobachtete, welcher der Bewegung hemmend entgegenzutreten drohte. Ein gleiches reges Leben fand, wie anderwärts so auch in Sachsen, in der protestantischen Kirche statt; auch hier traten „protestantische Freunde" zu gemeinsamen Wirken zusammen, und Stimmen, welche eine zeitgemäße freiere Kirchenverfassung forderten, wurden laut. Man bereitete zu diesem Ende eine Petition an die Stände vor. Die Regierung aber (man muß sich erinnern, daß das protestantische Sachsen ein zum Katholicismus übergetretenes Regentenhaus hat,) that einen der ersten Schritte in Deutschland gegen die katholische Reformation, indem sie eine Rongische Schrift verbot. Inzwischen (1845) bildeten sich auch in Leipzig und Dresden deutschkatholische Gemeinden und man verstieg sich theilweis sogar bis zu dem Wunsche und der Hoffnung, der König selbst möchte sich an die Spitze der neuen Gemeinde stellen und der Protektor derselben werden. Dies war freilich nur Meinung der minder gut unterrichteten Volksmasse, welche aber stets am leichtesten glaubt, was sie wünscht. Aber je höher gespannt die Hoffnungen, um so niederschlagender, ja erbitternder die Enttäuschung. Die Versammlungen protestantischer Freunde u. s. f. soll-

ten nicht mehr geduldet werden. Eine Bekanntmachung (vom 17. Juli 1845) der „in Evangelicis beauftragten Staatsminister" wollte alle derartigen Bestrebungen ausdrücklich verpönen. Es hieß unter anderm darin: „die Minister fühlen sich gedrungen, von solchen Versuchen" (z. B. gegen das Augsburgische Glaubensbekenntniß) „abzumahnen und öffentlich auszusprechen, daß sie, eingedenk der ihnen übertragenen Stellung, jenen Bestrebungen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten werden, daß sie daher auch die Bildung von Vereinen, so wie Versammlungen, welche darauf gerichtet sind, das Glaubensbekenntniß der Augsburgischen Konfessionsverwandten in Frage zu stellen oder anzugreifen, nicht dulden können, und, dem gemäß, das Verbot derselben veranlaßt haben. Sie sprechen dies öffentlich aus, zugleich zur Beruhigung und Ermuthigung für diejenigen, welche um das Fortbestehen unserer Kirche besorgt sind, wie zur Warnung für diejenigen, welche solche Bestrebungen veranlassen und unterhalten, und mit der sichern Erwartung, daß insbesondre die Geistlichen auch hierin den bei Antritt ihres Amtes eidlich übernommenen Pflichten treu nachkommen werden." Von mehrern Seiten liefen energische Protestationen gegen dieses Manifest ein, welche jedoch vom Ministerium nicht berücksichtigt wurden. Seit Jahresfrist waren bereits mehrfache Gerüchte, ebenfalls vom Volke bereitwillig geglaubt, von jesuitischen Umtrieben in Sachsen aufgetaucht, und wenn es bloße Gerüchte waren, so geschah doch nichts, um dieselben gründlich zu widerlegen. Dieser Art waren die Umstände welche die

herrschende aufgeregte Stimmung bedingten und die man als allgemeine Ursache eines trüben Ereignisses im August 1845 zu Leipzig anführte. Ein unbedeutender Tumult, dessen Entstehen ebenso leicht erklärlich, als sein rasches Aufhören natürlich gewesen wäre, wenn man ihn hätte im richtigen Gesichtspunkt beurtheilen wollen, wurde zu einem planmäßigen Aufruhr von der Regierung gestempelt. Nur die unmittelbaren Folgen dieses Tumults und überhaupt alles, was man damit in Zusammenhang brachte, machten denselben zu einer erheblichen Erscheinung. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, Prinz Johann, der Bruder des Königs, habe besondern Antheil an jenem ministeriellen Manifest gehabt; derselbe war als eifriger Katholik bekannt; unter den niedern Schichten der protestantischen Bevölkerung war man gewohnt und stets geneigt, römischkatholisch und jesuitisch für ziemlich gleichbedeutend zu halten und man trifft damit allerdings nicht weit vom Ziele. Prinz Johann erschien am 12. August in Leipzig, um als Generalkommandant der sächsischen Kommunalgarden über die dortige Musterung zu halten. Die Zuschauermasse gab bei dieser Gelegenheit sichtbare und hörbare Zeichen des Mißvergnügens. Man fürchtete vermuthlich eine Ruhestörung, denn man versah das Militär mit scharfen Patronen, während man gleichwohl die Kommunalgarde auseinander gehen ließ. Am Abend sammelte sich die Menge vor dem Gasthaus, in dessen Hintergebäude der Prinz mit den Behörden der Stadt speiste. Man tobte vorm Hause, schrie, sang und warf Steine nach den Fenstern. Die Kommunalgarde würde diese Menge mit leichter Mühe verscheucht haben. Statt

der Bürger rief man aber das Militär hinzu, welches auch sofort den weiten Platz vorm Hause säuberte, ohne Widerstand zu finden. Das Volk hatte sich weit zurückgezogen, als die Soldaten noch nachträglich zum Feuern kommandirt wurden, und so eine Anzahl friedlich heimkehrender Spaziergänger, die nicht entfernt bei dem tumultuarischen Auftritt betheiligt gewesen, durch den Rükken niederschossen. Dieser blutige, auch nicht einmal durch den Schein einer Nothwendigkeit gerechtfertigte Akt rief die höchste Entrüstung durch ganz Deutschland hervor — allein man weiß schon, was deutsche Entrüstung von heute bedeuten will. Die Leipziger begruben ihre Todten, und zwar sehr prächtig, und wer nicht todtgeschossen und begraben war, wurde bestraft. Es schien eine Zeitlang, als halte die Regierung Jeden, der überhaupt ein Leipziger war, für straffällig, aber an das fünfte Gebot, du sollst nicht tödten, dachten die frommen Herren nicht. Die Sachsen hofften sich in der nachfolgenden Ständeversammlung Recht zu erkämpfen, aber obwohl sie außerordentlich lange landtagten, trug vieles Geschrei doch keine Frucht. Auch konnte diese in keiner Weise füglich erwachsen, denn es herrschte im Ländchen (was übrigens auch auf das ganze Deutschland anwendbar ist) eitel Widerspruch in den meisten Angelegenheiten. So wurde z. B. der Petition um freiere kirchliche Verfassung eine andere um Fortbestehen der alten entgegengesetzt. Dabei seufzte auch die Presse unter schwerem Drucke, d. h. nur die liberale oder, um den offiziellen Ausdruck zu gebrauchen, die schlechte. Die gute, d. h. die unterwürfige, fromme, pantoffelküssende Presse durfte ungehin-

dert gedeihen, obwohl auch sie bisweilen sich gegen hohe Fürstenhäuser versündigte. So führte in jüngster Zeit ein derartiges Blatt (Sächs. Volksbl.), welches sich besonders der Vertretung der gottseligen Muckerinteressen befleißigt, den Fall an, daß derselbe große Friedrich II., der da sagte, in meinem Lande kann Jeder nach seiner Façon selig werden, einst hallische Pietisten wie Ungezicfer behandelt hätte, und bei dieser Gelegenheit schmähte jenes Blatt heftig gegen den todten Friedrich II. — und doch war dieser ein legitimer König, und doch verbieten Gesetze in deutschen Staaten, Nachtheiliges über verstorbene Regenten zu äußern! Ein „Liberaler" hätte solche Schmähung nicht wagen dürfen; nur ein Muckerblatt darf sich etwas Gesetzwidriges erlauben und die Mittel durch die Zwecke heiligen. — — —

Von würtembergischen Rechtsanwalten erging (schon 1843) ein Aufruf zu einer allgemeinen Advokatenversammlung Behufs gesetzmäßiger Thätigkeit für gemeinsame deutsche Rechts- und Gerichtsverfassung. Man erkannte, wie einflußreich eine solche Versammlung nicht nur auf die Belebung nationaler Gesinnung, sondern auch besonders auf die Fortbildung des deutschen Rechtslebens einwirken müsse. Man bestimmte Mainz als Ort der Versammlung. Preußen war jedoch der erste Staat, welcher seinerseits den Besuch der Versammlung verbot. Ebenso verfuhren andre Staaten und die hessische Regierung selbst legte am Ende in Mainz der Sache Schwierigkeiten in den Weg, weil dieselbe keine Gnade vor den

Augen des hohen Bundes finden konnte (1844.). Vermuthlich waren die Advokaten noch nicht reif und mündig genug zu einer solchen Berathung, denn jene gütige Fee, welche den regierenden Herren, zumal auch denen beim Bundestag, die Reife und Mündigkeit im hohen Schlummer bescheert, kehrt freilich nicht bei niedern Erdensöhnen ein. Auch mochte im obigen Falle das deutsche Recht überhaupt noch nicht recht reif zur Aernte sein. Auch spätere Versuche der Advokaten wurden nicht begünstigt. Wenn auch nicht durchs Recht, so wollte der Bund doch in andrer Weise für die Festigkeit Deutschlands sorgen und es wurde nun, wohl vorzüglich in Folge des französischen Kriegsgeschreies von 1840, wieder an den Bau der deutschen Bundesfestungen Ulm und Rastatt gedacht. Seit dem Jahre 1844 begann man ernstlich Hand ans Werk zu legen. Nachher gönnte sich der Herr Bundestag wieder lange Ferien und im heißen Sommer 1846 würde derselbe vielleicht völlig entschlummert sein, wären dazumal nicht einige Beschlüsse dringend nöthig geworden. Des einen Beschlusses, welcher sich auf Schleswig-Holstein bezog, werden wir noch unten gedenken; der andre, früher erlassene, betraf aber den Kommunismus und verbot allen Deutschen die Theilnahme an solchem.

Vom Kommunismus und was diesem verwandt ist, war bisher in vorliegendem Buche aus gutem Grunde wenig die Rede: es fehlte an geschichtlichen Thatsachen; denn was nur Einzelne theoretisch und aus Liebhaberei behandelten, kann unmöglich Anspruch auf Bedeutung einer solchen machen. Um übrigens der Sache in ihrer

Art, so weit es hier nöthig ist, Genüge zu thun, lass' ich folgende Geschichte folgen, die ich mir selber nachschreibe: — Es läuft in den Gegenden, wo vormals ein deutsches Staatswesen geblühet haben soll, noch heutigen Tages ein seltsames Gespenst um. Mit Gespenstern ist es eine eigne Sache, — wie soll man sie beschreiben, wenn man sie nicht selber gesehen hat? Gewiß wird es Wenige geben, die den christlich-germanischen Staat (dieser ist das, schon oben einmal erwähnte, Gespenst,) mit Augen gesehen hätten. Aber so viel weiß man, daß besagtes Gespenst zwei ganz verschiedenartige Köpfe hat, die durchaus nicht zu einander passen und nur in dem einen Punkte übereintreffen, daß einer so hohl wie der andre ist. Nun gibt es aber in dem Revier, allwo das Gespenst seinen Spuk treibt, eine Anzahl von berufenen und auserwählten Leuten, die als Meister vom Himmel gefallen sind. Diese Sonntagskinder sind auch die einzigen, welche das Gespenst von Angesicht zu Angesicht kennen. Diese Biedermänner hatten sich eines schönen Abends ihren Tisch vor's Haus ins Grüne tragen lassen. Die große Weisheitsschüssel ward auf den Tisch gestellt, vollgebrockt, umgerührt, und Alle löffelten wacker und spitzten behaglich die stattlichen Ohren, denn immer deutlicher hörten sie die Gräschen wachsen. „Wir haben endlich Hoffnung," sagte einer der weisen Herren, „endlich die thörige Welt dahin zu bringen, daß sie an den christlich-germanischen Staat glaubt, der ein gar gutes Wesen ist und keinerlei Unfug treibt, sondern Alles lässt, wie es ist und war." — „Freilich," sagte ein Anderer, „Alles muß bleiben. Die Juden müssen bleiben, ganz wie sie

sind, damit der christlich-germanische Staat Sündenböcke hat; Gott und Teufel, Himmel und Hölle, Alles muß ebenfalls bleiben, wie's war. Unsre Staatsmaschine muß bestehn, denn sie beruht ja auf der Schraube ohne Ende, ist kein Perpetuum mobile, aber befördert den blinden Gehorsam und erweist Alles Selbstdenken für Chimäre und Frevel. Es lebe die Maschine und die Gespenster! fort mit dem sogenannten Geiste! — Sitzen wir für die unmündigen Kinder nicht hier am Tische? und bricht, Dank unsrer Beharrlichkeit, nicht immer behaglichere Dämmerung ein, die bald zur vollkommenen Nacht, der Zeit der süßen Ruhe, werden wird?" — In diesem Augenblick erschienen athemlos einige Diener der Herren, sehr praktische, jeder hohlen Theorie abgeneigte Menschen, welche voll Entsetzen erklärten: Es lasse sich noch ein Spukgeist im Hause sehen, welcher dem christlich-germanischen Staate den Krieg ankündigte. Die Herren aßen schnell einige Löffel voll aus ihrer Schüssel, um die Fassung zu behaupten, und hörten dann den Bericht weiter. Das Wesen, welches sich sehen ließ, nannte sich Kommunismus, behauptete, keineswegs ein Gespenst, gleich dem christlich-germanischen Staate, sondern ein Geist zu sein, und trieb, wie die Diener meldeten, tausendfachen Unfug. Es arbeitete (gerade wie die Natur, die man auch gern mit Beschlag belegen möchte,) auf den Umsturz alles Bestehenden hin, nannte den Vorrath für die Weisheitsschüssel und die dazu gehörigen Brocken schlechte Brühe und Unrath, schlug den Fässern den Boden aus, verrückte Alles, was seit tausend Jahren am selben Orte gestanden, und tobte, mit einem Worte, ganz greulich. Die

Herren aßen wieder einige Löffel voll, fragten einander nach dem derzeitigen Preise des guten Rathes, und es stellte sich leider heraus, daß derselbe sehr theuer sei. „Das Beste dürfte sein, wir erklärten den Kommunismus für eine hohle Theorie!“ Aber sie sollten von dessen praktischem Wirken bald überzeugt werden. Unvermerkt hatte der Kommunismus einige Tropfen seiner alles Bestehende auflösenden Essenz zuvor in die Schüssel der Herren fallen lassen, und nun sollte die Noth erst recht angehen. Denn die Essenz begann zu wirken, und bald konnt' es keiner der Herren, von einem gewissen angstvollen Unbehagen gepeinigt, auf seinem Sitze länger aushalten. Sie mußten sich der genossenen Weisheit auf sehr unerfreuliche Weise entäußern. Aber auch die noch unverdaute Weisheitsbrühe hatten die Herren noch lieb, und wollten sie nicht wegfegen lassen, so sehr sich der Kommunismus auch anstrengte, das Haus von jeder Unreinigkeit zu säubern. Der christlich-germanische Staat sträubte sich nach Kräften dagegen und es entspann sich ein Kampf zwischen dem Gespenst und dem Geist, der, wie es heißt, mit des letztern Siege enden wird, sobald die löffelnden Herren einmal den Boden ihrer immer wieder gefüllten Schüssel erreicht haben werden. Nun aber nennen sie einen Jeden „Kommunist,“ der was andres will und denkt als sie, und der nicht ganz nach ihrem Sinne ist, gerade wie vor Zeiten die damaligen weisen Herren alles zum Antichrist stempelten, was sich mit einer andern Elle als der ihrigen messen lassen wollte. Die Extreme berühren einander übrigens auch hier, denn Gleichheit Aller (die einen nennen es christliche Gleichheit) wollen die Gegner beide.

Das Gespenst aber will diese Gleichheit im Himmel abzahlen, und gibt seinen Anhängern daher Anweisungen auf selbigen, zahlbar nach dem Tode beim Eintritt in gewisse schöne Regionen. Der Geist aber will die Gleichheit schon auf Erden, sofort und sogleich. Fragt man übrigens, wann jene Herren ihre Schüssel muthmaßlich einmal leergelöffelt haben werden, so ist die Antwort schwer zu geben. Es fehlt nicht an Vorrath an jener Weisheit und allem Anschein nach werden sich noch Kinder und Kindeskinder jener Herren daran zur Genüge satt essen können. Der Geist mag indeß protestiren und sich sein Recht reserviren; Zeit dazu hat er jedenfalls, denn — die Ewigkeit ist lang.

Die geängstigten guten Bürger in Deutschland schoben unter anderm dem vermeintlichen praktischen Wirken des Kommunismus die vielfachen Arbeiterunruhen in die Schuhe, welche während der letzten Jahre so auffällig häufig vorkamen und bisweilen zu Kämpfen auf Tod und Leben werden zu wollen schienen. Man sah nicht ein, daß Mangel und Hunger mächtiger sind, als alle Beredsamkeit, und nicht durch letztere, sondern durch jene wurden die Unruhen in Schlesien und an andern Orten hervorgerufen.

Uebrigens neigen sich, wie es scheint, die wilden Kommunisten, so weit ihrer in Deutschland zu finden sind, auch bereits von Tage zu Tage mehr der Frömmigkeit zu und werden christlich. Viele derselben kämpfen nur noch mit Bibelstellen und bei weitem die meisten werden — in ähnlicher Weise wie Ehren Görres und andere Biedermänner — dereinst noch sehr gute Bürger werden. —

Es ist schon daran erinnert worden, daß man einst Alle, die nicht am alten Sauerteig hingen, Protestanten oder Lutheraner nannte; auch den schönen Ausdruck „Schwärmgeister" hatte man damals (im 16. Jahrh.) erfunden. Aehnlicher Mißbrauch wurde später mit dem Worte Freigeist getrieben, in neuerer Zeit mit dem Worte Demagog; und so ist es heutzutage mit Socialisten und Kommunisten, besonders was die letztere Bezeichnung anlangt. Jede mögliche Erscheinung, welche die Perücken beunruhigen kann, sei es, daß eine neue Kirchengemeinde gegründet wird, oder daß man einer mißliebigen Person die Fenster einwirft, oder daß jemand über theure Preise der Lebensmittel klagt, Alles muß nothwendig von Kommunisten ausgehen, die man derzeit zu Sündenböcken erlesen hat. Uebrigens schadet dies im Grunde wenig. Die Zöpfe wittern nur, daß Alles, was in ihren Kram nicht taugt, in der Regel mit den socialistischen Bestrebungen zusammenhängt. Viele von der Antizopfpartei nennen ebenso Alles jesuitisch, was das Rückwärtsgehen oder Stehenbleiben unterstützen soll. — Daß die betreffenden Ideen, wegen deren Verbreitung auch der hohe Bundestag sein Veto ausgesprochen hat, sich auf Vernunft und Natur gründen, kann Niemand läugnen; und ebenso wenig ist zu verkennen, daß die menschliche Gesellschaft in ihrem heutigen Zustande mehr denn je von Natur und Vernunft abgewichen und nur in Folge langer Gewohnheit minder auffällig in ihrer Verkehrtheit ist. Stellt man zwischen unsern Zuständen und den vorgeschlagenen einen Vergleich an, so gewähren erstere einen sehr tragikomischen Anblick. Aber auch das viele Bessermachen und

Aendern im Einzelnen, woran diese Zeit reicher denn irgend eine, frommt keinenfalls. Es sind das, (im glücklichsten Falle nämlich, der auch nur selten eintritt,) lindernde Tropfen für den durch und durch wunden Körper, die aber keine Heilung zu bewirken vermögen. Man hat nun erkannt, welches Heil sich fast überall in der Association finden läßt, allein man übersieht, indem man tausend Vereine stiftet, daß man damit nur eine neue und schlimmere Zersplitterung fördert. Hinsichtlich des letztern Punktes hat unlängst jemand (Herr Teycker, im Allgem. Anz. d. Deutschen) ein gutes Wort gesprochen. „Nicht Vereine, sondern Gemeinden," sagt derselbe, „bilden die sichere Grundlage der Volkswohlfahrt. Das Herz blutet dem verständigen Vaterlandsfreund, ob der unsinnigen Vereinswuth, von welcher die Deutschen jetzt angesteckt zu sein scheinen. Sie führt zur Zersplitterung unsrer materiellen und geistigen Kräfte, zur Entzweiung unsrer Gemüther, zur völligen Auflösung des deutschen Gemeinwesens, zur Verflüchtigung des deutschen Geistes, wenn wir nicht bald nüchtern werden, wenn wir nicht bald zurückkehren zu der einzig richtigen Form des deutschen Volkslebens — der Gemeinde. Eine freie Gemeindeverfassung ist das Fundament der Volkswohlfahrt, aus ihr entwickelt sich ohne Zwang und ohne Zerrüttung die weitere Organisation des Gemeinwesens nach Gauen, Landschaften, Staat. Durch Einrichtung einer freien Gemeindeverfassung kann der Gemeingeist, dieses belebende Princip einer segensreichen Staatsverfassung, die Einzelnen durchdringen und zum Leben gelangen; nur dadurch wird es möglich, dem Bewußtsein eines Vaterlandes in den Deutschen

wieder zum Leben zu verhelfen. Sammeln wir im kleinsten Punkte die höchste Kraft, erweisen wir uns im engsten Kreise treu, so wird der Herr uns über viel setzen. Unsre Staatsregierungen machen uns noch so lange mit Recht den Vorwurf, daß wir für eine freie, auf Vertretung gegründete Staatsverfassung nicht reif sind, so lange wir in unsern Gemeinden den edlen Gemeinsinn nicht im ganzen Umfange zeigen, so lange noch der Kasten- und Corporationsgeist, der Egoismus und der Eigennutz unsern Mitbürgern gegenüber unser Handeln bestimmt; so lange wir im aufgedunsteten Kosmopolitismus unsere Kräfte zersplittern, statt dem Elende in unsrer Gemeinde mit allen materiellen und geistigen Kräften zu wehren; so lange wir mit heuchlerischer Frömmigkeit die Eiterbeulen menschlichen Elends unter unsern Augen unbeachtet lassen und wahrscheinliche Heilung ihm versagen, um ein Schönheitspflästerchen auf das Antlitz der Menschheit zu legen, welches nicht selten im nächsten Augenblick ihr tyrannischer oder geiler Buhle hohnlächelnd wegküßt. So lange wir mit eitler Selbstgefälligkeit noch der Menschheit dienen wollen, aber dem Menschen, dem Mitbürger, nicht nützen. — Es hat jeder in seiner Gemeinde vollauf zu thun. Wenigstens sollte jede Gemeinde nicht eher materielle Kräfte fern und außer ihr liegenden Zwecken opfern, so lange die Hyder des Elends in der Gemeinde noch das kraftvolle Zusammenwirken aller Glieder derselben erheischt. Wo ist eine Gemeinde in Deutschland, in welcher nicht Veranlassung gegeben wäre, das menschliche Elend in mannichfachen Gestalten zu bekämpfen und wo sich nicht Gelegenheit fände, das Menschenleben zu

veredeln, zu heben, zu verschönen? — das Vielregieren und das Bevormunden Seitens der Regierungen hat zwar manche edle Kräfte gebunden und ihre freiere Entwickelung gehemmt, aber auch die den Gemeinden bisher geöffneten Räume der Thätigkeit sind meistens schlecht ausgefüllt, und noch viel wüstes Land ist da liegen geblieben. In Rücksicht der Schulangelegenheiten, der Armenpflege, der Kirche, der Polizei u. s. f. ist selbst in Punkten, welche das Wesen berühren, nicht allein in den Städteordnungen, sondern auch in der Verfassung der Landgemeinden, dem einzelnen Bürger ein Raum für seine Thätigkeit gelassen, der noch in keiner Gemeinde nach Kräften ausgefüllt ist. Es wird wohl über die Regierung und die Verfassung vom Standpunkte des kannegießerlichen Kosmopolitismus aus räsonnirt und über den Mangel an Freiheit und Oeffentlichkeit geklagt; aber wahrlich, viele unsrer Stadtverordnetenkollegien sollten Gott und der Regierung es Dank wissen, daß sie hinter verschlossenen Thüren gutachten durften, damit ihre verkehrten, beschränkten und eigennützigen Vorschläge und Aeußerungen der Mit- und Nachwelt verborgen bleiben. Diese Pfennigfuchserei, wenn es sich um gemeinnützige Anstalten der eignen Gemeinde, und die Gespreiztheit und Dickthuerei, wenn es sich nur um weit entfernt, aber eben im Gesichtskreise der Gegenwart etwas hochliegende Zwecke handelt, die sich in den Stadtverordneten-, so wie in vielen Dorfrathsversammlungen nur zu oft kund gibt, würde, wenn sie sich vor offenen Thüren sehen lassen müßte, oft genug Bedauern und Lachen erregen. Die zahllosen Vereine zu wer weiß was für guten und sogenannten idealen

Zwecken machen das Uebel nur noch ärger. Dem Privaten kann man es freilich nicht verbieten, sein Geld launenhaft kindisch hinzuwerfen; aber wenn Gemeinden aus dem Gemeindeschatze zu so unsichern Unternehmungen, zu so vorübergehenden Zwecken, wie der Gustav-Adolfs-, der Borromäus-, der Pestalozzi-, und wie diese Vereine alle heißen mögen, die so ganz aus dem Leben der Gemeinden hinausliegen, und deren Erreichung so problematisch, von tausend außer unserm Einflusse liegenden Verhältnissen abhängig, deren Mittel ungehindert seitens der Unternehmer dem schändlichsten Mißbrauche preisgegeben sind, bedeutende Summen hergeben, um fernhin einem Elende zu wehren, das innerhalb der eignen Mauern und Zäune noch nicht beschwichtigt ist: dann wird es wohl Zeit, daß man dem Herzen Luft macht, und die Aufmerksamkeit jedes Vaterlandsfreundes auf einen Gegenstand lenkt, der über kurz oder lang uns Deutsche völlig elend macht und uns auf deutschem Boden des eigenen Vaterlandes beraubt. Gegen die Zwecke der Vereine will ich jetzt gar nichts einwenden, obgleich auch sie nicht immer rein und human, sondern häufig Demonstrationen gegen humane Bestrebungen sind — sondern ich will nur darauf aufmerksam machen, daß es kein rein menschliches Interesse gibt, das bei treuer Verwaltung einer Gemeinde, bei pünktlicher Erfüllung der Pflicht eines Bürgers nicht seine Befriedigung und seinen Vertreter fände. Dadurch aber, daß wir jeden reinmenschlichen Zweck in den Gesammtzweck der Gemeinde aufgehen lassen, bleiben 1) alle geistigen Kräfte auf diesen einen Punkt concentrirt. Mit großer Schärfe werden die Bedürfnisse

ermittelt und die Art und Weise, wie dieselben befriedigt werden können, erforscht, und wenigstens wird man nicht, hinstolpernd über das naheliegende Elend, nach dem himmlischen Jerusalem eilen wollen. Durch Consolidirung der Geisteskräfte auf diesen einen kleinen Punkt wird der Gemeingeist ein zweischneidiges Schwert werden, das auch dem trägsten Sinne den Staar sticht und die Augen öffnet, dann das Herz und endlich die Hand zum gemeinsamen Zwecke. Dann wird die brüderliche Liebe gebend und empfangend und widergebend nach dem Maße, nach welchem der Geist gibt, mitzutheilen, unter uns einkehren. 2) Alle materiellen Kräfte, deren viele jetzt für fernliegende ideale Zwecke nach Rom, nach Jerusalem, nach den Pelzuinseln, nach Südindien und Gott weiß wohin wandern, bleiben auf einem engen Kreise beisammen. Wir hätten gegen alle diese übermenschliche Ausdehnung und Verplämperung unsrer materiellen Mittel gar nichts einzuwenden, wenn wir sie in unsern deutschen Gemeinden und Staaten nicht selbst so kümmerlich nöthig brauchten, da immer noch Sanscülotten und Sanschemisen und Heiden genug unter uns ihr Elend vor unsern Augen mit sich herumschleppen, und wenn nicht diese Großthuerei uns selbst die Augen gegen unser eigenes Elend verblendete. Endlich aber sollten wir unsern strengen, haushälterischen Sinn in unsern Gemeinden bewähren und uns dadurch stärken für die Verwaltung der materiellen Kräfte in größern Gemeinwesen." Diesen Ansichten wird kein Vernünftiger seine Beistimmung versagen können; allein mit den Mißgriffen und Ausschweifungen darf man auch das eigentliche Wesen der Sache noch nicht verdammen wollen, das

Vereinswesen überhaupt. Die Vereinsstifter sollten nur nie vergessen, daß Vereine immer nur Mittel zu einem Zwecke sind und daß sie daher jedenfalls einmal aufhören müssen, entweder weil der Zweck, den sie erstreben sollten, erreicht ist, oder weil es sich herausstellt, daß derselbe nicht erreicht werden kann.

VII.

Neue Nahrung für den Patriotismus.

Es hatte schon den traurigen Anschein, als müßte sich diese Geschichte ganz und gar in langweilige Betrachtungen verlieren, etwa wie sich der Rhein, nachdem er eine hübsche Zeitlang frei und deutsch gewesen, im holländischen Schlamme verirrt und sich selber so unähnlich wird, daß ihn die guten Holländer nicht mehr Rhein, sondern Maas nennen; da sendet aber die Vorsehung plötzlich in in dem segenreichen Jahr 1846 noch einige Erscheinungen für Deutschland, welche in der Geschichte glänzen werden für alle Zeit. Ich meine nicht die Synode evangelischer Geistlichen im königlichen Berliner Schlosse, obwohl diese gewiß unter die freudigen Ereignisse gehört, denn weil sie die Spalten deutscher Zeitungen sehr, sehr lange mit ihren inhaltschweren Verhandlungen füllte, hielt sie den ehrlichen Michel vom Zeitungslesen ab und er konnte fleißiger spazieren gehen und sein träges Blut in Bewegung setzen; auch das nicht minder freudige Ereigniß, daß der Kronprinz von Würtemberg Schwiegersohn

des russischen Czars wurde, mein' ich nicht, sondern vielmehr den neuen Aufschwung, den der deutsche Gesammtpatriotismus in diesem Jahre nehmen sollte, weil das Deutschthum eines engern deutschen Vaterlandes in Gefahr gerieth. Es ist von der Schleswig-Holsteinischen Frage die Rede. Das Beste bei dieser Sache ist, daß diese Frage noch schwebt und daß also die Lösung derselben einer spätern Auflage des vorliegenden Werkes aufgespart werden kann. Der Hauptpunkt bei der ganzen Angelegenheit ist überhaupt nur der Umstand, daß der deutsche Patriotismus dadurch angeregt wurde, und diesen Umstand danken wir dem König von Dänemark, der auch deutscher Bundesfürst ist. Eigentlich nicht streng hieher gehörig, aber doch interessant und für die Geschichte wichtig als ein Beleg, wie sehr alle Dinge dem Wechsel unterworfen sind, ist eine Notiz, welche man im J. 1835 in Bezug auf Dänemark schrieb und welche lautet: „Die Zeit, wo Klopstock eine Ode an den Fürsten Dänemarks richtete, weil er der Hort und Schirm der Gedankenfreiheit war, ist dort längst auch dahin. Der deutsche Kaiser ließ 1790 an Friedrich, Kronprinzen von Dänemark, und eigentlich Herrscher desselben, das Ansinnen ergehen, strenge Zensur üben zu lassen; der es aber, ganz im Gegensatz der andern, gleich dazu bereitwilligen Höfe, entschieden zurückwies, denn, sang Klopstock:

„Daniens Vater denkt so nicht; von der Botschaft des Kaisers
Unverleitet, läßt er es stehn
Sein Gesetz auf der goldnen Tafel; die edele Kunst hört
Hier nie königlich Fesselgeklirr!“

Er hatte nämlich kurz vorher vollkommene Preßfreiheit bewilligt, ob er schon die unumschränkteste Herrschaft zu üben berechtigt war, und war ebenso der einzige gewesen, welcher dem Bunde der Könige gegen Frankreich nicht beitrat. Eine zweite Probe eines solchen Ansinnens hat jedoch Daniens Vater minder bestanden Sein Gesandter ist Mitglied bei der zur Bewachung der Presse niedergesetzten Kommission in Frankfurt, und das königliche Fesselgeklirr ist jetzt in Kopenhagen so gut gehört worden, wie damals nur am „Mälar" und an der „Newa". König Friedrich starb indeß bereits im J. 1839 und hinterließ seinem Nachfolger, Christian VIII., eine Menge Anliegen des Volkes, um Preßfreiheit u. s. f., ferner sehr viele Staatsschulden und einen Zwist, welcher sich zwischen den dänischen und deutschen Unterthanen entsponnen hatte und immer eifriger geführt wurde. Die Preßfreiheit konnte der König nun freilich als deutscher Bundessouverän den deutschen Unterthanen nicht gestatten, bemühte sich vielmehr denselben noch mancherlei Hemmnisse entgegenzusetzen. Im J. 1842 stellte die Regierung in Schleswig und Holstein sogar die Lieder der Bänkelsänger unter strengere Kontrole. Daß auch der dänisch-deutsche Federkrieg, (welcher sich seit 1835 entsponnen und seitdem von Jahr zu Jahr an Heftigkeit zugenommen hatte) unter Kontrole gestellt wurde, versteht sich von selbst. Der politische Punkt, um den sich die Sache dreht, ist folgender: Wofern der jetzt regierende König und dessen Sohn, der Kronprinz, ohne Kinder sterben, so kommt den Rechten nach das eigentliche Dänemark und Jütland an die weibliche Linie, während in den da-

von getrennten Herzogthümern Holstein und Schleswig die männliche Nachfolge eintritt und das Haus Holstein Sonderburg-Augustenburg an die Regierung kommt. Mit andern Worten, die jetzige Monarchie fällt dann auseinander und das alt und schwach gewordene eigentliche Dänemark muß die Schulden, die es macht, fortan allein tragen und wird unbedeutend in jeder Hinsicht, außer eben durch seine Schulden. Grund genug auf Seiten der Dänen, einer solchen Trennung mit allen Kräften entgegen zu arbeiten und die deutschen Herzogthümer womöglich zu dänisiren; für die letztern hingegen ebenfalls Grund genug, sich ihre Nationalität mit allen Kräften zu wahren, besonders seit das deutsche Gesammtvaterland seit 1815 so groß, stark und mächtig geworden ist. Wir beschränken uns hier, in Bezug auf diesen Kampf nur wenige Bemerkungen folgen zu lassen, weil derselbe, wie gesagt, noch nicht ausgekämpft und weil der Hauptpunkt für uns die Theilnahme ist, welche Deutschland diesem Kampfe schenkt. Schleswig, welches zum großen Theile deutsch, aber kein Bundesland ist, wünschte schon seit längerer Zeit dem deutschen Bunde, gleich Holstein, beitreten zu können, und schon in der Schleswigischen Ständeversammlung im Jahr 1842 wurde von einem Abgeordneten ausdrücklich ein Antrag deshalb gestellt. Allein was sind die Wünsche der Völkerchen gegenüber den Regierenden, den Mächten, die, wie wir schon oben gelernt haben, die Weltereignisse lenken! Auch Rußland gehört unter diejenigen Mächte, welche sich ein Recht auf jene Gegenden vorbehalten haben, und man muß sich nicht dadurch irren lassen, wenn gesagt wird, daß in jüngster

Zeit Rußland den Großmüthigen spielen zu wollen erklärt habe. (Rußland hat schon in früherer Zeit den Besitz Schleswigs für Dänemark garantirt.) Im Jahr 1843 schrieb man aus Kiel: Die Folgen einer Verbindung der russischen Herrscherfamilie mit dem präsumtiven Erben der dänischen Krone (diese Worte bezogen sich auf die Verlobung der Prinzessin Alexandra von Rußland mit dem Sohne des Landgrafen Wilhelm von Hessen) sind unabsehbar; auch unser Land wird in den Kreis der Folgerungen, die sich unmittelbar aus solchem Umstande ergeben, mit hineingezogen. Der Kieler Hafen ist nicht blos der beste, sondern auch der am leichtesten zu vertheidigende der ganzen deutschen Ostsee; selbst der Hafen von Reval kommt ihm nicht gleich. An der Mündung unsers Hafens reicht ein Zwölfpfünder bis zum entgegenstehenden Ufer mit Leichtigkeit hinüber. Welche Seemacht gibt es noch neben derjenigen auf der Ostsee, der Kopenhagen und Kiel nicht entgegen, Kronstadt und Reval entschieden unterworfen sind? Aehnliches deutet sich an im Gebiet der Frage über die Erbfolge in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Damals segelte freilich die preußische Amazone noch nicht in der Welt umher und die Furchtsamen konnten noch weniger als heute ahnen, was das Schicksal beschließen möge. Wunderlich aber ist es allerdings, daß man überhaupt Resultate, wie die als möglich angedeuteten, fürchten mußte. Die Völker Europa's, d. h. hauptsächlich die Deutschen, sind noch erbliche Dinge, die von Fremden erheirathet werden können; es ist das eine der schönen romantischen Hinterlassenschaften des Mittelalters, wo ein Fürst, nachdem er alt geworden und das Seine

gethan und genossen, Land und Volk in so viel Stücke theilte, als er Söhne hatte, und nun haben die einzelnen Stücke noch heutzutage das Vergnügen, hinüber und herüber geheirathet werden zu können.

Der Streit zwischen deutsch und dänisch währte indeß immer fort und während von der einen, der deutschen, Seite in Schleswig der Wunsch rege und ausgesprochen wurde, ganz an Deutschland angeschlossen zu werden, gab man sich auf der andern, der dänischen Seite Mühe auf eine immer engere Verbindung oder Verschmelzung der Herzogthümer mit dem Königreich hinzuarbeiten. In Deutschland verging eine geraume Zeit, ehe man die Sachlage anders als mit Gleichgiltigkeit zu betrachten anfing. Der braunschweigischen Ständeversammlung gebührt der Ruhm, eine der ersten gewesen zu sein, welche sich des Deutschthums jenseit der Eider annahmen. Dort wurde schon am **11. December 1844** ein Antrag in Sachen der Herzogthümer Schleswig-Holstein gestellt, um den Schutz des deutschen Bundes für dieselben zu ermitteln und die Stände nahmen sich des Antrags bereitwillig an. Die politischen Kannegießer begnügten sich indeß, grundgescheidte Gedanken über die dänische Thronfolge zu entwickeln. Man debattirte über Dänemark schon ganz auf dieselbe Weise, wie etwa über die Türkei und stellte eine Art polnischer Theilung in Aussicht, wofern nicht einer der berechtigten oder unberechtigten Bewerber, z. B. Rußland, gleich das Ganze für sich nehmen würde, um ferneren Streitigkeiten vorzubeugen. Das Schlimmste war und blieb, daß Dänemark in sich schon getheilt ist. Es besteht aus dreierlei Bestandtheilen, dem eigentlichen

Dänemark, welches die Inseln und den nördlichen größern Theil der Halbinsel umfaßt. Sodann aus dem großentheils von Deutschen bewohnten Herzogthume Schleswig, welches nicht zum deutschen Bunde gehört. Drittens dem Herzogthum Holstein (und daneben Lauenburg) welches nicht nur deutsch ist, sondern auch zum deutschen Bunde gehört. Wir wissen schon, daß Deutschland einmal schöne Gelegenheit hatte, alles was deutsch war, zu reklamiren, daß es aber aus Artigkeit gegen England, Rußland u. s. f. sich der Bescheidenheit befleißigte. Wäre nun aber bei der dänischen Dreiuneinigkeit statt Deutschland ein anderes Reich auf gleiche Weise betheiligt, so würde die Lage des dänischen Staates eine weit mißlichere sein, als sie es ist. Unter den obwaltenden Umständen mußte man sich indeß noch immer wundern, daß Ideen wie die vom Anschluß Schleswigs an Deutschland laut werden konnten. Dänemark kann die Herzogthümer nicht wohl entbehren, denn sie sind die reichsten, kultivirtesten, und, was die Bewohner anlangt, gebildetsten Theile des ganzen Reiches.

Seit der Einführung des officiellen Patriotismus hatte man indeß den deutschen Völkern auch gestattet sich der sehr unschädlichen Begeisterung für jenseits der Bundesgränzen liegende, deutsche Ländergebiete zu befleißigen. Der weitaussehenden Pläne hinsichtlich deutscher Kolonien, die ein wesentlicher Bestandtheil der großen Zukunft Deutschlands sind, und der damit in engem Zusammenhang stehenden wortreichen Bemühungen für deutsche Auswandrer nach Australien, Amerika und den Donauländern u. s. f., haben wir bereits flüchtig gedacht; außerdem kamen nun aber auch die verschiedenen altdeutschen und entfremdeten,

verwälschten, russificirten und verschleuderten Provinzen der Reihe nach in patriotischen Betracht. Da die Begeisterung für diese Dinge den hohen deutschen Herrschaften in keiner Weise irgend einen Abbruch thut, ja denselben, wenn auch nur theoretisch, sogar von Nutzen ist, so geruhten dieselben, wie gesagt, nichts gegen besagte Begeisterung einzuwenden. So wurden auch einzelne Stimmen dann und wann wegen des Elsaß mit dem schönen Straßburg laut. Ferner ereiferte man sich zur Abwechselung über die deutschen Ostseeländer, welche dem russischen Beglückungssysteme anheim gefallen sind. Endlich versuchten auch deutsche Schriftsteller das alte Flandern wieder zu erobern und dort ist es soweit gekommen, daß man eine halb deutsch halb flämisch geschriebene Zeitschrift erscheinen läßt, die aber nur als Kuriosität in etzlichen deutschen Lesegesellschaften kursirt, während die guten Flamänder sie nicht — lesen können. Zuletzt besann man sich denn auch — aufmerksam gemacht durch die Schleswiger selbst — daß Schleswig ein wieder zu eroberndes Stück Land sei. Gott behüt' uns, das Streben der guten Deutschen zu solchen Zwecken irgend wie verkennen zu wollen. Wahr ist indeß doch auch, daß es den deuschen Regierungen höchst erwünscht kommen muß, wenn sich ihre Völker und Kammern um etwas außer den Bundesgränzen Gelegenes recht eifrig bekümmern und darüber über das und jenes im Innern und unmittelbar vor Augen Liegende ein Auge zudrücken.

In Baden wurde 1845 in der zweiten Kammer von Hecker der Antrag gestellt: „die Kammer wolle den dringenden Wunsch zu Protokoll aussprechen, daß die Re-

gierung bei der hohen Bundesversammlung dahin wirken möge, daß die deutschen Regierungen im Interesse deutscher Nationalität und Integrität des deutschen Gesammtvaterlandes die geeigneten Schritte thun und Maßregeln ergreifen, um die Selbständigkeit der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu retten und die Einverleibung mit Dänemark abzuwenden." Aehnlich lauteten die betreffenden Anträge in andern deutschen Ständeversammlungen. Die Dänen aber — welche außerdem auch das deutsche benachbarte Lübeck auf vielfache Weise beeinträchtigen durften, eben weil es eine deutsche Stadt ist — meinten, die Deutschen hätten sich um die ganze Angelegenheit gar nicht zu kümmern. Die Parteien ließen es beide nicht an Demonstrationen fehlen, und es wurde in dieser Weise immer lebhafter in Dänemark und den Herzogthümern. Auch der greise E. M. Arndt brach noch eine Lanze gegen das Dänenthum. (Man sprach damals viel davon, daß auswärtige Mächte, z. B. auch Preußen, dafür garantirt hätten, daß Schleswig dänisch bleiben sollte. Dagegen blieb gerade vorzüglich mit Preußen eine Differenz auszugleichen, nämlich die alte Sundzollfrage, in welcher Dänemark nicht nachgeben zu wollen schien. Ein Plan, von welchem — 1845 — die Rede war, und der dahin ging, durch Herstellung eines schiffbaren Kanals in Schweden den Sundzoll gänzlich zu umgehen, lenkte eine Zeitlang die Aufmerksamkeit auf sich. Im Sommer jenes Jahres besuchte der König von Preußen selbst Kopenhagen, und es schien, als hätte man sich bei dieser Gelegenheit einstweilen über die Sache verständigt. Es geschah indeß weiter nichts, als daß am Ende der Ver-

trag über den Sundzoll bis 1851 erneuert wurde.) Sehr übel nahm es die dänische Regierung den schleswigischen und holsteinischen Sängern, welche bei einem großen Gesangfest in Würzburg (1845) ihre Nationalfahnen unter König Ludwigs Schutze hatten wehen lassen. Man verbot den Sängervereinen überhaupt, dergleichen dreifarbige Fahnen zu führen; die Sänger legten sich daher vierfarbige zu.

Eine ganz vortreffliche Meinung, die leider lange nicht genug beachtet worden ist, sprach jemand in der Augsb. Allgem. Zeitung aus, nämlich, daß Deutschland bereits eine deutsche Kriegsflotte hätte, die Schleswig-Holsteinische. Was an der dänischen Flotte irgend gut ist, und was für dieselbe bezahlt wird, ist deutsch! Schlimm ist freilich nur, daß diese schöne deutsche Flotte unter dänischem Kommando steht, wie denn auch fort und fort selbst das deutsche Bundescontingent Holsteins dänisch kommandirt wurde.

Zur deutschen Nationalangelegenheit wurde der betreffende Streit eigentlich erst im Jahr 1846 erhoben. Der König von Dänemark erließ da im Juli einen sogenannten „offenen Brief," worin er seine allerhöchste Meinung in Betreff der Erbfolge im entgegengesetzten Sinne des Volkes und der Rechte aussprach. Alsbald protestirte man, d. h. besonders von Seiten der Agnaten, gewaltig gegen diesen offnen Brief, welchen dem König ein übler Rathgeber diktirt haben mochte, und da fürstliche Personen gegen den König auftraten, so war zugleich auch der Unwille des deutschen Volkes sanktionirt und derselbe durfte allenfalls laut werden, ohne sogleich Festung und Arbeitshaus nach sich zu ziehen.

Jetzt geschah es denn, wo der deutsche Gesammtpatriotismus seinen neuen glänzenden Aufschwung nahm. Von allen Seiten aus Deutschland befleißigte man sich, an die deutschen Mitbrüder in den nordischen Herzogthümern Adressen zu erlassen, ihnen seine Theilnahme auszudrücken und zu erklären, daß man zwar gar nichts für sie thun könnte, aber sie nur durch aufmunternden Zuruf ermuthigen wollte, in dem patriotischen Kampfe selbst ihr möglichstes zu versuchen. Den Deutschen würde diese unerhörte Kühnheit vermuthlich übel bekommen sein, wäre der König von Dänemark durch seine offene Erklärung nicht den Rechten des deutschen Bundes, d. h. der Fürsten zu nahe getreten. Dies aber weckte den deutschen Bund zu Frankfurt selbst aus dem Schlummer und derselbe faßte einen Beschluß, wodurch dem König von Dänemark aufgetragen wurde, sich zu erinnern, daß derselbe deutscher Bundesfürst sei und somit alles zu vermeiden habe, was in die Rechte besagten Bundes eingreifen könnte. Von diesem hohen Bundesbeschlusse erhielten die Deutschen auf dem allernächsten Wege Kenntniß, nämlich direkt über Paris, wo derselbe zuerst im Journal des Debats veröffentlicht wurde. Die hohe Bundesversammlung gab den Deutschen zugleich zu verstehen, daß sie zwar allerhöchste Erlaubniß hätten, recht sehr patriotische Herzen im Busen zu tragen, daß sie aber solche Erlaubniß nicht mißdeuten und mißbrauchen, nicht allzubegeisterte Adressen und unbescheidene Demonstrationen laut werden lassen sollten.

„Werde nur nicht dreist und dreister!
Setz' nicht den Respekt bei Seiten
Vor den hohen Obrigkeiten
Und dem Herren Bürgermeister."

Der König von Dänemark, welcher sich zu einer etwas nachgibigen Erläuterung seines offenen Briefes veranlaßt fand, trug gleichwohl Bedenken, in der That dem deutschen Bundestagsbeschlusse gar zu schnell Folge zu leisten. Dagegen kam eine höchst interessante Erscheinung — oder vielmehr Nichterscheinung, nämlich die des Bundesbeschlusses — in Altona vor. In dieser deutschen, auch dem deutschen Bundesgebiet angehörigen Stadt strich der Censor in der Zeitung den Beschluß einer hohen deutschen Bundesversammlung! Wir armen niedern Erdensöhne können uns darnach schon trösten, wenn uns dann und wann etwas gestrichen wird, da selbst die Werke jener hohen Herren vor dem mörderischen Rothstift nicht sicher sind: Hatte der Bundestag seinen Beschluß vielleicht deshalb zuerst im censurfreien Frankreich erscheinen lassen? Vermuthlich werden in einem künftigen Falle die Frankfurter Herren ihre etwaigen Weisungen solcher Art in Bänden über zwanzig Bogen erscheinen lassen.

Es waren übrigens nicht nur die dänischen Agnaten, welche der Begeisterung des deutschen Volkes huldreich zulächelten; auch andre deutsche Fürsten hatten den Muth, trotz der Bundestäglichen Ermahnung, ihren Unterthanen ein aufmunterndes Wort in dieser Sache zu schenken. Der König Ludwig von Baiern zeichnete sich hierin sehr aus, und gab in huldvollen Schreiben denjenigen seiner unterthänigen Staatsbürger das allerhöchste patriotische

Wohlgefallen zu erkennen, welche an die deutschen schleswig-holsteinischen Brüder Adressen geschickt hatten; nur verlangte Se. Majestät dafür eine kleine Gegengefälligkeit, nämlich daß man Baiern mit dem y schreibe, um die Verwandschaft Baierns mit Griechenland und den altklassischen Werth dieses Landes anzudeuten.

Welches Ende und Ziel der deutsch-dänische Streit noch finden werde, bleibt freilich der Zukunft überlassen; inzwischen sind wir zufrieden in dem freudigen Bewußtsein, daß derselbe dem Gesammtpatriotismus wieder frische Nahrung gegeben hat, und um diese Errungenschaft werden die Deutschen am Ende auch leicht den Verlust einiger Stückchen Land verschmerzen. Eine seltsame Sache ist's um die Nationalität und den Patriotismus. Man verargt es in Deutschland Dänen, Franzosen und Russen, daß dieselben deutsche Elemente in ihr Fremdes umwandeln wollen, und gleichwohl verargt man es da den Deutschen nie, wenn sie slavisches germanisiren; im Gegentheil, man schrie in Deutschland gerade so heftig über die emancipationslustigen Slaven, wie man in Dänemark über die Deutschen schreit. Aber so ist's einmal. Das Völkerrecht beruht mehr denn jedes andre auf Egoismus statt auf Gegenseitigkeit, und der Grundsatz, Leben und Lebenlassen, gilt da wenig. So schicken z. B. auch die frommen Deutschen ihre christlichen Missionäre nach China und zu den Wilden, um diese durch teuflische Schauergeschichten zu erbauen und zu beglücken, und wenn jene Völker sich so wenig erbaut finden, daß sie die Beglücker todtschlagen, so erhebt man hier im lieben Vaterlande ein greuliches Lamento. Allein was würde unsre deutsche

Polizei dazu sagen, wenn plötzlich einige Bonzen oder Negerpriester im Herzen von Deutschland erschienen, und uns von der Herrlichkeit ihrer Götter überzeugen wollten? Man würde sie einsperren und im glimpflichsten Falle per Schub über die Gränze transportiren.

Die Geschichte ist ein wunderliches Gewebe. Weil die Regenten in Dänemark und in den Herzogthümern sich von altersher sehr fleißig bemüht haben, eine große Anzahl von Linien zu stiften, so ist in der Folge dadurch jener nationale Streit bedingt und von Deutschland ein Stück entfremdet worden; dagegen verdanken es nun auch wieder die Deutschen nur dem Vorhandensein jener Linien, daß sie patriotisch laut werden dürfen, ohne für Rebellen zu gelten. —

Wir sind gewiß weit entfernt, des hohen Bundestages — mit Respekt zu sagen — irgend in unziemender Weise gedenken zu wollen, selbst für den Fall, daß selbiger für gut finden sollte, sich ganz in eine hohe Bundesnacht umzuwandeln; nur des Umstandes muß, als historischen Faktums, ausdrücklich gedacht werden, daß sich in diesem letzten Jahre unsrer Geschichte, 1846, einige auffallende Widersprüche zwischen den deutschen Regierungen und dem Bundestage kund gaben. Wir sahen, daß Se. Majestät, König Ludwig von Baiern, das patriotische Adressiren billigte, während der Bundestag davon abgemahnt hatte. Derselbe König rechnete es sich bei einer Gelegenheit zum Ruhme an, das Turnwesen zu einer Zeit unterstützt zu haben, als selbiges anderwärts in Deutschland, und zwar von Bundeswegen, sehr verpönt war. Eine solche Aeußerung durfte freilich nur ein

König wagen. Indeß geschah dieselbe in dieser neuen Zeit, wo die Turnerei wieder zu Gnaden angenommen und erlaubt ist. Ein weit bedenklicherer Widerspruch gegen die Bundesverfügungen ging aber ebenfalls im genannten Jahre von Preußen aus. Dort wurde nämlich öffentlich in einer Zeitung ausgesprochen, daß Preußen faktisch Preßfreiheit besäße, während der Bund doch ausdrücklich Censur verlangt. Daß dieselbe öffentliche Erklärung theilweis vom Censor gestrichen worden war, schadete natürlich der faktischen Preßfreiheit nichts. Das Wichtigste dabei ist nur der gewagte Widerspruch. Zu alldem mußte auch noch der Umstand kommen, daß wir deutschen Unterthanen den Bundesbeschlüssen gegenüber gar nicht mehr wissen woran wir sind; ob wir dieselben lesen und befolgen dürfen, oder ob es uns nicht einen mißlichen Proceß zuziehen kann, wenn wir uns nach einem solchen Beschlusse richten und denselben als giltig hinnehmen wollen? denn das Altonaer Beispiel hat uns gelehrt, daß auch Bundesbeschlüsse zensurwidrig sein und gestrichen werden können. Man muß indeß die Sachen stets von der besten und erfreulichsten Seite aufzufassen suchen, und so dürfen wir vielleicht glauben, daß die erwähnten anscheinend seltsamen Erscheinungen nichts anderes sind, als Seitens des Bundestages und der Fürsten die ersten Schritte, Freiheit und Gleichheit in Deutschland durchweg einzuführen. Der hohe Bundestag macht den Anfang, und unterwirft sich selber zuerst dem Rothstift und stellt sich also den Unterthanen gleich; die Fürsten werden rebellisch und stellen sich damit ebenfalls den Un-

terthanen gleich, — wer will es noch verkennen, daß die Zeit des Heils und der allgemeinen Freude angebrochen?

Während in Deutschland im J. 1846 alles Mögliche geschah, um das Nationalbewußtsein zu stärken und den Patriotismus zu pflegen, so erlebten die Deutschen zum Ueberfluß auch wieder einmal die Freude, eine großartige Erfindung von einigen ihrer Söhne machen zu sehen. Deutschland hat vor Zeiten das Pulver erfunden und es wollte nun den Beweis liefern, daß es damit seine Erfindungskraft, was explodirende Stoffe anlangt, noch nicht erschöpft hätte. Zwei Deutsche, Schönbein und Böttcher, und darauf ein dritter Deutscher, Otto, und nach diesem etliche hundert andre Deutsche erfanden Alle ganz selbstständig die Schießbaumwolle, kürzer Schießwolle genannt, für welche auch vielleicht noch ein andrer hübscher deutscher Name, etwa aus Passows berühmtem Wörterbuch entlehnt, aufgefunden werden wird. Daß man für das Schießpulver etwas neues erfand, verdient noch besondern Dank deswegen, weil an der Erfindung des Pulvers ein unvertilgbarer Makel haftete. Dasselbe war nämlich eines der Hauptmittel gewesen, womit man das romantische Treiben der edlen Wegelagerer des Mittelalters aufhob, indem man mittels der neuen Erfindung deren bis dahin unbezwingliche Sitze zerstörte. An der Schießwolle haftet noch keine solche Sünde des Volksgeistes, dieselbe ist noch jungfräulich und wird ihre erste Wirksamkeit hoffentlich nicht gegen den romantischen Adel geltend machen. Den beiden ersten Erfindern hat daher auch der hohe Bundestag 100000 fl. zugebilligt. Der Umstand, ob die Erfindung dieser beiden andrer Art ist, als jene der

übrigen hunderte von Erfindern, wird erst in einer der künftigen Auflagen dieser Geschichte erörtert werden, da im Augenblicke die Sache noch unentschieden ist. Heutzutage bildet sich eine junge Erfindung rasch aus und so entdeckte man auch sofort, daß nicht nur die Baumwolle, sondern überhaupt jede Pflanzenfaser, wenn sie in gleicher Weise behandelt wird, explosiv ist. Unsre ganze Erdenwelt geräth auf diese Weise in eine bedenkliche und gefährdete Lage. Davon näher zu sprechen kann indeß hier nicht der Ort sein, ebensowenig als über die Weise, in welcher man künftig Salve schießen, wie man es mit den 101 Schüssen bei Geburt eines Prinzen u. s. f. halten wird. Gewiß ist, daß die Besitzer von Baumwollenplantagen in Zukunft immer den Himmel um europäische Völkerkriege anflehen werden. Die vielfachen und großartigen theils schon jetzt offenbaren, theils zu vermuthenden Folgen der Erfindung springen jedem von selbst ins Auge und es kann daher hier genügen, wenn nur der hohen Bedeutsamkeit im Allgemeinen gedacht wurde. Heilsam ist es ganz gewiß für die Welt und auch ganz besonders für die deutsche, daß endlich einmal etwas Explodirendes entdeckt wurde, nachdem der Charakter des „nassen Strohes" nur allzulange in allen Dingen vorgeherrscht hatte. Die Zeit will anbrechen, wo die Philister nicht mehr die abgedroschene Phrase vom „Umsturz Alles Bestehenden" bei jedem erfrischenden Windzug werden ausschreien dürfen, denn, wir widerholen es mit besonderm Nachdruck: selbst der hohe Bundestag verkündigt bereits Zensurwidriges und bezahlt ein Mittel zum Explodiren mit 100000 Gulden.

Es würde gar bald an Raum fehlen, wollte man alle großen Entdeckungen, Erfindungen und Offenbarungen dieser allerjüngsten Zeit auch nur kurz und flüchtig erwähnen. Nur des einen Umstandes sei noch gedacht, daß das letzte Jahr dieser Geschichte sehr reich an astronomischen Entdeckungen war, von denen ein nicht geringer Theil auf deutsche Rechnung kommt. Die Kometen zeigten sich am Himmel so reichlich und oft, daß man kaum mehr darnach fragen mochte. Selbst ein neuer Planet mit Satelliten wurde entdeckt, und — das schönste von Allem — eine Centralsonne für unsre Sternenwelt. Mädler, der geniale Entdecker dieser Sonne, ist — ominös genug! — ein russischer Staatsdiener, und die Entdeckung läßt sich daher vielleicht auch noch ganz besonders in Bezug auf unsre Erdenwelt symbolisch deuten.

Während man auf der einen Seite mit dem übernatürlichen und auf der andern Seite auch mit dem natürlichen Himmel so sehr vertraut wurde, konnt' es nicht Wunder nehmen, daß viele Leute von vornehmem Schwindel ergriffen wurden und ihren Standpunkt über den irdischen Parteien im himmlischen Blau einnahmen. —

VIII.

Schluß.

Als gewissenhafter Historiker müßt' ich es mir vielleicht, angelangt am Schlusse dieser Geschichte, zur Pflicht machen, sehr ausführlich all die verschiedenen Quellen,

aus denen ich im Schweiße des Angesichts schöpfte, aufzuzählen. Diese Pflicht mag indeß aus zwei Gründen unerfüllt bleiben. Erstens aus Bescheidenheit, weil ich mich selbst zu häufig anführen müßte, und zweitens weil hinsichtlich der übrigen Quellen schon an den betreffenden Stellen selbst das Nöthige geschehen ist. Ich könnte demnach unmittelbar schließen, da ja auch hier bereits dem Gesetz hinsichtlich der zwanzig Bogen und darüber genügt ist, benutze indeß einen kleinen Raum der mir bleibt, um auf die deutsche Geschichte im Allgemeinen noch einen ernsten Blick zu werfen und einige, früher flüchtiger angedeutete Gedanken im Zusammenhange zu geben. Auch ist es billig, daß das Ganze ernsthaft schließt, nachdem eine ernste Einleitung vorausgegangen. — Die Geschichte ist überall Tragödie, eine Shakesspearsche Tragödie, wo der Clown mit seinen Späßen hier und da über die Scene läuft und umsonst versucht, den Schmerz zu bannen. Die Späße sind doch nur die Folie für die Thränen. Aber welche Geschichte ist tragischer als die deutsche! Wo sind die Gegensätze greller und schmerzender! Wo finden sich so schneidende, durch nichts versöhnte Dissonanzen! — Ueberblicke man den Zeitraum von beinahe zwei Jahrtausenden und lasse die Bilder die er bietet, an sich vorüberziehen. Stelle man das Große, Rühmliche und Erhabene gegenüber dem Verderblichen und Schmachvollen, und ziehe daraus ein Resultat — es wird ein tiefschmerzliches sein, ein Resultat, wie es so recht für die christlichen Theologen paßt, die nach all dem Jammer noch eine Hoffnung, eine große herrliche Hoffnung, bieten, aber leider nur eine Hoffnung die nicht von dieser Welt spricht. — Deutschland ist immer die

Magd der Andern, die Aschenbrödel verwandten und fremden Gesindels gewesen; — aber es sind auch Wunder und Zauber nöthig, um es zu erlösen. — Betrachtet nur diese Geschichte in den letztvergangenen Jahrhunderten. Was hätte Deutschland werden können und was ist's geworden! Wir wollen nicht an Zeiten erinnern, die für uns so gut wie antediluvianisch geworden sind; wir wollen nur der letzten drei oder vier Jahrhunderte deutscher Geschichte gedenken. Zwar kann man nicht einmal sagen: Nehmt ein Buch dieser Geschichte zur Hand und vergegenwärtigt euch, wie Alles Große und Herrliche, wenn es erblühte, niedergedrückt, oder auch schon im Keime erstickt wurde. Wo ist ein solches Geschichtsbuch in Deutschland? Reich sind wir an solchen, welche das Volk selbst lästern und verketzern; welche Thaten mit stolzen Namen feiern, zu denen das Volk nur verführt wurde, während sie andere freie herrliche Thaten desselben mit Schmach brandmarken. Reich an solchen Büchern sind wir, die im Sinne der Pfaffen oder hoher und niedrer Vögte geschrieben sind, und die da Alles je nach Gelegenheit verdrehen, was geschehen ist. Sie stellen die schlimme Ursache als Wirkung dar und umgekehrt, je wie es die Herren gern hören mögen. Eine wahre und klare Geschichte des Volkes ist verwehrt und es fehlen die Schulmeister, welche die Kinder lehren könnten, zwischen den Zeilen zu lesen und das Falsche in klare Wahrheit zu übersetzen. Am wenigsten würden die preußischen Unteroffiziere in solchem Sinne gelehrt haben. — Vor Beginn des oben angedeuteten Zeitraums blühten die deutschen Städte und das freie Bürgerthum noch — deutsche Flotten durchschifften die Meere, der Handel der

deutschen Hanse war der Welthandel — die Universitäten waren wahrhafte Hochschulen und freie Pflegerinnen der Wissenschaft; noch nicht, wie später, Sitze lächerlicher Pedanterie, oder, wie noch später, Treibhäuser im Sinne des absoluten Herrscherthums; — aus den Werkstätten der Städte gingen Erfindungen hervor, welche die Welt in Erstaunen setzten, während sie dieselbe umgestalteten — Deutschland war noch voll Kraft im Innern und angesehen nach Außen — und die von den Städten ausgehende Freiheit brach die Macht der Ruhestörer, der Junker und Wegelagerer — und die Buchdruckerkunst ward erfunden, um das kräftigste Beförderungsmittel der Freiheit zu werden. Aber Deutschland, der Prometheus, der diesen Funken der Welt brachte, liegt dafür noch heute am Felsen geschmiedet. — Diese Erfindung gab die kräftigste Waffe, um den Hauptfeind, die römische Hierarchie zu bekämpfen. Luther und seine Zeit- und Kampfgenossen — Hutten — Sickingen und wie die Männer alle heißen — traten auf, und ein gewaltiger Aufschwung begann. Aber die Gegner — geistliche und weltliche — wußten schon damals geschickt den Samen des Verderbens, der Reaction, unter die junge Saat zu streuen, und gar bald brachten sie es dahin, daß man auf halbem Wege stehen blieb, um bald wieder rückwärts zu gehen. Man ließ dem Volke, wie zur Beschwichtigung, einen theilweisen Sieg, man ließ ihm kirchliche Freiheit — aber die bürgerliche ward mehr und mehr eingeengt und unterdrückt; man wußte recht wohl, daß kirchliche Freiheit ohne politische nichts ist, und daß man das Volk bei dieser scheinbaren einseitigen Freiheit um so sicherer zur Ver-

dumpfung führte. — Von da begannen die Zeiten der Entnervung für Deutschland. Der letzte verzweifelte Versuch des ganzen Volkes, sich seine Güter zu retten — der Bauernkrieg — war gescheitert; schmachvolle Zustände folgten nur zu bald dem herrlichen begeisterten Aufschwunge; der deutsche Name wurde geschändet, und das Edle und Große, was Einzelne noch leisteten, mußte wirkungslos vorüber und untergehen. Adel, Aristrokraten und Pfaffen hoben allenthalben wieder das Haupt, und Jeder opferte das Ganze ohne Bedenken dem Privatvortheile. Die spießbürgerliche Feigheit tröstete sich nun mit der vermeinten geistigen Errungenschaft, mit der Freiheit nach neuem Ritus zu singen und zu beten, und verzichtete dafür mit beklagenswerther Bereitwilligkeit und Gleichmuth auf ein freies Bürgerthum, welches der weltlichen Obrigkeit nicht gelegen war. Für Deutschland wurde dabei mehr und mehr die Hoffnung vernichtet, ein einiges starkes Reich zu werden. Nachtheilig für die Erreichung dieses Zieles wirkten auch die Kämpfe der protestantischen Fürsten gegen den Kaiser (schmalkaldischer Krieg), welche in ihren Folgen zu den traurigsten gehören, die Deutschland je gesehen hat. Der zweideutige, je nach Gelegenheit die für seine Erhöhung passendste Partei ergreifende Moritz von Sachsen gab einen der schönsten Theile Deutschlands an Frankreich preis, und kümmerte sich wenig darum, ob das deutsche Reich entkräftet und zerrüttet würde, sobald er nur die Macht seines Hauses zu befestigen vermochte. Die schlimmen Früchte des Verrathes blieben nicht aus. — Seit jener Zeit, wo Sachsen den Höhepunkt seines Glanzes in der Geschichte erreicht hatte, ist es nur noch berg-

unter gegangen und mit ihm ziemlich Hand in Hand Deutschland überhaupt hinsichtlich seiner Geltung nach außen und seiner Blüthe im Innern. — Der Protestantismus spielte zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine traurige Rolle, und die traurigste in seiner Wiege, in Sachsen selbst, wo z. B. die Kalvinisten eine fanatische Verfolgung erfuhren. Alles versumpfte und verdumpfte und der dreißigjährige Krieg machte vollständig, was etwa noch an der gänzlichen Versunkenheit fehlte. Deutschland war nicht mehr sein eigen, es ließ sich von Fremden zerfleischen und von Fremden zur Schlachtbank führen. Der Westfälische Friede, ein Denkmal seiner gränzenlosen Schmach, ward geschlossen, und nun spielte Deutschland, ein volles Jahrhundert lang, eine Rolle, so erbärmlich, knechtisch, verächtlich, wie sie kaum die Annalen eines andern Volkes aufweisen möchten. Die Entreißnng neuer Landestheile (Elsaß rc.) war bei weitem das allergeringste Mißgeschick jener Zeiten. Zerstückelung, Machtlosigkeit, Bestechlichkeit, Verrath, Knechtssinn, die lächerlichste und zugleich empörendste Pedanterie in Quisquilien, lauter Erbärmlichkeit, völliges Ersterben aller edlen Gesinnung — nur Aktenstaub und Perücken, aber kein Wort und kein Schwert für vaterländisches Recht — Schändung deutscher Sprache, Bücklinge und Knechtskomplimente gegen die fremden Herren, welche dafür unendliche Verachtung gaben, die man gehorsam hinnahm, um sie selbst wieder gegen niemand sonst außer gegen das eigne Blut und den eigenen Geist zu wenden: — das Alles war das Eigenthum jener Periode! das Alles und nichts Besseres wurde von Fürsten, Herren, Adel, Geistlichen und Ge-

lehrten genährt, — und nur in den Hütten, in den bescheidenen Kreisen des niedern Bürgers und Landmannes konnte der Genius der mit Schmach überschütteten Germania noch eine Zuflucht finden, um in Trauer die ferne Zeit zu erharren, wo er wieder hervortreten dürfte. — Noch jetzt waren die Regierungen die an Macht und Ansehen am mindesten gesunkenen, welche den Geist der Reformation gepflegt hatten. Sachsen hatte denselben bereits verleugnet und während sich benachbarte deutsche Länder mehr und mehr zu heben strebten, spielte jenes eine Rolle, um die kein anderes Land es beneiden konnte. Der siebenjährige Krieg (überhaupt Friedrichs II. Wirken) brachte den deutschen Namen zuerst wieder zu Ehren, obwohl er Deutschland selbst nicht eben frommen konnte. Deutschland ging einmal abwärts und der neue Aufschwung war diesmal einem andern Volke vorbehalten. Deutsche Höfe halfen Polen theilen und suchten die französische Revolution aufzuhalten. Thaten der Schmach gen Westen und Osten — und die Nemesis sandte dafür auch Schmach von Westen und Osten und bedroht die gesunkene Germania noch heute von beiden Seiten. — Durch die Ereignisse in neuerer Zeit, namentlich in Folge des Kampfes gegen Frankreich, ist das Volk mehr und mehr zum Bewußtsein geweckt, es ist aus seiner dumpfen Ruhe in etwas aufgerüttelt und auf Dasjenige, was ihm fehlt, hingewiesen worden. Karg sind aber die Früchte, die jene Erhebung ihm bis jetzt getragen hat, und jedermann weiß, daß fast jede Hoffnung, die erweckt wurde, noch unerfüllt ist. Man vergleiche den heutigen Zustand Deutschlands mit jenem vor und während der Reforma-

tion — welche Kraft und Fülle damals, welch tüchtiges Streben, welche rühmlichen Kämpfe und welche kühnen Hoffnungen für eine überreiche Zukunft — und jetzt? Die Enkel, die bestimmten Erben jener Herrlichkeit, haben das köstliche Gut vergeudet, verschleudert, mißachtet und vermodern lassen, und stehen nun als Bettler da, deren innere Kraft vernichtet. — Damals hatte der Strebende, ob auch Gefahr, doch noch freien Spielraum für sein Wirken, wenn er nur überhaupt ein rüstiger Kämpfer war; jetzt dürfte nicht einmal mehr ein Luther seinen vollen Blitz gegen die Hierarchie schleudern, denn der Geist wird überwacht und geknebelt. Wir müssen unmündig sein, wir dürfen die Vollkraft jenes fernen Jahrhunderts nicht mehr haben. Die Hutten dürfen nicht mehr gedeihen, dafür sorgt die Polizei. Nur damals war es den Leuten vergönnt, selbstständig zu denken und den Gedanken der Welt zu geben; uns dagegen will man zwingen, uns im besten Falle mit einigen aus jener Zeit überlieferten Brocken knechtisch zu begnügen, selbst aber nicht zu denken und jedenfalls zu schweigen. Betrachtet nur die Geschichte eures Volkes und erkennt unter anderm daran auch, was der polizeilich beaufsichtigte „gemäßigte" Fortschritt und die „ruhige Entwickelung" bedeutet. Wohin diese bei den ungeheuren Hoffnungen der Gegenwart führen werden? Vermuthlich nicht weiter, als daß nach Jahrhunderten noch ein müder Geschichtschreiber ausrufen kann: die Geschichte der Menschheit ist doch nichts als eine Räuber- und Gespenstergeschichte; dann und wann findet sich ein Mährlein von der Freiheit darein verflochten, aber zuletzt bestätigt Alles, was sich zeigt, doch immer wieder die alte Regel:

„Die großen Fische fressen stets die kleinen."

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.



